Copyright 1930 by Koehler & Amelang G. m. b. H., Leipzig
Druck der Offizin Haag-Drugulin AG., Leipzig
Printed in Germany

Inhalt

Seite

Vorspruch 7

Erstes Buch: Tätiges Wirken

1. Von Älplern, Orgelbauern und der Hörbig 11
2. Zwischenfrage 30
3. Jugendland 33
4. Es rief das Leben 67

Zweites Buch: Himmlische Schau

5. Dem Alltag fern 99
6. Die Entdeckung 106
7. Ein neuer Himmel grüßt die Erde 134
8. Ein Märtyrer steht auf 142

Drittes Buch: Schenkende Seele

9. Auftakt 187
10. Jenseits des Allzumenschlichen 190
11. Nachklang 261

Viertes Buch: Ewiger Mensch

12. Von Freunden, die man nicht vergißt 265
13. Besuch bei Doktor Faust 309
14. Kleine Schattenrisse 317
15. Es warnt Besinnlichkeit 340
16. Begnadete Persönlichkeit 347

Nachspruch 352

Namen- und Sachregister 355

Vorspruch

Dies bescheidene Buch soll künden: von einem Seher, der im Kulturstaub von Jahrhunderten eine silbrige Fährte fand — von einem Streiter, dessen Heldentum der Kranz des stillen Dulders ziert — von einem Entdecker ewig großen Sternenschicksals — von dem Bewahrer einer Kindheit, die nicht enden kann — von einem dennoch Glücklichen, den keine Brandung zu zerschellen mochte — von einem Menschen nicht zuletzt, dem Ruhen in Gott erfülltes Gebet seines Daseins ist.

Und ob die Neunmalweisen lächeln mögen, sie werden noch darauf verzichten lernen. Schreibt doch der eiserne Griffel des Weltgerichts auf Tafeln, die unzerbrechlich und unvergänglich gleich dem Meister sind, der diesen Griffel führt.

Es ist das Schicksal aller menschlichen Kulturen, einmal müde und abgestumpft zu werden, — wenn Wissen um Welt und Dasein sich tot gelaufen haben, wenn Silbenstecherei und verbrämter Kleinmut herrschen, wenn Altäre stürzen und Achtung vor dem Göttlichen verboten ist. Die Zeit der schöpferischen Armut ist's, da der Künstler inhaltslos entgleist, der Lebensforscher das Wunder des Lebens verneint, der Mensch schlechthin auf die Außenseite der Dinge springt und vergeblich nach in sich gekehrter Lebensbejahung strebt. Verebbt sind die tiefsten Brunnen der Erkenntnis, nur noch träge zittert eine Wasserader über holpriges Gestein. Es fehlt die große beglückende Schau, die Sinngebung ans Ganze entdeckt, Menschen und Sterne zusammenkettet, die Dulder schafft und beten lehrt. Ein Zeitalter mit solchen Fehlermarken verlangt ein neues Morgenrot.

Doch es leuchtet schon, seit unser Seher die Tore fand, die nur ganz wenigen Auserwählten offen stehen. Und was es hinter diesen Toren zu schauen gab, liegt in der Wirkung des Schauenden auf seine Mitwelt begründet. Hier muß das Befragen verstummen, muß an Stelle hinlänglichen Wissensgutes, mit welchem allein es kein Auslangen gibt, zugleich auch gläubige Demut treten.

Dante schuf seine göttliche Komödie und ließ den Dünkel von Jahrtau-

senden daran verbluten. Goethe sah tief hinein ins volle Menschenleben und zog in kühnen Strichen den Grenzwall vor letzten Urbegebenheiten. Nietzsche überbot sich selbst und verbarg hinter der Maske des „Boshaftigen" seine die Menschheit versuchende Schicksalssendung.

Es sind immer Gotterwählte, die letzten Endes bestimmen, was unzweideutig den Wesenszug der Kultur bestimmt. Aber es scheint auch ein notwendig unausgesprochenes Gesetz zu bestehen, daß in der Folge der spärlich Auserwählten ein sonderlich Begnadeter einen gewissen Schlußstrich zieht und Neuland sichtet, von dem Jahrhunderte erst zehren müssen. Er überrennt das letzte Hindernis, bricht über den letzten Stück um Stück gehäuften Schwellenwert hinweg, schwingt eine Fackel promethidengleich und leuchtet hinein in das letzte Eckchen Finsternis.

Aber ein Großteil dieser Menschheit ist schwerfällig und aus unabänderlicher Beschränktheit schuldlos boshaft zugleich. Er läßt Helden zu Kreuze kriechen und erspart niemandem sein Golgatha. Doch wo sich dieses ganz groß und echt erfüllt, folgt ihm das Auferstehungswunder nach. Dann ist die Welt bestürzt, indessen bald beruhigt und weiß nur noch zu sagen: wie wundervoll, wie selbstverständlich doch . . . So war es immer schon gewesen und erst der Denkmalsbau der Enkel sucht über Vorväterssünden hinwegzutäuschen.

Wer Ohren hat zu hören, der vernehme dieserhalb vom Leidensgange unseres Fackelträgers, von seiner Sendung und Berufung, von Stunden herbsten Zweifels und berauschender Glückseligkeit. Und wer andächtig zu lauschen vermag, der spüre etwas von jenem ureigenen Dreiklang seines Lebens: jener Sinfonie, die technisches Vermögen in kosmische Weiten rückt, jener Tiefschau des Daseins, die zu den Urmüttern und speisenden Quellen irdischen Schicksals führt, jener Ursprünglichkeit, die zwangsläufig aus göttlicher Gnade heraus ihre Sendung vollenden muß.

Uralt wie das Leuchten der Sterne ist die Sehnsucht des Menschen nach Erkenntnis des Weltlaufes und der Weltgesetze, doch nicht minder alt die ruhlose Wandelbarkeit ihrer Ausdeutung. Hier werden Dinge zwischen Himmel und Erde kund, die schon erschüttern lassen. Aber auch solche, die dann nachträglich zur vollendeten Begeisterung locken. Würde ein Tonkünstler den Sinn dieser Worte zu meistern haben, er würde von wuchtigsten Akkorden zum leisen, ja zum leisesten Verdämmern gleiten müssen. So aber mag sich nur stümperhaft erfüllen können, was die Welt über Hanns Hörbiger, dem Vereinsamtesten aller Einsamen, erstmals erfahren soll.

Erstes Buch

Tätiges Wirken

Von Älplern, Orgelbauern und der Hörbig

Das altvertraute Sprichwort sagt, daß jeder so schläft, wie er sich bettet. Damit hat es aber nur die halbe Wahrheit ausgesprochen. Denn schließlich ist jeder von uns nicht nur ein Ergebnis seiner Umwelt, mit welcher er sich mehr oder minder glücklich abzufinden hat, sondern auch das seiner Stammverbundenheit. Es mag jemand seine Lebenstage noch so eindeutig bestimmt durchschreiten. Sein kurzbefristetes waches Dasein auf diesem Planeten ist allenthalben doch nur ein einziges Kettenglied. Der schlichteste Volksverstand weiß, daß man die Glieder vordem nicht allzu stiefmütterlich vernachlässigen darf.

Kurz währt der lenzliche Knospensprung eines Haselbaumes, kurz die zur Frucht sich wandelnde Blüte und kurz die verklingende Sinfonie seines Laubabwurfes. Doch das Stammwerk überdauert Jahr um Jahr und gibt dem Geschlecht als solchem sein Gepräge — sei es nun trotzig und unabänderlich hart der Umwelt gewachsen, oder sei es behaftet mit Spuren allzu rascher Vergänglichkeit. Und ein Menschenleben mag sich dieses Beispiel zum Gleichnis wählen. Es soll knospen, blühen und wie das Laub verwehen, das Stammwerk kann es nie verleugnen.

So möchte ich verstehen, daß kerniger Reckenmut in jenen Wetterbäumen tätig ist, die wie ein Sinnzeichen des Nievergänglichen die sturmumpeitschten Gipfelhöhen der Hochgebirgswelt schmücken. Und ich möchte weiter sagen, daß dorten auch Menschengeschlechter reifen, die eindringlicher als sonstwo dem Urklang der Schöpfung nahe stehen. Als der Maler Segantini jenen gewaltigen Triptychon vom Sein, Werden und Vergehen schuf, den man heute im bescheidenen Museum von St. Moritz bewundern mag, hatte er, wie niemand in gleicher Stärke zuvor, diese stille Weisheit schöpferisch gebannt. Diesem Siegelbewahrer unverwaschener Ursprünglichkeit war auch nicht entgangen, daß der dem Dunst der Tiefe entrückte Mensch ungleich echt und kindlich zu bleiben vermag. So will es mir die vom Künstler verwandte dünne Schichtung ungebrochener Farben künden. Und aus gleichem Empfinden heraus mag schon der junge

Dürer jene köstlichen Landschaftsblätter aus Tirol geschaffen haben, die wie ein begnadeter Anfang die Alpenmalerei begleiten.

Hinter diesen scheinbar wahllos herausgestellten Worten verbirgt sich wohlweislich jene Welt, in die wir hinaufsteigen und eindringen müssen, um einen Spähblick in das Geschlecht der Hörbiger zu gewinnen.

Es ist seit alten Tagen her in den Alpen beheimatet und hat zum mindesten immer wieder ein Stück Alpengebiet zu seiner Umwelt erwählt. Und wir werden sehen, wie Hanns Hörbigers Jugend selbst mehr oder minder schicksalsbedingt von jener ebenso ungebändigten wie mildverträumten Bergwelt begleitet wird, die sozusagen Vollnaturen schafft, kindlich und anmutig, im gewissen Sinne trotzig, aber auch wieder milde zugleich.

Ich brauche hier nicht die Probe aufs Exempel zu machen und erneut zu sagen, daß gar manche Menschenschicksale in dieser duftigen Alpenwelt Akte irgendwelcher Begnadung erfuhren. Ich denke jetzt nur an die noch zahlreich gehäuften Inseln sinnigster Weltverlorenheit, wo Tage und Nächte zeitlos verrinnen, keine Willkür eines erdverlorenen Fortschritts stört und keine Naturentfremdung den Ursinn der Menschwerdung entwürdigt. Und ich wähle mir als Bürgschaft hierfür des Alphorns melodische Ursprünglichkeit und des Almschreis urlustvollen Laut.

Aber ich muß eine Auswahl in dieser Bergwelt mit Alpenrosenglut und blauem Enzian treffen. Der rote Wappenadler im silbernen Felde — Tirol, gebietet Halt. Ein schuldiger Respekt vor diesem Ländchen wird augenblicklich wieder wach, mag es auch heute nicht mehr das Land um den Brenner sein. Unwillkürlich lebt ein Stück Geschichte auf, wird lebendig und sprüht von Heldentrotz, weckt Gefühle für angestammte Art und Sitte und malt in großen Strichen ein ewiges Heimweh für Volk und Vaterland. Und hinter der Härte der Bergwelt verbirgt sich trotz allem die Geradheit und Anmut Defreggerscher Gestalten. Das erdverbundene Schicksal wird zum Spiel der Heiterkeit und tausend bunte Zwerge bezwingen schalkhaft die Not des Augenblickes.

Unser Ausblick zwingt uns, nochmals enger zu umgrenzen. Nordosttirol ist das Fleckchen buntgewürfelter Erde, wo wir verweilen müssen. Von Innsbruck kommend stromabwärts führt der Weg. Und wo zwei kühngetürmte Felskegel das weltbekannte Dorado des Zillertales behüten, klebt wie ein Vogelnest daran ein weißgetünchtes Gotteshaus. Ein gar wundersames Naturbild bietet sich dem ostwärts spähenden Auge dar. Erst bei den schroffen Wänden des Kaisergebirges und des Steinernen Meeres strandet der Blick, um schließlich am Wiesen umsäumten Lauf des Inns zu haften. Und wo hier die Felswände des Sonnwendjoches und dort ein Sporn der Gratlspitze das Inntal fast zusammenschnüren, guckt vorwitzig ein Teil des altehrwürdigen Städtchens Rattenberg heraus.

Ein Zauber eigener Art begleitet das deutschtiroler Leben der bescheidenen Winkelgassen. Kleinbürgerliches Geschehen hat sich hier versonnen durch die Zeiten gerettet. Da unser Ziel dem hoch im nördlichen Auslauf der Kitzbühler Alpen gelegenen Flecken Thierbach gilt, ist von Rattenberg aus übers Zimmermoos und die Holzalpe der eine mögliche Aufstieg dorthin gegeben. Wenn allerdings der Winter noch seine kalte Hand im Spiele hat, ist ein Fußmarsch von Wörgl aus über Nieder- und Oberau vorzuziehen. Mögen Altertumsforscher hier noch unentwegt nach der alten Römersiedlung Masciacum suchen, möge das Bild des vor den Bayern flüchtenden Reitergenerals Casteller lebendig werden, uns leiten schon andere Wünsche.

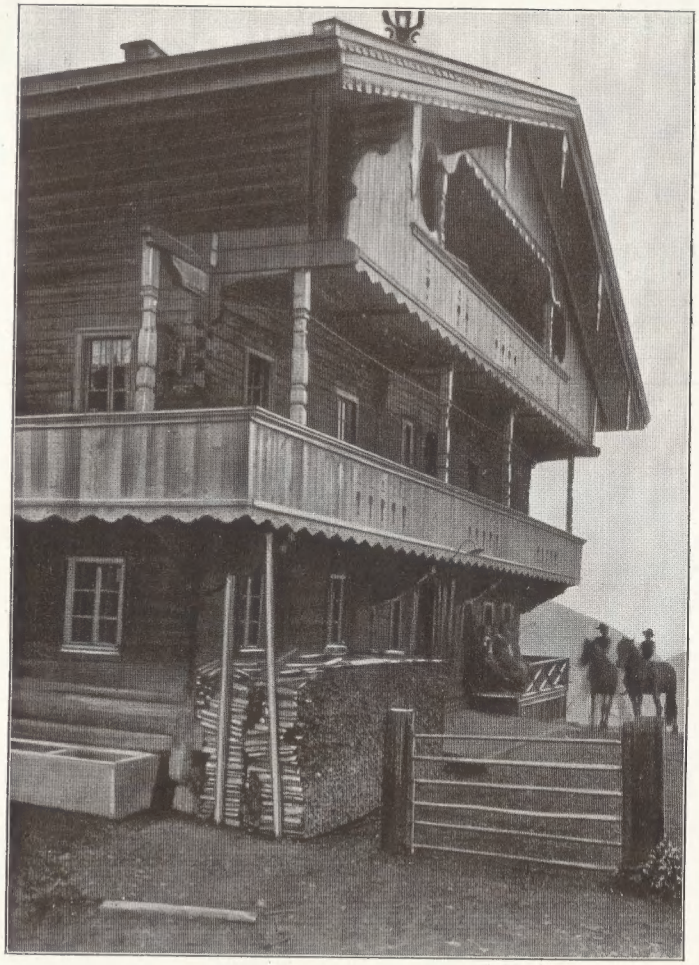
Verwöhnt, wie wir nun einmal sind, warten wir den Sommer oder den milden Frühherbst ab, bleiben etwa halbwegs von Rattenberg nach Wörgl im Inntal liegen, dort bei Kundl am Ausgang des Wildschönautales. Weniger gefährlich und minder beschwerlich ist just ein Aufstieg die Wildschönauer Ache entlang. Keine winterliche Tücke zwingt zur möglichen Umkehr, und der den Pfad bewerfende Schutt- und Schlammerguß eines Murrbruchs ist auf ein Mindestmaß beschränkt. Ein Panorama von einzigartiger Beschaulichkeit bietet das vom stürmenden Bachlauf zerklüftete Tälchen dar. Malerisch flankieren sich bisweilen erdrückende Felspartien oder dräut mehr oder minder steil die Fichten bestandene Bergwelt heran. Vereinzelte Rinnsale gleiten wie silbrige Schlangen zur Ache hinab, scheinen niemals versiegen zu wollen, zumal das hier schiefrige Gebirgsgestein nahezu undurchlässig ist.

Fast zeitlos scheint dieser Flecken graugrüngoldener Erde geblieben zu sein. Vergangenheit und Gegenwart berühren sich geschwisterlich und verhältnismäßig selten scheint der Fuß des Touristen sich hierher zu verirren. Nicht verwunderlich, da das wenig westwärts gelegene Zillertal mit seinem sprichwörtlich gewordenen Scherz und Sang weit allgemeiner zum Besuche lockt. Hier in der Wildschönau dagegen ist wohlverstanden die Natur noch weniger von Kultur berührt und vermag sich jahraus jahrein in verschwenderischer Gelassenheit zu entfalten. Trägt doch dieses vom Inn-, Ziller-, Brixen- und Gerlostal umschlossene Alpenrechteck allenthalben den Stempel der Ursprünglichkeit, bewachsen mit Wäldern, die stellenweise an Urwald gemahnen und gesegnet wiederum mit Almen, die vortreffliche Futterkräuter spenden. Mögen auch manche verlassene Schächte, Halden und verschollene Stollenbauten an bescheidene Kupfer- und Silberausbeute in früheren Jahrhunderten erinnern, sehr regsam können Handel und Wandel hier nie gewesen sein, und eine seit altersher eingesessene bäuerliche Bevölkerung wußte ihre Bodenständigkeit bis heute zu bewahren. Wenn der Name des 1900 Meter die Wildschönau überhöhenden Schatzberges von einstigem Bergwerkssegen zeugt, so soll auch

nicht verschwiegen bleiben, daß wenig südlich unseres Zielortes Thierbach ein auf Fahlerze eingestelltes Pochwerk bestand.

Schon zwingt die Ache zum Abschied und rechts wandernd will der Thierbacher Höhenkamm erklommen sein. In ziemlich steilem Anstieg sind einige Hundert Meter zu bezwingen. Vorbei an sonnigen Triften, untermischt mit lieblich eingestreuten Waldparzellen, führt der Pfad. Der Höhenkamm ist alsbald erreicht und der Zwiebelturm des Gotteshäuschens der Thierbacher Alpgemeinde winkt. 1173 Meter verzeichnet für diese Stelle das Kartenblatt und nahezu in gleicher Höhe, anderthalb Kilometer entfernt, liegt ein schmucker alttiroler Bauernhof, genannt die „Hörbig". Selbst unser Kartenblatt „Rattenberg" vom Kartographischen Institut in Wien vermerkt deutlich diesen Namen, was schon besagen möchte, daß dieses Anwesen seine Geschichte hat und die Bauern der Hörbig stets eine gewisse angesehene Rolle spielten.

Welchem Umstand die Hörbig ihren sicher schon sehr alten Namen verdankt? Haben Wandersburschen verklungener Zeiten hier oben des öfteren um Herberge (= Hörbig) gebeten? Und hat aus diesem Brauche heraus das Gehöft



Phot. Martina Hörbiger (1928)

Großbauernhof „Die Hörbig" im Wildschönaugebiet Nordtirols

den Namen „Auf der Hörbig" erhalten? Die Chronik, wie wir sie zu durchschauen suchten, schweigt vorerst. Nichtsdestoweniger haben wir hier aber die Stätte entdeckt, wo unseres Hanns Hörbigers Namensherkunft ruht.

Wir drehen den Zeiger der Uhr erheblich zurück, stützen uns auf jüngste Überlieferung der Kirchenbücher und begegnen um die vorletzte Jahrhundertwende dem „Großbauern der Hörbig" in Thierbach.

Es ist verbürgt, daß dieser Großbauer, vermutlich ein Sohn des 1753 geborenen Lambertus Hörbiger, ein festknochiger und breitschulteriger, wenn auch nicht gerade großwüchsiger Hofherr gewesen ist. Mit einigen Knechten und Mägden und stattlichem Viehbestand soll er sich recht und schlecht durch die dazumal etwas unruhigen Zeiten Tirols geschlagen haben. Ein paar Säbelhiebe auf dem Scheunentor der Hörbig sollen an sonderlich unruhvolle Tage des Freiheitskampfes erinnern. Jedenfalls gebot unser Hörbigbauer über ausgedehnte Wiesmahd und Alpenweide, besaß Eigentumswaldung und Grasrechte für eine verhältnismäßig große Anzahl Vieh. Erheblich war somit immerhin sein Abstand vom Kleinhausälpler, der mit Hilfe der Familie ein nur kleines Feld bebaut und mühsam genug mit Kraxen die zum Gedeihen der Früchte notwendige Erde alljährlich auf seinen mageren steilen Acker schleppen muß. Dem Hörbigbauer war wohlverstanden ein Großknecht verpflichtet, der ihm Rechenschaft zu geben hatte über alle Dinge, die eine Vieh- und Landwirtschaft mit sich bringt. Trotz allem vergaß er nie, daß der Herr schon selbst ein Knecht sein muß, soll im Hause alles wohlbestellt sein.

Als kleiner König mochte er sich immerhin in seinem Wirkungsbereiche fühlen, hielt streng darauf, seine Herrscherwürde auch nach außen hin zu wahren, den dunkelgrünen Filzhut mit sonderlich schönen Wildfedern zu bestecken oder das Wams reichlich mit Silber- und Goldborten verziert zu tragen. Mit Genugtuung und gewissem Stolz mochte er die schweren, dunkelbraunfarbenen und rahmreichen Kühe betrachten, deren Geläute die Bergeinsamkeit melodisch bezwang.

Aber als zuverlässigstes Sinnzeichen geordneten Wohlstandes schaute sein Anwesen drein, das sich, von wenigen baulichen Änderungen abgesehen, noch bis heute ungestört erhalten hat.

Jahrzehnt um Jahrzehnt hat der mehrstöckige Blockbau mit gefällig geländerten und durch Säulen verbundenen „Laaben" überdauert, hat das zierliche Türmchen über dem flachen steinbeschwerten Schindeldach Wind und Wetter über sich ergehen lassen oder hat seine bescheidene Glocke das Gesinde heimwärts gerufen. Und wie just noch hing zur Herbstzeit in der Hochlaab'n unter dem Giebel im roh gezimmerten Gestänge Erbsen- oder Bohnenstroh oder gab man dort auf langen Brettern Samen und Obstschnitze zum Trocknen hinauf.

Die Neugierde, das Hausinnere zu betreten, wird zunächst gehemmt

Der junge Hörbiger (1879)
zur Wiener Studienzeit

Die Mutter (1880),
geb. 1837 zu Lienz in Tirol,
Tochter des Alois Hörbiger

Großvater Alois Hörbiger,
geb. 1810 auf der „Hörbig",
später Orgelbauer
Nach einem Thierbacher Ölgemälde

durch die reizvoll eingefriedigte Hausbank vor der vorderen Fensterflucht. Hier saß schon der Hörbigbauer an heiteren Sommerabenden von seinen Getreuen umgeben zum Hoangart oder Heimgarten versammelt. Hier besprach man das Wetter, holte Weisheit vom Urähndl hervor, knüpfte Arbeitspläne, tauschte Gedanken über den Viehstand aus und ließ nichts unerörtert vom Erdäpfelacker bis zur Almwirtschaft. Hier trat nach vollbrachter Küchenarbeit die Hörbigbäuerin hinzu, die Maria Therese, die als geborene Sandbichler im Jahre 1802 dem Hörbigbauer Alois, der damals siebenunddreißig Lenze zählte, angetraut worden war. Und hier ging es bisweilen auch recht fröhlich zu, wenn es nicht an hübschen Dirnen fehlte und ebendeshalb an kecken Burschen, die oft stundenweit gekommen waren, um durch Radschlagen und Baumstellen um heimliche Liebe zu werben. Da jauchzte manch frischer Jodler auf, spielte die unvermeidliche Zither einen taktfesten Ländler, der schließlich das junge Volk zum Dreischritt in die Stube lockte.

Was möchte wohl dieser wichtigste Raum des ganzen Hauses alles erzählen können, so aus seinen mit Zirbelholz getäfelten und mit Gamshörnern besetzten Wänden die Vergangenheit spräche? Wieviel Menschenleid und Menschenfreude sind über dem ahornhölzernen, rot und blau bemalten Familientisch lebendig geworden und wieviel Trost muß unabänderlich das Kruzifix schon gespendet haben, dahinter noch der Palm und die schönste Kornähre des Jahres stecken!

Noch ist die an Kupfergeschirr nicht sparsame Küche mit der Stube verbunden. Auch ein weniger anspruchsvoll ausgestattetes Nebengemach ist noch im vorderen Teil des Hauses verblieben. Aber der Kuhstall ist in den einstigen „Tennen" gewandert und beherrscht vornehmend das rückwärtige Erdgeschoß der Hörbig. Der „süße Melodientakt des Tennen", wie der Dichter Gilm so bezeichnend sagt, ist heute allenthalben dem eintönigen Gepolter der Dreschmaschine geopfert. Doch in nicht allzu fern liegenden Zeiten der Hörbig mischte sich in zeitigen Oktobertagen alljährlich das helldumpfe Gehämmer der Drischeln mit dem Scherzen der Dirnen und Knechte.

Ging es doch just dem „Kirchtag" entgegen, der das bewegte Bauernjahr beschließt und das stille Leben im Hause, regiert von der Spindel, beginnen läßt. Da hob zunächst ein großes Reinemachen, ein Putzen und Scheuern, Bürsten und Kehren, Waschen und Reiben an, daß selbst die Spinne im verborgensten Winkel um ihr Dasein bangte. Dann aber begann das Festefeiern. Kaum daß der Duft endlos gehäufter Schmalzkrapfen sich noch verzogen und die Dirn ihrem Schatz den Kirchtagbuschen gebunden hatte, leiteten Böllerschüsse den Festtag ein. Feierlicher als sonst war der Gottesdienst, wahrhaft lukullisch das knödel- und küchelreiche Mittagsmahl, doch die nun erst beginnende harmlose Ausgelassenheit bei Musik und Tanz bestimmte recht eigentlich das Kirchtagfest.

So hat die Hörbig Jahr um Jahr ihre mancherlei Feste gefeiert als Sinnzeichen der Unverbrauchtheit ihrer Bewohner und diktiert zugleich von der unverbrüchlichen Demut des Älplers vor dem Unerforschlichen. Da beging man zu Lichtmeß die Glück versprechende Kerzenweihe, bezwang den Faschingsübermut durchs „Stundgebet", grub noch Karsamstagskohlen vor die Stalltür ein, bot auserlesene Ostergaben der Kirche dar, setzte den Maibaum auf oder bereitete den Tag zum Viehaustrieb würdig vor. Erst mußte das Vieh seine Unheil vorbeugende „Mieth", geweihtes Mehl mit Salz, gefressen und mußten die Almfahrer ihren Rosmarinstrauß aufgesteckt haben. Bezaubernd war schon die Johannisnacht, wenn von Berghöhe zu Berghöhe die Feuer grüßten und Buben und Mädeln zu guter Letzt über die verlöschenden Flammen sprangen. Und erfüllte sich der „Frauendreißigst", galt es Wegwart und Frauenschuh, Tausendgülden- und Karbendelkraut zur Weihe zu tragen, um gegen Hagel- und Blitzschlag, Krankheit und Verdruß gefeit zu sein.

Doch nicht gegen alle Trübnis ist ein Kraut gewachsen. Schon naturnotwendig vorbestimmt erfüllt sich eigenartig zäh gar manches Schicksal.

Als man 1807 schrieb, sollte nicht weniger als dreimal das Thierbacher „Zügenglöckl" dem Hörbigbauern zum Grabgang läuten. Ein Jüngstgeborener, erst wenige Tage alt, verblich, eine Maria, gerade dreijährig und eine Therese, die just die ersten Gehversuche machte. Zwei Jahre später folgt der Erstgeborene, ein Alois, im sechsten Lebensjahre nach. Doch nicht genug, auch die 1808 geborene Maria wurde, knapp zweijährig, abberufen und jetzt erst sollte Gevatter Tod von dannen ziehen. Fünfmal hatte die Taufkerze gebrannt und fünfmal hatte sie wiederum allzu zeitig brennen müssen.

Man möchte meinen, daß im hergebrachten Erbgang hier ein dunkler Ton anklingt; doch die Überlieferung möchte wissen, daß es in der Schönau dazumal „umherging", besonders zarte Menschenblüten zu vernichten. Schon möglich, ja wahrscheinlich gar, denn dem Kindersegen der Folgejahre war ein besseres Los beschieden. Fast Jahr um Jahr füllte sich die Wiege mit dem jeweils kleinsten „Zügel". Ein Loisl, eine Anna, ein Bartel und ein Baptist waren bis 1815 angekommen. Drei Jahre später starb die Hörbigbäuerin, neunundvierzig Jahre alt. Als der Hörbigbauer noch im gleichen Jahre zum zweiten „Ehehalten" sich entschloß, war mit drei weiteren Kindern die Dutzendzahl erreicht. Eine Susanne dieser Ehe blieb auf der Hörbig, um dort mit neunundzwanzig Jahren (1850) zur letzten Ruhe einzugehen. Was an männlichen Nachkommen beider Ehen verblieben war, zerstreute sich in alle Welt. Schon 1831 hatte dem Hörbigbauern das letzte Stündlein geschlagen und rund zwanzig Jahre später war kein Hörbiger mehr hier oben auf dem Gehöfte anzutreffen. Das Geschlecht der Costenzer hatte den Hof übernommen, bald nachdem ein Georg

Costenzer die aus erster Ehe des Hörbigbauern stammende Anna im Februar 1832 geehelicht hatte. Nicht lange währte dieses Ehehalten. Bald nach der Geburt ihres Kindes Sebastian wurde die kränkelnde Anna Costenzer hingerafft.

So haben Tod und Wanderlust ein eingesessenes Geschlecht verdrängt. Es wäre schon des Erzählens wert, was im ersthälftigen verflossenen Jahrhundert so alles über die Hörbig ging. Gar manches hat sich dort droben in der Einsamkeit abgespielt. Menschen kamen und gingen. Manch verschlagener Irrling hat hier oben angeklopft und mancher Flüchtling der Hoferzeit fand hier ein sicheres Versteck. Gewiß haben die Geschlechter gewechselt, aber die Bergwelt ist geblieben, trotzig und manchmal träumerisch zugleich wie in alten Tagen. Und immer noch steigt alltäglich der Geißbub zur Alm hinauf und denkt in der Hoffnung auf eine fettere Butterschnitte einen Hofklatsch aus. So war es gestern, so ist es heute und so wird es morgen auch noch sein.

Ein Rest von Hörbigerblut pulst auch heute noch auf der Hörbig. Noch lebt die Schwiegertochter der Anna Costenzer-Hörbiger. Wer gesonnen ist, die jüngere Geschichte der Hörbig zu schreiben, mag sich im Heimgarten zu der besagten Greisin setzen. Prägt auch in ihrem Antlitz sich ein etwas still vergrämter Zug von Weltverlorenheit aus, — urwitzig zumal weiß sie zu erzählen von guten und schlechten Tagen, von Kobolden, die nächtig das Moos befahren oder vom „seidenen" Winter gar, da an schneefreien Lahnen Eriken und Anemonen blühten. Nun hat der Lebenswinter der Vierundachtzigjährigen das Haar gebleicht, aber sie denkt ja nicht ans Sterben, denn schön ist das Leben, solange es noch ein Erinnern gibt ....

Rund hundert Jahre sind verflossen, seitdem der Hörbigbauer vom Leben Abschied nahm. Und sind auch hundert Jahre ein Sekundenstrich im Spiel der Ewigkeit — gar weit ist der Weg bis zum Urenkel hin, der nachmalig tief in die Sterne spähte und den Pfad zum Welteis fand. Und doch heiligt diese Entdeckertat erst das Erbe der Väter, das immerdar regsam ist und nun plötzlich der staunenden Mitwelt der Vergessenheit entzogen wird.

Es ist ja ein gut Stück Entdeckungsgeschichte selbst, die auf folgenden Blättern sich zwangsläufig offenbaren muß. Die Geschichte von größten Erlebnissen und einer unvergleichlichen Tat zugleich. Die Kunde von einer Tiefschau in das Weltgetriebe, wie diese vollendeter und abgeklärter noch selten je die Menschheit erfuhr. Die Weise vom Sternenreigen, der sich nie erschöpft, weil ewig und immerdar die Glutgiganten brennen und ein eisgekühltes Wunder in der Unendlichkeit des Alls zur Sternenhochzeit führt. Und will dies vorläufig wie ein schönes Märchen klingen, so warnt Geduld, die Feder nicht überstürzen zu lassen.

Ich sagte schon, daß des alten Hörbigbauern Söhne frühzeitig den Hof verließen, um in die weite Welt zu wandern. War schon kein Auslangen für sie geblieben, das Leben werktätig genug hier oben zu bestreiten, die allgemeine Wanderlust des Tirolers kommt hier ebenfalls zur Geltung. Hat der Tiroler auch unabänderlich seine Liebe zur heimatlichen Bergwelt bewahrt, so ist bekannt, daß er als Kupferschmied und Kesselflicker, Frucht- und Leinwandhändler oder als Musikant und Holzschnitzer unruhvoll durch die Lande streift. Und wer wollte sich nicht jener Teferegger Teppichhändler erinnern, die vor Jahrzehnten bald in Holland, Polen oder Rußland saßen? Ja, es war schon eng auf der Hörbig und der Mittagstopf zu klein geworden. Es lohnte sich, die Welt zu besehen.

In der Hörbigerschen Familienchronik fesselt aber im besonderen nur jener 1810 geborene Alois, der nachmalige Großvater unseres Sternensehers.

Noch in den Kinderschuhen steckend, soll dieser Alois ein ebenso aufgeweckter wie toller Bub gewesen sein. War das Vieh zur Ätze hinausgetrieben, um den „Povel", den dritten nach dem Grummet sprossenden Graswuchs abzuweiden, gab's sonderlich schöne Tage für den Loisl. Trotz der schweren „Knoschpen" durfte er sich wohl wie der Vogel im Hanfsamen fühlen. Für allerhand Spitzbüberei war die goldene Freiheit just geeignet. Da wurden manche Balgereien mit Nachbarbuben ausgefochten, wollte doch jeder den „Kreuzschnall" der Geisel am besten können. Da wurden „G'schlageln" und „Sprenghäuseln" zum Vogelfang gefertigt und ein hilfloser Wurm zum Köder dorngespießt. Und drückte einmal die Langweil gar sehr, ging's daran, die Kühe „biesen" zu machen. Man ahmte das Gesumm der Bremse nach und schon stob das Vieh wildrasend davon. Da gab's wohl Prügel allenthalben, aber der Tag währte ja lang, und der Schmerz war bald verflogen. Nichtsdestoweniger war unser Loisl ein geschickter Bastler von Kindheit an. Früh übte er sich in der Holzschnitzkunst und versuchte sich mit entschiedener Geschicklichkeit auf allerlei Gebieten der primitiven Technik und Mechanik. So fertigte er dies und jenes hölzerne Feldgerät, besserte schadhafte Stellen aus, schnitt hölzerne Pfeifen und andere Dinge mehr.

Auch hier kehrt ein Teil Tiroler Eigenart wieder, darüber gar viele Tiroler berühmt geworden sind. Ein Erinnern an jenen Kitzbüheler Uhrmacher Pirchl wird wach, der die bei Rattenberg versenkten französischen Kanonen durch eine sinnreich konstruierte Maschine hob. Der Tschugmall Sepp lebt auf, der als erster den Automaten erfand oder die Brüder Steffani kehren im Reigen derer wieder, die kunstsinnige Himmelsinstrumente schufen und akademische Medaillen ernteten. So ist es schließlich auch dem Alois ergangen, der nachmalig Orgeln baute und reiche Anerkennung fand. Ein Dilettant wohlverstanden vom reinsten Wasser, der

alles selbst erklügelte, selbst erlernte und der Welt vor seinem berühmteren Enkel noch erneut das Zeugnis gab, daß schöpferisches Außenseitertum noch immer in Ehren steht.

Schon früh war der Weg zum Orgelbauer vorgezeichnet. Dem jungen Burschen von knapp achtzehn Jahren gefiel es nicht, daß die kleine Thierbacher Orgel höchst musikwidrig klang und manche Tasten lahmten, andere gar gänzlich stumm reagierten. Was tun? Am nötigen Geld für einen Orgelbauer von Fach fehlte es. So mußte vom Meßner, vom Lehrer und schließlich von Hochwürden selbst die Erlaubnis zur Orgelreparatur erbeten werden. War es doch schon verlockend genug, einmal die Orgel überhaupt erst aufzumachen, den inneren Mechanismus besichtigen und vielleicht auch gleich Teile davon auseinander nehmen zu dürfen.

Kurzum, es war wirklich entsetzlich gebrechlich um diese Orgel bestellt und der Organist hatte schon Mühe, dem Gesang der Gläubigen zu folgen, geschweige denn den Melodiengang zu bestimmen. Zugorgane und Stecher waren ausgeleiert, Windventile, Gebläse und Windladen undicht, Ventil-, Tasten- und Registerzugfedern lahm geworden, die Zungenpfeifen verstimmt, die Zinn- und Holzpfeifen beschädigt.

Niemand wollte so recht daran glauben, daß der jugendliche Älpler hier helfen könne. Das Vertrauen war geteilt, aber daß es nicht geteilt zu bleiben brauchte, bewies alsbald die mittelbare Zukunft. Mit ungeheurem Fleiß machte sich der Bauernsohn ans Werk, ohne auch nur über die notwendigsten Werkzeuge zu verfügen. Tag um Tag wurde gebastelt, geschnitzt, geschabt, gerundet, mit primitivsten Mitteln gegossen, gelötet und gezogen. Mehrmals mußte, wenn irgendwas nicht klappen wollte, von neuem begonnen werden. Aber wie ein fester unbeugsamer Wille alle Tücken überwindet, jeden Griesgram verjagt, die geringfügigsten Mittel heiligt und die Geduld immer und immer wieder wach erhält — das sollte sich alsbald erweisen. Die vordem ausgeleierte Orgel war sozusagen ganz verschwunden, alles war in neuem Glanze auferstanden, ohne daß der Erbauer überhaupt noch musikalische Kenntnisse erworben hatte, niemals beim Tischler oder Drechsler, Zinngießer oder Spengler, Vergolder oder Schlosser in der Lehre war.

Der Außenseiter hatte seine Aufgabe glücklich gelöst, war geehrt und noch mehr bestaunt worden und dieses Staunen ist geblieben bis zum heutigen Tag. Denn kommst du nach Thierbach, geht dort die Kunde vom Orgelmacher Loisl, der „mit dem Messer eine Orgel machte". Und das geschah vor immerhin rund hundert Jahren schon.

Kein Wunder, daß Lust und Befähigung zum Orgelbau den ferneren Lebensweg bestimmten und zunächst da und dort in mittelbarer Hörbignähe manch kleine Orgel ausgeflickt wurde. Wenn auch die Thierbacher

Orgel inzwischen einem neuzeitlichen Ersatz gewichen ist, noch sind einige der alten Pfeifen aufbewahrt. Zwei derselben, anspruchslos holzgeschnitzt, haben vor just zwei Jahren erst den Weg nach Mauer bei Wien gefunden und werden im Hörbigerschen Kreise als sinniges Erbstück aufbewahrt. Wie ich dies nunmehr in Händen hielt und bestaunte, schien mir unzweideutig eine Parallele zum späteren Enkel gegeben. Einmal ganz abgesehen von der Welteislehre, lernte dieser frühzeitig Gebiete der Mechanik meistern, brachte es in der Ventiltechnik zu besonderem Ruf und sollte aus schicksalsbedingter Armut heraus auch vorübergehend zu ansehnlichem Vermögen gelangen. Wer diese Parallele in eine wissenschaftliche Formel kleiden möchte, wird als Vererbungsforscher auf dankbares Versuchsland stoßen. Und das viel erörterte Kapitel von Erbgut oder Umwelt würde gewiß schon zu seltenen Vergleichen führen. Ein Ausblick wäre zu eröffnen, wie ihn wiederum naturforschlich verwandt jener Charles und der großväterliche Erasmus Darwin zeigen. Möge dem Forscher hier ein Fingerzeig gegeben sein, uns liegt es ob, die Begebenheiten als solche aufzuführen und all das mit Begeisterung zu umgolden, was noch allzu stiefmütterlich auf dem breitgetretenen Pfade des Gleichmutes liegt.

Bald war dem jungen Orgelbauer die Heimatscholle zu klein geworden. Erfüllt von jugendlichem Wagemut und dem Zwang der Verhältnisse gehorchend wird das östliche Pustertal zunächst kreuz und quer begangen, um schließlich in Lienz, unweit der Kärntner Grenze, eine bescheidene Werkstätte zu gründen. War schon das berufliche Schaffen dazumal, das von Lienz aus in mehr oder minder abgelegene Gebirgsflecken führte, bisweilen recht beschwerlich, unbewußt entschädigte die hier in wundersamer Üppigkeit gelagerte Natur. Ist es doch das zwischen Drau und Gail sich streckende minder geschlossene Gebirgsmassiv, dessen Westflügel die wilden Wände der Unholde, die Lienzer Dolomiten bilden, und das ostwärts der Klotz der Villacher Alpe, der „Rigi Kärntens" begrenzt. Schon macht es der Feder Mühe, sich die beschauliche Romantik zu versagen, wo allenthalben die letzten Almen Tirols mit jenen Kärntens sich berühren.

Ich blättere derweilen in meinen im Laufe der Jahre ansehnlich angewachsenen Hörbigermappen und kann mir nicht versagen, aus einem nun schon älteren Briefe einiges hierherzusetzen. Scheint es doch nach Durchsicht der vielen Tausende von Hörbigerbriefen fast Gewißheit zu sein, daß unser stiller Dulder nur selten zur Familienchronik plauderte.

„Alois Hörbiger kam," so schreibt der Enkel, „auch ins Gailtal in Oberkärnten zu Orgelreparaturen und Neubauten, und da hatte er seine Werkstatt u. a. kurzfristig bei dem Landmann Georg Ertl in Dellach aufgeschlagen, während er die Orgeln von St. Daniel, Dellach und vielleicht

auch Grafendorf instand zu setzen hatte. Überall mußte er sich auf seinen Stör-Arbeiten (Gastrollen) erst eine primitive Vorrichtung zum Gießen und Ziehen des Zinnbleches für die Zinnpfeifen herstellen, das er dann für neue Zinnpfeifen in den verschiedenen Dicken ‚zog' und hobelte. Natürlich hatte er damals schon längst die nötigen akustischen Kenntnisse, also auch Normalien für Dimensionierung der Zinn-, Holz- und Zungenpfeifen.

In Dellach hatte sich die Ertlsche Tochter Viktoria in den schmucken, lustigen Orgelbauer verliebt und sich auch gleich freien und mit nach Lienz nehmen lassen. Auf diese Weise ist nämlich Georg Ertl (vulgo ‚Binderstoff') mein Urgroßvater geworden, bei dem ich mich vom zweiten bis zum zwölften Jahr als der ‚Binderstoffen-Hansl' in frischester Gebirgsluft tummeln durfte: die schönsten Tage meiner ansonsten armseligen Jugendzeit.

Dort hatte ich auch noch das beim Zinn-Blech-Gießen verspritzte Zinn aus den Mauerfugen der seinerzeitigen Orgelbauer-Werkstätte gekratzt. Natürlich hatte ich auch meinen kleinen schmucken Altar mit wirklichem Tabernakel und Leuchtern; und die gleichaltrige Jugend des Ortes, Buben und Mäderl, waren meine Pfarrgemeinde. Mein Ruf als kleiner ‚Prediger' reichte über das ganze Dorf. Es war ja auch ausgemacht, daß ich ‚Geistlicher' werden sollte. Nun bin ich es allerdings geworden, aber auf dem weiten Umweg des technischen Studiums. Dort haben mir die Herren Professoren den ‚Himmel' meiner Knabenzeit geraubt, so daß ich mich dann genötigt sah, mir einen ‚neuen Himmel' aufzubauen, sowohl über mir als auch in mir.

Dort in Dellach war es auch, wo ich auf der ‚Jauke' die freisichtbare Milchstraße für ein himmlisches Wolkengebilde weit innerhalb der sonstigen ‚Sterne' zu sehen vermeinte. Später, nach 1872, lernte ich über diesen vermeintlichen Knabenirrtum lachen — und noch später (1895) über dieses Lachen wieder Freudentränen weinen.

Mein Großvater Alois bekam dann auch in Steiermark und Ungarn immer mehr und immer größere Orgeln zu bauen. Sein größtes Werk war aber die 48-registrige Orgel in der Altlerchenfelder Kirche in Wien, die er von 1858—1860 herstellte und dafür auch von Sr. Majestät die ‚Große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft' erhielt. Damals war Alois Hörbiger auch doppelter Hausbesitzer in Atzgersdorf, eine halbe Wegstunde von meinem heutigen Welteis- und technischen Büro in Mauer."

Soweit Hörbiger selbst. Das trauliche Hineinspielen eigener Jugenderinnerungen wird uns noch ausführlicher beschäftigen. Und die Selbsterkenntnis, trotz aller Technik ein Seelsorger eigener Art geworden zu sein, wird noch genügende Rechtfertigung erfahren. Auch das Bild des wahrscheinlich 1797 geborenen Urgroßvaters mütterlicherseits gewinnt an Lebendigkeit, sobald Hörbiger seine frühesten Kindheitstage überdenkt. Weiß er doch just zu sagen: „Wie ich den alten Generalfeldmarschall von Moltke erstmals abgebildet sah, glaubte ich meinen Urgroßvater leibhaftig auferstanden." Ebenso scharf und ausdrucksvoll soll das wettergebräunte Antlitz des Dellacher Hofbauern gewesen sein.

Schon bald nach der Hochzeit (1834) mit dessen Tochter war unser Orgelbauer Alois dann merklich seßhafter in Lienz geblieben. War doch zeitig ein erster (noch im Knabenalter verstorbener) Sprößling (Alois) angekommen, dem vier weitere folgen sollten. Der Reihe nach ein vierblättriges Kleeblatt, eine Anna, eine Amalie, ein Wilhelm und ein Fritz.

Zwei Jahrzehnte eines verhältnismäßig abwechslungsreichen Lebens gingen ins Land. Unter der Assistenz eines Bruders und eines Orgelbaugehilfen wurden in Kärnten und Steiermark allerlei fehlerhaft gewordene Orgeln ausgebessert. Inzwischen wuchsen die Söhne heran und gingen ihrerseits dem Vater zur Hand. Einmal durch seine Heirat, zum anderen durch seine berufliche Tätigkeit war der Alois Hörbiger ein für damalige Verhältnisse einigermaßen vermögender Mann geworden. Und als die Familie nach Südsteiermark, dem heute jugoslawischen Cilli, der letzten deutschen Sprachinsel im Slowenenland, übersiedelte, war des Orgelbauers Kunst schon recht bekannt geworden. Zu größeren Werken, die damals ausgeführt wurden, zählt insbesondere der Orgelbau des steiermärkischen Benediktinerstiftes Admont, dessen gotische Turmnadeln wie ein stilles Gebet zwischen den Hochgebirgsklötzen der steirischen Kalkalpen, dem „Gesäuse" der Wiener Sonntagskletterer, ragen.

Die im vorstehenden Hörbigerbrief aufgeführte Altlerchenfelder Orgel war dann wirklich schon ein Glanzstück seines Schaffens. Wer nach Wien kommt und auf Hörbigerspuren wandelt, wird nicht versäumen, dieser Pfarrkirche zu den sieben Zufluchten in der Lerchenfelder Straße einen Besuch abzustatten. Bietet schon der im italienischen Rundbogenstil aufgeführte Ziegelrohbau mit seinen beiden stattlichen Türmen und der rechteckigen Vierungskuppel eine besondere Sehenswürdigkeit, so steht doch im Innern noch die vom Großvater unseres Meisters ausgeführte 48-registrige Orgel und begleitet nun schon sieben Jahrzehnte hindurch die frommen Weisen der Gläubigen.

Es war an einem versonnenen Wintertag, als ich in der „Memorabilia der landesfürstlichen Pfarre Altlerchenfeld, angefangen unter dem segensreichen Amte des hochwürdigen Herrn Franz Columbus" blätterte und in den Aufzeichnungen aus dem Jahre 1858 also las: „Der Bau der Orgel wurde einem gewissen Alois Hörbiger, Orgelbauern zu Cilli, gegenwärtig zu Atzgersdorf bei Wien, von dem Hohen Ministerium des Kultus übertragen. Derselbe konnte mehrere Zeugnisse über seine Tüchtigkeit im Orgel-

bauen, auch eine rühmliche Anerkennung in der Grazer Zeitung aufweisen, und machte hier auf sich aufmerksam durch eine von ihm gearbeitete Phis-Harmonika, die er im Reduten-Saale zur Probe in einem Konzerte aufstellte. Er lud mich ein, sein Instrument anzuhören, mir gefiel der mechanische Bau und die Lieblichkeit und Kraft des Tones an selbem. Ich gab ihm den Rat, den Professor van der Nüll, den Stadthaltereirat Wenzel Reichel, den Herrn Staatsbuchhalter und Vogteykommissar Pretsch und einige Sachkenner — Hoforganisten S., Kapellmeister Preyer etc., auch den hiesigen Regenschori zu einer Probe einzuladen. Alle diese gaben dem Instrument, das er selbst ‚Harmonium' nannte, ungeteilten Beifall, und es erwirkte ihm eine Empfehlung besonders beim Prof. van der Nüll, dem von Sr. Majestät selbst mit besonderer Machtvollkommenheit bestellten Bauleiter der hiesigen Kirche. Überdies erreichte er bei der dienstfalls ausgeschriebenen Offertverhandlung das billigste Offert mit 11900 Gulden im Vergleich mit seinen Mitbewerbern, dem hiesigen Orgelbauern Ullmann mit 17000 und Hesse mit 20000 Gulden. — So gelangte er zum Zwecke — aber mit der Zeit stellte er wiederholte Gesuche an die Behörden, ja selbst an seine Majestät um Geldvorschüsse, damit er bei den unvermutet teuren Holzpreisen und hohem Arbeitslohn das begonnene Werk fortsetzen könne — und die man ihm auch wider aller sonstigen Gepflogenheiten gewährte —, daß die Summe derselben den ursprünglichen Anbotspreis überschritt! — Im Laufe des Herbstes stellte er das Gebläse und die Orgelkasten auf und wurden dieselben auch noch grundiert." Entsprechende Notizen aus dem Jahre 1859 fehlen. Erst 1860 laufen die Aufzeichnungen weiter und wissen zu erzählen von manchen Sorgen und Nöten, von Geldmangel und neidischen Zwischenspielen, aber auch von reicher Anerkennung.

Bevor das Orgelwerk noch vollendet war, bedrängten unduldsame Gläubiger tagaus tagein den rastlos schaffenden Kunstgewerbler. Doch Not macht erfinderisch. Ein öffentliches Konzert mit Orgelprobe wurde angesetzt. Prominente der Sangeskunst und des Orchesters stellten sich zur Verfügung. Hohe Würdenträger, der Weihbischof, der Kulturminister Graf Thun, der Wiener Bürgermeister waren erschienen. Mit dem Präludium „Großer Gott wir loben Dich", wuchtig gespielt mit allen Registern, setzte der Konzertabend ein, um mit dem Liede der Volkshymne zu enden. War auch das Urteil über Ton und Kraft der Orgel ein geteiltes, so macht der Bericht die Unzulänglichkeiten verschiedener Begleitumstände dafür verantwortlich. Noch war das Innere der Kirche nicht frei von Malergerüsten, und soll die Orgel von den geladenen Meistern des Spiels nicht so behandelt worden sein, um das herauszuholen, was wirklich in ihr stak. Aber das Konzert hatte gelohnt, ansehnliche Geldbeträge waren eingegangen.

Man schrieb den 3. Februar 1860, als die Orgel von der K. K. Landesbaudirektion amtlich abgenommen wurde. Kunst- und Sachverständige, der Hoforganist, der Regenschori und zwei Wiener Orgelbauer (Seibert und Ullmann) waren hinzugezogen. Wenn auch manches bemängelt wurde, so konnte doch nach längerer Debatte die Orgel als Meisterwerk erklärt und die Restsumme an den Erbauer ausbezahlt werden. Um achteinhalb Tausend Gulden war der Kostenvoranschlag überschritten worden und es will scheinen, daß ähnlich dem späteren Enkel schon der Großvater trotz aller Erfolge keine ganz glückliche Wertung in Gelddingen hatte. In den vergilbten Blättern der deutschen Musikzeitung vom 16. Juni 1860 mag nachgelesen werden, wie allenthalben günstig sich auch der damalig berühmte Breslauer Hoforganist und Orgelspieler Adolf Hesse über die Wirkung der Hörbiger-Orgel ausgesprochen hat.

Der Bericht der Altlerchenfelder „Memorabilia" bemerkt fünf Jahre später, daß die Haftzeit für die Orgel seitens des Erbauers abgelaufen sei und fügt hinzu: „Der Orgelbauer Alois Hörbiger hat bei Aufstellung der Orgel ein Trompeten-Zungenregister angewendet, das im ursprünglichen Kostenüberschlage nicht erschien. Der Erfolg zeigte, daß dieses Register nicht für die Dauer sei, weil es bei jedem Temperaturwechsel sich verstimmte und daher nur selten zu gebrauchen war. Ein anderes Register dafür einzufügen, stellte sich als Notwendigkeit heraus. Hörbiger erbat sich dies zu bewerkstelligen und zwar ein fünffaches Mixtur-Register 3 Fuß statt des Zungenregisters einzupassen, gegen einen Kostenbetrag von 400 Gulden. Bei der Dringlichkeit der Sache wurde dieses Register im Laufe des Winters von dem genannten Orgelbauer verfertigt und im Laufe des April des Jahres (1865) aufgestellt. Dadurch erlangte die Orgel einen merklichen Gewinn an Stärke des Tones und der Verwendbarkeit." Und so ist die Orgel bis zur Gegenwart geblieben, nur daß die Nöte des großen Krieges geboten, die edelmetallenen Pfeifen durch minderwertigere zu ersetzen.

Die Stunde wird mir ein liebes Erinnern bleiben, da ich am verdämmernden Wintertag mit dem alten Meßner durch den steinernen Wendelgang zur Orgel stieg, um das großväterliche Werk selbst in Augenschein zu nehmen. Schon vordem hatten die wundersam ausgemalten hohen Kirchenfluchten entzückt, darunter das Führichsche Fresko vom Jüngsten Gericht, aber die besondere Fährte, die ich zu verfolgen hatte, deckte doch dies alles mit einigem Gleichmut zu. Und ich konnte es nicht unterlassen, mich selbst auf die Spielbank zu setzen, die Register zu ziehen, in die stark abgegriffene Tastatur zu greifen, um erst leise, dann in mächtigen Intervallen ausholend, eine Weise zu spielen, wie sie gerade der in heimlichen Schicksalen befangene Sinn erheischte. Längst ist der Erbauer in das Land des großen Schweigens eingegangen, aber das bescheidene

Emailletäfelchen unter der Notenauflage gibt noch Kunde, daß ein Alois Hörbiger aus Atzgersdorf die Orgel „anno 1860" fertigte.

Eine Jahreszahl, die an sich wohl weniger von Bedeutung wäre, hätte nicht im gleichen Jahre Hanns Hörbiger das Licht der Welt erblickt.

War doch der Großvater alsbald nach Beginn des Altlerchenfelder Orgelbaues mit Söhnen und Töchtern nach dem mittelbar bei Wien gelegenen niederösterreichischen Dorfe Atzgersdorf übersiedelt, das heute die Südbahnhauptstrecke dem Semmering zu schneidet. Die Welt weiß wenig von Atzgersdorf und wenn man der Versuchung nicht widerstehen kann ein Lexikon neuesten Datums aufzuschlagen, so vermeldet es kurz und bündig: Dorf in Niederösterreich, Bezirkshauptmannschaft Liesing, 10 500 Einwohner an der Bahn Wien—Triest mit chemischer Großindustrie und Dampfsäge. Ob spätere Zeiten nichts mehr hinzuzufügen haben?

Es war des Alois' zweitjüngste Tochter Amalie, die in einer Frühmorgenstunde des 29. November 1860 dem nachmaligen Sternenseher und Welteisdeuter zu Atzgersdorf das Leben schenkte. Die genaue Geburtenstunde ist nicht mehr feststellbar. „Nehmen Sie," so heißt es in einem Hörbigerbrief vom Dezember 1926, „einfach jene Stunde, die mit dem Deliquenten am besten paßt." Doch wieviel unausgesprochene heiligste Gedanken schlummern hinter diesem scheinbar trockenen Satz!

„Es liegt ein Mysterium über meiner Geburt," bemerkte Hörbiger in Tagen dieser Niederschrift zu mir und malte wie zur Entschuldigung ein Märchen in goldenen Lettern dazu. Und dennoch: Ein Mysterium der Sendung, wie es nur zuweilen sich erfüllt, verklärt diesen Novembertag. Aufgeweckt aus den Tiefen einer ruhlos suchenden Menschheit sproßt eine Knospe zum Tageslicht. Und was seltsam in ihr verborgen ruht, muß zwangsläufig zur Entfaltung drängen, weil diese Entfaltung nur mehr der Abglanz eines himmlisch Geführten ist. Mag dies der Tausendste nur zunächst verstehen, der Augenblick wird kommen, da alle Bildungswerte und alle Gelehrsamkeit der neuen Welt-Sinngebung des Geführten Andacht zollen und die letzten Götzenbilder stürzen, vor denen ein Zeitalter in gotteslästerlichem Wahne kniete. Denn über alles Ausdeuten der Welt und ihres Sternenschicksals muß Menschendemut ihre Schwingen breiten, weil wir ewig und immerdar nur groß als Gläubige vor dem Altar des Unerforschlichen bestehen.

Nur im Blickfeld dieser Gedankenkette läßt sich die Sendung Hörbigers dem Nacherlebnis näher tragen. Wer heute noch zu trocken dazu ist, sich zu geistreich physikalisch dünkt, mag vorerst weiter im Hexenkessel seiner Automatenweisheit wühlen. Es führen viel Pfade am Schatz der Erkenntnis vorbei, ihn aber im neuen Gewande zu entdecken, ist nur selten das Glückslos eines Erwählten. Braucht es noch der Worte mehr, um wenigstens erahnen zu lassen, daß meine Feder mehr als das Leben eines absonderlichen Alltagswissenden zu umschreiben und einmal gutzumachen hat, was so und so viele Gernegroße am Lebenswerk unseres Sehers gesündigt haben?

Bleibe auch du unvergessen, du stiller Jännertag, da ich an Seite des Meisters sein kleines Geburtszimmer betrat, dessen Anspruchslosigkeit mich gleichwohl eindrucksvoll umfing, wie der Gedanke, auf geweihtem Boden zu stehen. Noch haben sich ziemlich unverändert die Baulichkeiten erhalten, die der Großvater vor Jahrzehnten erwarb. Schaut auch die niedere Gebäudeflucht, die das Fenster des Geburtszimmers trägt, recht eintönig drein, um so malerischer wirkt für ein Künstlerauge die veraltete Hofflucht mit ihrem altersrissigen Gebälk, ihrem mancherlei Gerümpel und der zu einem hölzernen Verschlage erweiterten Eingangspforte. Und wenn schon die längst modern gewordene elektrische Ampel das Innere beleuchtet, im anregenden Gespräch mit dem jetzigen Hausherrn ist alsbald die trennende Zeit vergessen, das Bild der sechziger Jahre kehrt wieder, das Bild eines etwas verstörten Menschenkindes, das hier gesegnete Mutter wurde.

Ein altehrwürdiger Greis, der als junger Bursche noch den Großvater kannte, soll uns von ihm berichten. Ich soll ihn begrüßen, den alten Karl Schauer, wie dies vor Jahresfrist Hörbiger selbst getan. Aber er lebt nicht mehr. Als der Lenz letztmals in den Bäumen hing, ist er, fünfundachtzigjährig, heimgegangen und damit als letzter, der aus Atzgersdorfer Tagen zur Hörbigerzeit noch plaudern konnte.

Ein Blick in das anspruchslose Gotteshaus, darin Hörbiger die Taufe empfing, ein paar Minuten andachtsvollen Schweigens vor dem unverändert gebliebenen Taufstein — es dunkelt draußen bereits und manch liebe Erinnerung aus alten Tagen wird heimwärts ausgetauscht. Märchen gehen um, Schicksalsfragen werden wach, — wie eigenartig kann doch das Los eines Menschen sich gestalten... Und wie einen jeden Menschen von der Wiege bis zum Grabe die amtliche Registratur begleitet, so lesen wir beim abendlichen Lampenschein das erste Amtsdokument: „Aus dem pfarrlichen Taufbuche, Tom VIII, Fol. 398 wird hiermit ämtlich bezeuget, daß im Jahre des Heiles Eintausendachthundertsechzig am neunundzwanzigsten November in Atzgersdorf Nr. 49 geboren und am 2. Dezember 1860 vom H. Pfarrer Josef Silbert nach römisch-katholischem Ritus getauft worden sei Johann (Evang.) Hörbiger."

Schatten des Vergessenseins ruhen über ersten Kindheitstagen. Und dennoch will Hörbiger sich ganz dunkel entsinnen können, als knapp dreijähriges Knäblein am Bachlauf vor dem Hause des Großvaters im Sand gespielt zu haben. Und als, noch 1863, die Mutter mit ihm ins Kärntnersche Gailtal zu den Ertlschen Großeltern übersiedelte, soll es der Pfiff der Lokomotive gewesen sein, der ihn als Kind entzückte. Schon

über den Semmering ging damals die letzte Klasse-Fahrt einer sich entfaltenden Kindheit entgegen —, umflossen von einer in tausend Wundern sich verschwendenden Natur und gesegnet in sich durch Werte, die sich immer nur erahnen, doch nicht umschreiben lassen.

Vielleicht steckt mehr als ein Körnchen Wahrheit in der schließlichen Erkenntnis, daß bäuerliches Blut heute gerade gut genug ist, schöpferische Naturen zu zeitigen. Aus verbildetem Stadtmenschentum heraus wäre kein Hörbiger geworden, und wo der Intellekt allein zum Vorspann der Forschung sich bequemt, sind kaum mehr als brauchbare Statisten zu erwarten. Das hat gar mancher in unseren Tagen wiederholt betont und am eigenen Leibe erfahren, was es bedeutet, den Intellekt zu reizen...

Der Chronist hat weiter zu berichten, daß der Großvater Alois schon Mitte der sechziger Jahre nach verschiedenen Orgelreparaturen in Oberungarn und Niederösterreich Atzgersdorf verließ und im südwestlichen, heute jugoslawischen, Banat eine späte Heimat fand. Das theißnahe Becskerek und das serbisch-deutsch gemischte Versecz waren Ruhepunkte eines in mancher Hinsicht unruhvollen Lebens. Hier in Versecz hatte Alois ein großes Haus gemietet und sich um die 32 registrige Orgel der gotischen Kirche verdient gemacht. Hier verließen ihn auch seine Söhne und Mitarbeiter Fritz und Wilhelm und siedelten sich im siebenbürgischen Hermannstadt an. Eine Enkelin des Onkels Wilhelm, Kind seiner dritten Tochter Adele und eines rumänischen Professors, weilt augenblicklich in Paris und knüpft in harmlos-neckischer Weise mit Hanns Hörbiger fast schon vergessene Verwandtschaftsfäden auf: „Il y a des choses peut-être très ennuyantes pour vous, mais tant plus profitables pour moi en égard de ma cosmogonie glaciale", bemerkt Hörbiger mit gewissem Stolz in einem Novemberschreiben 1929. Und — nebenbei gesagt: Als die jugendfrische kleine Blondine einmal in Mauer weilte, soll unser alter Meister bis über die Ohren verliebt gewesen und es soll schwer gewesen sein, eine genügend große Konfitürenschachtel in Wien aufzutreiben. So aber ist das Leben: es ladet Jahrzehnt um Jahrzehnt auf das Haupt und brennt in alten Tagen noch einmal die Feuer fern verklungener Zeiten ab...

In Versecz war es auch gewesen, da der kaum zwölfjährige Hörbiger nach Ablauf seiner uns noch anschaulich werdenden Kindheit den Großvater Alois erstmals bewußt erkennt.

Der großväterliche kurze Vollbart scheint ihm damals imponiert zu haben, und daß der Großvater ein leidiger Raucher und Schnupfer war, will ihm heute noch nicht ganz gefallen; ihm, dem jeder Tabak geradezu ein Greuel ist. In Versecz war es wiederum, wo Hörbigers Mutter Amalie den Schwager ihres Bruders Fritz, einen Carl Franz, ehelichte und dann offenbar mehr an Leid als an Glück zu tragen hatte. Es ist

schon so: des Lebens Würfel fallen oft sonderbar, aber das Schicksal einer Mutter, sei es nun wie es wolle, ist doch immer dann am tiefsten, wenn das Kind vor Gott und Welt nachmalig einen ganz großen Tag besteht.

Erwähnt sei noch, daß Nachfahren der Aloisschen Tochter Anna, verehelichte Dehm, im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, augenblicklich verschollen für Hörbiger, leben. Es bleibt dem guten Takt der Nachwelt vorbehalten, auch hier noch weiterhin zu schürfen. Der großväterliche Orgelbauer selbst ist schließlich im Banat (1877) auch zur letzten Ruhe eingegangen. Dort in der fruchtbaren Bacska, im serbischen Neusatz an der Donau, bekannt durch jene gegenüber grüßende Felsenfeste Peterwardein, da Prinz Eugen die Türken schlug.

Vorfrühling mit seinen ersten Knospenwundern grüßt vor meinem Fenster und in blanker Klarheit liegt Sonne über den Hängen des Wienerwaldes. Jetzt wird es Zeit, den Wanderstab zu fassen, in das Reich einer Kindheit zu pilgern, dort, wo zwischen üppigen Wiesengründen und leuchtenden Alpentriften die Majestät überwältigender Bergriesen regiert.

Zwischenfrage

Was mich bewegt, von Menschen und Dingen höchst alltäglicher Natur zu plaudern? Ich kann diese mit einigem Staunen verbundene Frage sehr wohl verstehen, da ich Alltäglichkeit erst bannen muß. Ist es doch unendlich leichter, das Bild eines Menschen zu zeichnen, den billige Gunst der Zeit über Nacht populär gemacht, als das Schicksal desjenigen zu besprechen, der noch fern hinter den Sternen wohnt. Die Straße zu ihm ist weit, erst staubig und steinig, dann ebener und gepflegter und schließlich umsäumt von märchenhaften Büschen und nie geschauten Blüten. Wer diese Straße begeht, verspürt einen Hauch des Ewigen und wird ergriffen vom Atem der Zeitlosigkeit.

Wer möchte mir hier ohne weiteres folgen können? Wer möchte den Flug in Gefilde wagen, die fast wie ein Märchen dünken, weil ein Mensch sie schaute, dessen Begnadung im Heute, dessen Erfüllung jedoch mehr im Zukünftigen liegt?! Hanns Hörbiger zu verstehen, heißt die Gegenwart zu überspringen und festen Boden dort zu gewinnen, wo wieder Raum für die Seele ist. Das klingt so seltsam überheblich, wie es zutiefst bescheidener als alles ist, was Denken und Erkennen dieser Menschheit seit langen Geschlechterfolgen seelenlos heraufgeführt.

Ganz stumm und fremd ist die forschende, fragende, suchende und für Begeisterung empfängliche Welt an Hörbiger bis heute gewiß nicht vorbeigegangen. Aber wer kümmerte sich viel um ihn, und wieviel mehr Tausende und Abertausende haben es bislang versäumt, sich ihm zu nähern? Ihm, der gleich einem Sendling von Nirgendwo zu allen spricht, die mühselig und beladen sind! Noch ist die Feststellung fast gleichgültig, wer sich bis jetzt an Hörbiger verlor, wer für oder gegen ihn gekämpft!

Mit Vorpostengefechten um die Welteislehre, und wieder nur diese allein, erschöpft sich das Werk Hörbigers bei weitem nicht. Und wenn manche sagen, das Welteis sei längst geschmolzen, diese seine Lehre als unmöglich längst überwunden, so wiegt deren Urteil kaum mehr als das bestrickendere der anderen, die ihm zur Gefolgschaft wurden. Statistisches

Messen genügt hier nicht, um vorläufig festzustellen, wer Recht oder Unrecht hat. Wessen Schicksal die Sinfonie des Kulturwendenden durchflutet, steht zunächst jenseits aller Parteien. Dies mit gleichwohl genügender wie erschütternder Zwangsläufigkeit aussprechen zu müssen, dürfte aufhorchen lassen.

Noch ist die Distanz, die das müssende, elementar heilige Schaffen Hörbigers von der gesättigten Gereimtheit der Gegenwart trennt, unendlich groß, was ganz wenige auch seiner Getreuesten überhaupt erst zu ahnen beginnen. Ich sehe sie ja alle vor Augen, diese mutigen sich tatkräftig für ihn einsetzenden Naturen. Sie verteidigen die Welteislehre, diese Kolossalgestaltung urtiefster Schönheit und verschwenderisch gehäufter Dramatik; verteidigen damit aber nur wieder ein Teil dessen, für was die höchste Inbrunst eines großen Kampfes gerade gut genug erscheint.

Hörbiger zu entdecken, heißt mehr als seine Welteislehre wohlwollend zu propagieren. Selbst wer sich nur dieses letzte Ziel gesteckt hat, sollte sich erst einmal von der Plattform anerzogener Einseitigkeit lösen, sonst besteht die Gefahr des Vorbeiredens trotz bestgemeinten Wollens. Ganz fraglos ankert diese Welteisschau in spezifisch deutschen Werten, die erneut das ewig tragisch bleibende Opfer des Beschenkenwollens der ganzen Welt auf sich nehmen. Aber gerade deshalb wäre es verkehrt, das Werk Hörbigers auch nur sekundenlang einer distanzlosen Tagespolitik einzuschmuggeln. Desgleichen erscheint die Befreiung der Technik aus den bisherigen Fesseln des Erdgebundenseins kühn und gewaltig, aber ich werde zeigen, warum auch hierhinter noch lange nicht ein Schlußpunkt steht.

Menschen mit freiem Blick und raschem Einfühlungsvermögen, Techniker und Ingenieure, Schriftsteller und Dichter, ehedem hochverdiente Offiziere und auch vereinzelte Gelehrte sind begeistert der atemraubenden Szenerie der Welteislehre erlegen und ihr Anwalt geworden. Sind dafür mit geteiltem Recht von solchen angegangen oder totgeschwiegen worden, deren Verwaltungsgut gegenwärtig selbst eine erschreckende Krise zu bestehen hat. Denn diese Wissenschaft, ohne den schuldigen Respekt vor ihr jemals leugnen zu dürfen, erschrickt mehr und mehr vor sich selbst, seit sie ihren ursprünglich ebenfalls freien Blick für Totalität verloren hat, und den beglückenden Trieb nach umfassender Wesenhaftigkeit der Dinge verkümmern ließ. Es genügt der Hinweis, daß dieses Zugeständnis ihre mithin besten Köpfe machen.

Und so erscheint unser Zeitalter als das der gehäuften Mißverständnisse. Die Wissenschaft bekämpft mit einigen Ausnahmen mit unzureichenden Voraussetzungen die Hörbigerschau. Und deren Verteidiger überrennen nicht selten die vor der Wissenschaft trotz allem bestehende Schranke, und möchten mitunter schon wissenschaftslos zu Gipfeln der

Erkenntnis klettern. So verkämpfen sich beide Teile wie verbissene Nebenbuhler und hätten doch nur diese eine Notwendigkeit des Sichvertragens zu erfüllen. Die Überparteilichkeit Hörbigers, von Freunden und Feinden noch gar nicht erfaßt, steht nahezu jenseits dieses gar oft schildbürgerhaft fröhlichen Streites. Denn es handelt sich zutiefst gar nicht darum, wer nüchtern naturforschlich gesehen vorläufig mehr oder minder im Recht ist, sondern um ein aus unmißverständlicher Gnade geborenes Werk, das wie ein seltenes Meteor das dunkle Zagen und Bangen des Zeitalters überstrahlt. Daß sich an diesem Werk tausend und mehr Sehnsüchte der Besten unserer Zeit stillen können, daß es schauervolles Erleben in ein Zeitalter der erlebnisarmen Dürre trägt, daß es das Erkennenwollen des Weltgeschehens der Zwangsjacke toter Paragraphen befreit, daß es mit einem Wort die Not der Seele meistert und wieder einen Altar des Glaubens mit flammenden Kerzen beschenkt — dies alles ist vorerst wesentlich.

Revolution der Herzen, Revolution des Geistes — wer hat in diesen revolutionsgesättigten Zeiten nicht auch diesen Ruf verspürt? Ohne zu ahnen, daß ein Menschenschicksal tiefster Segnung voll sich schon verzehren mußte, um diesen Ruf verstummen zu lassen! Wer möchte, sich gerechterweise für bildungswürdig haltend, noch länger in solcher Ahnungslosigkeit verharren?

Ich muß schon diese Zwischenfrage stellen, weniger um Neugierde zu wecken, als vielmehr an das Gerechtigkeitsgefühl eines Jahrhunderts zu apellieren, dem Hörbiger in seiner eigenen Totalität — sein persönliches Werden zur Schicksalswende des Menschen schlechthin erweiternd — noch völlig fremd geblieben ist.

Wem die Art der Mitteilung, die ich wähle, vorläufig nicht zu gefallen vermag, darf mir es wenigstens nicht verübeln, mich höchst eigen hinter Faustens „Lustige Person" zu verschanzen, die weise genug die schlichte Weisheit kündet:

„Wer sich behaglich mitzuteilen weiß,
Den wird des Volkes Laune nicht erbittern;
Er wünscht sich einen großen Kreis,
Um ihn gewisser zu erschüttern..."

Jugendland

Reise ins Jugendland und eigen gesegneter Alpenlandschaft! Ich muß schon beides zugleich verbinden, um eine schlichte Sinfonie von Einst und Heute, Schicksal und Seele, Traumglück und Wirklichkeit zu formen.

Blank und rein liegt Sonne eines Junitages über Talgrund und Wipfelhöhe, trotzt Almentriften die sattesten Farben ab, heitert das Dunkel der Tannengründe auf und führt mit den gleißenden Schneeverwehungen der Grate einen letzten zur Versöhnung neigenden Kampf.

Am Südhang des Jauken, in halbhundert Meter Höhe von der Talsohle der Reißkofelgruppe aus, ist ein beschaulicher Rastplatz gewählt, der Mut und Muße zum Ausplaudern mittelbarer Erlebnisse gibt. Ein Wildbach rauscht nahe vorbei, in unabänderlich gleichbleibender Melodie das Nievergängliche aus den Spuren der Zeit befreiend.

Es scheint doch gut zu sein, daß nun erst der Frühsommer Hörbiger und mich hierhergeführt, da die Tage länger sind und die Abende kaum merklich in das Wunder der Nacht eintauchen.

Für Hörbiger bedeutet diese Fahrt ein tiefaufwühlendes Ereignis. Sieht man davon ab, daß er als achtzehnjähriger Bursche der Adria zuwandernd noch einmal höchst flüchtig kärntnische Stätten der Kindheit streifte — so waren doch just nahezu sechs Jahrzehnte verstrichen, seit das elfjährige Kind dieses obere Gailtal längs dem Zuge der karnischen Alpen verlassen hatte. Und damit — das ungetrübteste Glück der Kindheit.

Denn Hand aufs Herz: Wer möchte sich wohl diese Sonne der frühen Jugend noch einmal erkaufen können, wenn er sinnend das Leben überschlägt, all diese Jahre von Sturm und Drang, Kämpfen und Siegen, Herbheit und Enttäuschung bis zum Heute hin, da das Leben in Abendröte brennt?

Als knapp dreijähriges Bübchen war Hörbiger wohlverstanden hierher nach Dellach an der Gail (nicht zu verwechseln mit jenem bekannteren Dellach im nahen Zuge der Drau) verschlagen worden. Hier war das Kind recht eigentlich erst zum Menschen erwacht, hatte seine ersten Ein-

drücke gesammelt, die im Bewußtsein hängen blieben, war erstmals den Weg zur Schule gegangen und hatte noch einige Jahre darüber hinaus an den unschuldigen Vergnügungen gekostet, die einem empfänglichen Gemüte offen stehen.

— — — — —

Nacht ist es, wie wir den Semmering überfahren, Bruck, Leoben und Friesach schon hinter uns haben, und unweit Klagenfurt den jungen Morgen begrüßen. Hörbiger, der selbst wenig geruht in dieser Nacht, wird gesprächig, erinnert an die kurze Realschulzeit in dieser Hauptstadt des ehemaligen Herzogtums Kärnten und weist vom Bahnhof aus auf den Stadtteil hin, da das Schulhaus dereinst gelegen.

Zur Linken tauchen die reizvollen Gestade des Wörther Sees auf. Wie golddurchwirkter Opal schwebt duftiger Morgendunst über seine stillen Wasser. Tauchhühnchen und anderes Wassergeflügel haben ihr Schilfversteck verlassen und zeigen der Welt, wie schön es ist, am frühen Morgen geschäftig zu paddeln. Und dahinter grüßen noch allenthalben schneebedeckte Gipfel der Karawanken inmitten lasurfarbener und mild rostrotgetönter Felspartien.

Villach, im malerischen, südlich von den Felszacken der julischen Alpen überragten Talkessel der Drau gelegen, ist erreicht. Hier war es 1863 gewesen, da Hörbigers Mutter mit dem Kinde den Zug verlassen mußte, um noch mittelst Wagen das untere und obere Gailtal zu durchmessen. Wir Heutigen bleiben noch kurzweilig im D-Zug sitzen, um erst bei Arnoldstein das hier abzweigende Gailtalbähnchen zu benützen, während unser Nachtzug mittelbar das italienische Tarvis berührt, um alsbald Udine bzw. Venedig oder Triest zu erreichen.

Im gemächlichen Tempo schnauft das Bähnchen die Gail entlang, die ein ziemlich genau west-östlich verlaufendes, im Mittel zwei Kilometer breites Tal durchströmt, das beidseitig von allenthalben schroff ansteigenden Gebirgshängen flankiert wird. Wie eine vollkommen platte schmale Ebene zieht das Tal dahin und wer die Geschichte der Alpengeologie kennt, weiß, wieviele Deutungsmeinungen auch um diese Gailtalbruchlinie schon rankten. Schutthalden und Felsenmeere, die bisweilen die Ebenheit stören, entstammen Bergsturztragödien jüngster Geschichte erst. Soll doch die Gail im vierzehnten Jahrhundert einmal zu einem bis Hermagor reichenden See aufgestaut worden sein. Damals, als sich der Bergrutsch am Dobratsch südlich der Villacher Alpe ereignete und dreizehn Dörfer begrub.

Ein lieblicher Flecken Erde ist dieses Gailtal gewiß. Doch Hörbiger bemerkt fast ungeduldig, daß erst im oberen Tal, unserem Reiseziel, die Natur ihre herrlichsten Künste vollbrachte, um das Auge des Menschen nachträglich zu entzücken. Nun gut, ich lasse mich gerne überzeugen, wiewohl

ich weiß, daß es immer dort am schönsten ist und sein muß, wo eine Kindheit ihre harmlosen Freuden erfuhr.

Schon winkt, noch einen Herzschlag lang in die Romantik des Presseggersees versunken, Hermagor, wo bis vor wenigen Jahren noch das Gailtalbähnchen seine Endstelle fand. Zur Rechten verteidigt der Spitzegel seine majestätische Würde, zur Linken, d. h. südwärts gelegen, der massige Gartnerkofel. Nur noch eine gute Stunde Bahnfahrt trennt uns von Dellach und damit dem ehemaligen Anwesen des Urgroßvaters Ertl, der nahezu achtjährigen Heimstätte des Kindes.

Hörbiger ist auf die Plattform des kleinen Wagens getreten. Der Zug scheint ihm nicht rasch genug zu fahren, um alsbald mit vollen Armen ein großes Glück zu umfassen, das immer mächtiger, immer klarer und eindrucksvoller sich aus dem Erinnern schält.

Aber noch mehrere Male knirschen die Bremsen des anspruchslosen Bähnchens, und wo es auch immer kurzweilig hält, ist das Bild stets das gleiche: Hart an die Bergwelt stoßend ein Kirchspiel oder ein Dorfflecken, bescheiden hingebettet wie in alten Tagen schon, verratend, daß die Zeit hier nicht mit Meilenstiefeln läuft, und die Menschen willens sind, das hastende Getriebe unserer Tage abzuwehren. Und wie stille Weggefährten eines durch keine Zweifel gequälten Daseins recken da und dort zwischen Schindeldächern bald spitzwinklig gestaltete, bald zwiebelförmig geglockte Kirchtürmchen in die blaßblaue Alpenluft hinein.

Haltestelle Gundersheim zwischen Reisach und Grafendorf — Land der Jugend, sei mir gegrüßt, so spielt es wohl auf den Lippen Hörbigers. Denn Grafendorf war so etwa der östlichste Ort von Dellach aus gewesen, wohin das Kind damals gekommen war. Nur noch wenige Minuten — Dellach im Gailtal, wie der Stationsname genauestens lautet, ist erreicht.

Da stehen wir drei nun zunächst wenige Minuten unschlüssig vor dem menschenleeren Bahnhäuschen und scheinen die einzigen Passagiere gewesen zu sein, die überhaupt Interesse für Dellach bekundeten. Ich sage wir drei, denn auch Tina Hörbiger, wie immer mit feinsinnigem Verständnis die Schicksalswege ihres Schwiegervaters verfolgend, war mitgereist. Und das war gut so in diesen Tagen, da Hörbiger im unverbrüchlichen Glücksrausch stehend weder an Schlaf noch an gesundheitliche Vorsicht dachte. Hatte ich doch selbst wenig Einfluß auf Hörbigers Wohlbefinden, denn ihm schien ich allenfalls der nüchterne und stets treulich die gerade Linie bewahrende Zuschauer zu sein, was im tiefsten Grunde aber gar nicht stimmt.

Schließlich hatte ich ja schon zur Genüge erfahren, was Biograph sein bedeutet. Daß man keinen Schlaf braucht, wenn man sich gerade müde gearbeitet, der Meister aber anderen Sinnes war. Daß man nicht rauchen

darf und eine Bergpredigt seltener Art genießt, sobald man versehentlich mit brennender Zigarette das Wohn- und Schlafgemach betritt. Daß man immer dann störte, wenn man im Grunde gar nicht stören wollte und auch konnte. Daß man „gelumpt" hatte, wenn berufliche und gesellschaftliche Verpflichtungen zwangen, spät abends erst heimzukehren. Daß man sich dahin umkrempeln muß, bisweilen eine Art Heinrich IV. zu mimen. Kurzum, ich habe diese kleinen Nöte alle gerne hingenommen, hatte mir Immunität in diesen Dingen längst erworben, was mir jetzt zugute kam. Nur so konnte ich in das Herz des Meisters dringen und brauchte bisweilen mit letzter Offenheit auch nicht hinter dem Berge zu halten. Biograph zu werden ist nicht schwer, Biograph zu sein doch um so mehr ...

Da es in dem kleinen, fünfhundert Seelen zählenden Dellach keine Entfernungen gibt, sobald es sich nicht um einzelne an Berglehnen zerstreute Gehöfte handelt, ist bald der Entschluß gefaßt, das Gepäck mitzunehmen und im sozusagen nächsten Gasthaus Quartier zu wählen. Menschen sind eigentlich kaum zu entdecken, und das enthebt uns der Wahrscheinlichkeit als moderne Weisen aus dem Morgenland mit Knickerbockers, Sportstrümpfen und Photoapparat bestaunt zu werden. Was hätte man auch diesen Menschen sagen sollen, warum und wieso wir hierher verschlagen sind und was unser Innerstes bewegt?

Es dauert aber immerhin eine geraume Weile, bis der bescheidene Gasthof erreicht ist und sich zunächst eine Diskussion darüber entspinnt, warum wir drei nicht mit einem Zimmer mit drei Betten vorlieb nehmen wollten. Später habe ich den Vorteil der Trennung noch in besonderer Hinsicht erlebt, weil es sich nämlich als vorteilhaft erweist, bei allzu kurzer Bettstatt eine danebenstehende noch halbwegs mitzubenutzen. Aber wie gesagt, so rasch waren wir gar nicht an Ort und Stelle, denn schon beim Einbiegen in die Dorfstraße halb rechts vom Bahngebäude gab es die erste Entdeckung.

Das Haus des Schlosserstoni, des Anton Millechner, fällt Hörbiger zunächst in die Augen. Hier war er als Kind oft gewesen und hatte auch den um anderthalb Jahre jüngeren Toni, dessen Firmpate übrigens sein Urgroßvater Ertl gewesen war, zu seiner Kameradenschar gezählt. Aber der Toni ist im Augenblicke nicht anwesend. Daß er noch lebt, ist bald heraus und auch die Tatsache, daß er seine Erdenpilgerschaft als Vater von sechzehn Kindern gesegnet hat. Rußgeschwärzt das innere, enggedrängte und fast erdrückende Gewölbe, die Werkzeuge noch fast am gleichen Orte wie dazumal liegend —, das ist der erste Eindruck, und mit dem ersten Anflug einer unmißverständlichen Seligkeit tastet Hörbiger alles ab.

Kaum daß im Gasthof „Zum Herzog" ein Imbiß Stärkung brachte, ist

Hörbiger schon wieder verschwunden und irrt auf Pfaden der Kindheit traumverloren einher. Vieles von dem alten Dellach ist unverändert geblieben, insbesondere die östliche Hälfte, wie ebenso das Haus des Urgroßvaters, des „Ban Binderstoff". Als sechsjähriges Kind hatte Hörbiger das Großfeuer mit erlebt, das halb Dellach zerstörte und zwanzig Jahre später war nochmals ein solches Schadenfeuer über den harmlosen Flecken hereingebrochen, hatte auch das Binderstoffanwesen ergriffen, aber nur den rückwärtigen Dachfirst vernichtet. Im übrigen hat das mit festen Gewölben versehene Haus standgehalten.

Die erste nur flüchtige Besichtigung erfolgt, denn das massige uralte Tor ist verschlossen und wir steigen ein wenig den Wiesenrain am Jaukenhang empor. Noch liegt der ehemalige Obstgarten am alten Fleck und Hörbiger weiß nur immer zu sagen, wie merkwürdig verkleinert ihm diese ganzen Stätten der Kindheit erscheinen. Alles dünkt ihm ursprünglich viel größer, viel raumumspannender, viel ausgedehnter gewesen zu sein. Nicht genug kann er sich darüber verwundern, wiewohl es eine längst verbürgte Tatsache ist, daß der Erwachsene in ähnlichen Fällen stets mit anderen, scheinbar vertauschten Maßstäben mißt.

Noch poltert der Gebirgsbach, der „Bach" schlechthin, wie dereinst über uralt aufgeschlossenes Gestein zu Tal und eilt, Dellach durchschneidend, dem Gailfluß zu. Ja, dieser Bach, er war so ein Stück besondere Romantik des Kindes gewesen. Hier konnte man stundenlang verweilen, den kleinen Wasserbaumeister spielen und ständig etwas Anziehendes und Neues entdecken. Auch die alte am Bach gelegene Flachsröste hat geduldig die Jahrzehnte überdauert, und kleine, ein gut Teil in die gebirgswaldige Bachschlucht hinaufgekletterte Mahlmühlen lassen die Spuren recht hohen Alters erkennen. Kein neugieriger „Sommerfrischler" stört hier die sich selbst überlassene Natur, und den zahlreichen Hähern, die hier ihr Unwesen treiben, scheint das Auftauchen eines nicht gewohnten Menschen etwas Erstaunliches zu sein.

Unter mancherlei Frage- und Antwortspiel ist schon die Mittagszeit weit überschritten und das Recht eines unausgeruhten Körpers macht sich geltend. Eine ganze Nacht ohne irgendwie rechten Schlaf im Zuge verbracht, eine Nacht zuvor kaum zur Ruhe gekommen und der Tag dazwischen mit der ganzen Hast des Packens, des Ordnens und des Abschiednehmens nach halbjährigem Verweilen in Niederösterreich ausgefüllt — ein buchstäbliches Todmüdesein ist die Folge, und die Sehnsucht nach Schlaf ist augenblicklich stärker als alles noch weitere „Erleben". Man möchte schon etwas ausgeruht sein, damit das beklemmende Gefühl des „Vermatschtseins", wie ich diesen treffenden Ausdruck einmal hörte, schwindet. Man will doch schließlich frisch und munter im Erlebnis stehen.

Also gut, vier Stunden soll von jetzt ab mindestens erst geschlafen werden. Zwei Uhr nachmittags zeigt die Uhr, ein Besuch der Pfarre in St. Daniel, wo Hörbiger sich bereits für den Nachmittag schon tags zuvor von Wien aus telegraphisch angemeldet hatte, soll nicht vor sechs Uhr abends vor sich gehen. Bald ist man abgedämmert in das Reich des Vergessens, da stört ein seltenes Trommeln. Man horcht auf — und schläft weiter. Aber wehe, das Getrommel wird verstärkt und — „halb vier Uhr ist's, der Wagen ist schon angespannt," schallt es von draußen her schon mehr als ungeduldig. Hörbiger ist der energische Rufer, der offenbar jedes Zeitgefühl verloren hat und den nur der Wunsch beseelt, möglichst filmartig alle weiteren Wunder zu durchkosten. Kurzum, es bleibt nicht viel Zeit zum Besinnen übrig, ein Kübel Wasser scheucht den Rest der Schlaftrunkenheit hinweg, und schon sitzen wir drei in der Karosserie St. Daniel zu.

Das Gailtal aufwärts geht die unvorhergesehene Fahrt, den Spitz- und Torfkofel zur Rechten, die Zollnerhöhe zur Linken. Mehrmals war das Kind mit der Mutter auch auf der Zollneralm gewesen, und just kehrt noch am lebendigsten die Erinnerung an die sternklaren Nächte wieder, die jedesmal bezauberten. Spielt doch dieser Sternenhimmel schon im dürftigen Denken des phantasiebegabten Kindes eine stets bezeichnende Rolle!

Nicht ganz unvermittelt trifft uns Hochwürden in St. Daniel an, denn Hörbiger hatte vom Februar bis Mai dieses Jahres mehrere Briefe an das Pfarramt gerichtet, jeweils mein immer wieder verschobenes Kommen angekündigt und gebeten, mir an die Hand zu gehen, der ich „nämlich im Begriffe stünde, eine Art von kurzer Biographie jenes Hypothesenschmiedes zu verfassen, der die Welteislehre am Gewissen hat... denn er will sich von jener Umwelt und von jenem geistigen Medium beeindrucken lassen, innerhalb welcher dieser Hypothesenschmied seine ersten Denkfähigkeiten geübt hat, um auch heute noch ein Kind geblieben zu sein". Aber auch ein buntes Mosaik von Chronik, Weltbild, Weltanschauung, Nietzsche, Reformation usw. war den verschiedenen Briefen eingeflochten. So seltsam durcheinander gewürfelt, daß ich befürchten mußte, dem biederen Landpfarrer ein nicht gelindes Gruseln bei unserem Eintreffen zu bereiten. Doch meine Befürchtungen sind gottlob rasch zerstreut, als wir an dem mit hinreichend verstaubten künstlichen Blumen gezierten Empfangstisch der bescheidenen Pfarrstube Platz genommen haben und zwei Kanarienvögel sich obendrein höchst zutraulich zeigen.

Sehr ergiebig erweist sich die bisherige Kundschaftertätigkeit des geistlichen Herrn, eines sympathischen Tirolers, zwar nicht, aber wir erfahren doch dies und das, was nützlich für „Fährtensucher" ist. Schließlich hatte Hörbiger auch hier in St. Daniel, einem Dörfchen unter kärntnischen Dörfern, wenige Monate hindurch die Schule besucht, vordem in Dellach

bzw. nach dem dortigen Brande vorübergehend auch in Grafendorf. Wobei nicht im entferntesten an heutige Schulverhältnisse zu denken ist, noch kein Schulzwang bestand und es jedem Älpler frei blieb, seinen Kindern die Anfangsgründe des Schreibens und Rechnens von einem nebenamtlich tätigen „Lehrer" beibringen zu lassen. Erst das wenige Kilometer noch westlicher gelegene Kötschach hatte dazumal schon eine etwas „ernstere" Schule, und alsbald rattert unser Fuhrwerk diesem Flecken zu, nachdem wir in St. Daniel noch vergeblich Ausschau nach dem Grabe der Urgroßmutter Ertl gehalten hatten.

Zumal Kötschach läßt sonderlich aufhorchen, denn hier genoß der Knabe bedeutsame Jahre für sein weiteres Leben, sofern er eben die dortige bessere Dorfschule besuchte, für sein Gefühl ausgezeichneten Unterricht neben Privatstunden erhielt und auch zwei lange Winter dort in der „Fremde" weilte. Wäre doch zur Winterszeit der zweimal zweistündige Weg von Dellach aus zu weit und auch zu beschwerlich gewesen.

Aber das alte Schulhaus, wo sein Lehrer Weghofer, ein damals schon betagter Herr, nebst seinem Sohne unterrichteten, steht nicht mehr. Italienische Granaten des Weltkrieges haben das neben der Kirche gelegene Schulgebäude wie sechzig weitere Häuser Kötschachs in Trümmer gelegt. Unbebaut ist bis heute dieser, nunmehr in eine Anlage umgewandelte, Schuttplatz geblieben. Eine Enttäuschung, die Hörbiger tief berührt.

Doch bald haben wir heraus, daß nicht nur das Wohnhaus des alten Weghofer, sondern auch das des ehemaligen Spenglers Mascher noch erhalten ist, wo Hörbiger jeweils einen Winter lang in Kost und Logis verbrachte.

Versteckt und abseits der sich lang hinziehenden Dorfstraße gelegen, bietet das Spenglerhaus einen etwas dürftigen Anblick. Ein altes Kärntner-Bauernhaus, rissig, morsch und wenig gepflegt, gerade gut genug, der Dürftigkeit anspruchsloser Bauern zu genügen. Mehrmals hat der Besitz seither schon den Hausherrn gewechselt. Nichtsdestoweniger treffen wir freundliche Menschen an, die sofort gesprächig werden, als Hörbiger sich ihnen als „Logisherr" von dazumal vorstellt. Wer möchte wohl seine Gedanken lesen können, wie er sich nun wieder in dem bescheidenen, auf den Hausgarten herabblickenden Stübchen bewegt, wo er als Knabe dereinst Schularbeiten fertigte? Alles wird buchstäblich abgefühlt, alles in Augenschein genommen, und es erscheint schon fabelhaft, wie Hörbiger just nach sechzig Jahren sich noch jeder Einzelheit erinnert. Wie leuchten doch seine Augen und wie strahlend gleitet der Blick vom Wohnzimmer bis zur Bodenkammer, von der Grundmauer bis zum Dach hinauf! Es muß schon selig sein, dieses Sichversenken in die Tage der erwachenden Jugend! Auch drei bescheidene Wandmalereien, Heiligenkulte, heben sich noch höchst farbenfroh und, wie Hörbiger meint, ganz unverändert geblieben ab.

Beim Besuche des Weghoferschen Quartiers läßt Hörbiger mit Stolz verlauten, hier als Küken, voll von schönen Träumen, die wirklich beste, die sogenannte „Gute Stube" bewohnt zu haben. Und was fällt da alles ein: Welch gewaltigen Respekt man vor dem alten Weghofer hatte, wie die Buben und Mäderls rechts und links verteilt saßen, wie sich bisweilen ein besonderer Held in die Frisur des sittsameren Geschlechtes vergriff, wie man dort sogar etwas Physik und im zeitigen Frühjahr das Baumpfropfen lernte. Und wie nicht zuletzt ein seltsamer Herr Inspektor staunte, daß sich im Winter die Brillen des Herrn Lehrers beschlugen, und wie dieser wohl das einzige bebrillte Lebewesen des ganzen Ortes war.

Und jene Sommermonate werden wach, da man von Dellach aus täglich nach Kötschach wanderte, in aller Herrgottsfrühe sich schon auf den Schulweg machte, um nachmittags dieselben gut acht Kilometer wieder heimzutrotten. Und da ließ man sich dann schon etwas Zeit, strolchte in den Auwässern der Gail, die damals noch weniger reguliert erschien, herum, hatte die Schuhe über den Rücken gehängt, fischte, kontrollierte die heranwachsende Brut der Vogelnester, sah manch armen Frosch im Rachen der Ringelnatter verschwinden — war alles in allem ein kleiner Naturforscher, dem nichts fremd blieb, was sich irgendwie lebendig regte. Denn wie wir nun wieder gemächlich gen Dellach zurückfahren, umgoldet gerade dieser Zauber der Kindheit das Erinnern.

Noch am gleichen Abend dieses inhaltsreichen Tages hält uns vor dem Binderstoffanwesen ein Gespräch mit dem alten „Wastel", dem Matthias Pirkopf von Haus 42, einem einstigen Spielgenossen Hörbigers, fest. Beschreiben läßt sich das Abspiel solcher, sich von jetzt an häufenden Szenen nicht mehr so recht, denn die Kunde vom „Binderstoffnhansl", der heuer als „vornehmer und wahrscheinlich auch sehr reich gewordener alter Herr" den witzigen Einfall hat, in alten Tagen wieder Dellach aufzusuchen, hat schließlich das letzte Haus erreicht.

Sommersonnenwende ist's, Sinnbild des Lebensmittag! Und wenn just die Hirten auf den Almen Johannisfeuer zünden, wieviel Flammen mögen wohl ebenso gleichnisstark im Herzen Hörbigers brennen und ständig wieder rückschlagen zu Tagen, da dieses Lebens Mittag selbst noch wie das Mirakel einer fernen und umdunkelten Zukunft dünken mußte! Ob auch Hörbiger die Träume der frühesten Jugend jemals zu teuer bezahlte? Ich möchte dies fast verneinen, — habe noch viel an diesem Abend durchzudenken, um schließlich todmüde zur Mitternacht eine wohlverdiente Ruhe zu finden.

Sonntags darauf — in strahlender Reinheit grüßt Mutter Sonne — ist Hörbiger zur Andacht nach St. Daniel gewandert, und der Vormittag bleibt frei, sich nun selbst ungezwungener zu bewegen und ans Photographieren zu denken. Einigermaßen frisch und heiterer Laune ist Hörbiger gegen zwölf Uhr zurück, und eine Stunde vor dem Mittagsmahle erfährt das Ertlsche Anwesen, das Binderstoffhaus, eine eingehende Besichtigung.

Schon Anfang der siebziger Jahre hatte der Urgroßvater diesen Besitz verkauft und war nebst Hörbigers Mutter (seiner Enkelin) nach Versecz (vgl. auch Eingangskapitel) übersiedelt. Ein altes, schon recht verhutzeltes und dürres, aber noch immerhin einigermaßen lebendiges Frauchen verbringt gegenwärtig hier nebst einer Untermieterin den Rest ihres Lebens. Über einen Hauskalender gebeugt in der Wohnstube sitzend genießt sie gerade des Sonntags Mußestunden, als wir sie überfallen.

Binderstoff-Wohnstube! Das Erinnern kriecht wie eine lebendige Plastik an den Wänden entlang, am Ofen mit seinen Bänken davor, am Bett vorbei, in welchem die Urgroßmutter verstarb, berührt eine verschließbare Wandnische und manche Dinge mehr, die auch bis heute sich kaum verändert haben. Und all die frohgemuten und kernigen „auf die Gunkel gehenden" Bauernmädels stürmen herein, ergreifen das Spinnrad, summen und scherzen dazu, machen Pausen und erzählen unheimliche Gespenstergeschichten, daß es dem kleinen Hörbiger Angst und Bange wird und er sich scheu zur Mutter flüchtet. Dann war er aber schon schlauer geworden und hatte auch keine Furcht mehr vor dem Meteor, das sich im Sinne des schaurigen Märchens zum feurigen Kochlöffel wandelt. Da tauchen die Schuster und der Schneider auf, die „auf die Stöhr gehen", d. h. ihre Arbeit im Hause des Bestellers verrichten. Denn wollene, leinene und sonstige Gewebe hat die Bäuerin selbst gefertigt, und auch die Kalbfelle sind aus eigener Hand zur Stelle, die vordem nur der Gerber zu bearbeiten hatte. Hier war es gewesen, wo 1868 die erste Petroleumlampe brannte, da es zuvor dieses Wunderöl nicht gab und man sich der aus Rindsfett gezogenen Unschlittkerzen bediente.

Das starke, hallenartige Eingangsgewölbe, die Küche, der Pferde- und der Kuhstall werden der Reihe nach besehen. Bis auf bewegliches Mobiliar ist nichts verrückt, nichts geändert, denn sechs Jahrzehnte sind schließlich auch keine Zeit, um festgefügtes Steinwerk zu bewegen. Fast mit Gewalt dringt Hörbiger darauf, doch den Raum zu öffnen, der ehemals als Vorratskammer diente, wo Speckseiten, Schinken und sonstige das Dasein stärkende Dinge hingen und thronten. Zur Rumpelkammer ist dieser geheiligte Raum inzwischen geworden, wo sich einst verstohlen auch in Honigtöpfen naschen ließ.

Auch das obere, mit Truhen und schweren Kästen wandwärts bestellte Gewölbe atmet den Ruhm der Unvergänglichkeit. Aber von dem Altar mit Tabernakel, Monstranz und Leuchter, den Hörbiger in der westlichen Nische hier aufgebaut hatte, um (wie schon eingangs erwähnt) als kleiner Prediger zu wirken, ist nichts mehr geblieben, ebensowenig von der Kan-

zel, die an dem Wandpfeiler zwischen Altarnische und Stalltüre lehnte. Und die Schaukel, die auf der mitten im Raum durchlaufenden Schließe befestigt war, ist ebenfalls verschwunden. Ach, waren das Zeiten! Wie geflissentlich weise kam man sich da als kleiner Pfarrherr vor, und wie schwer war es mitunter, den Spielgenossen nötigen Respekt beizubringen, damit sie nicht mitten in der Predigt auf die Schaukel sprangen und Turnkünste vollbrachten. Wieviel Sonne, wieviel leidbefreites Glück, wieviel Kindesübermut hat doch allein dieser Raum gesehen! Vorbei — für immer vorbei, das ist letztlich doch das etwas bittere Eingeständnis ...

Und dies Eingeständnis spinnt sich seltsam ergreifend fort, wie ich des Nachmittags am Jaukenhange sitze und eigene Akkorde auf unsichtbaren Saiten der Seele erklingen. Denn plötzlich ist auch Hörbiger zur Stelle, spricht kaum etwas, läßt den Blick kurzweilig über die sonnenverglasten Schindeldächer Dellachs gleiten, schaut hinüber zum Zollner, der fernen Almenhütte da droben, sinkt nieder ins Gras und — weint. „Ach, ich bin ja so selig," entringt es sich kurz zuvor seinen Lippen. Wieviel Schicksal spricht doch aus diesen sechs Worten, ein Schicksal, das sich jetzt in übermannender Verklärtheit zur verzückenden Erlösung wandelt! Das war der tiefste Augenblick auch meiner Verbundenheit mit Hanns Hörbiger, weil ich ihn hier einmal ganz losgelöst von allen Zentnerlasten sah, die sein ungestümes Herz durchbeben. Und seltsam, ich selbst darf ihn jetzt nur gewähren lassen und sehe den Schwalben zu, die wie Boten eines ewigen Frühlings um Dachfirste gleiten. Denn Ewigkeit ist ja um uns gebettet und die Zeit ausgelöscht. Und dennoch, die Rückertsche Weise fällt mir ein, die zutiefst Aufschluß über die Tränen desjenigen gibt, der sie vergießt:

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar,
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit
Was mein einst war!

— — — — — — — — — — —

Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach du weinst;
Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt
Im Dorf wie einst:

‚Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer.
Als ich wiederkam, als ich wiederkam
War alles leer!'"

Beim „Bierkopfn Nannerl" sind wir dann eingekehrt, die heute noch in einem verstaubten, abgegriffenen Album ein Bild des achtzehnjährigen

Hörbiger bewahrt. Daß sie einmal ein hübsches Mäderl war und Hörbiger ihr irgendwie nahe stand, dürfte unbestreitbar sein. Nun ist sie auch alt geworden, und ein so unerquickliches Leiden wie die Parkinsonsche Krankheit (Schüttellähmung oder Zitterkrankheit), das sie schon viele Jahre hindurch peinigt, löst einiges Mitleid aus. Man weiß nicht so recht, ob nicht gewisse Störungen zeitweilig das klare Denken trüben. Nichtsdestoweniger folgt sie mit verklärten Blicken all dem, was augenblicklich vor sich geht, was wir mit Tochter und Schwiegersohn, dem „Brennerjörgl" (Georg Lora) beim Glase Most uns erzählen. In diesem Hause scheint Wohlstand nie eine Rolle gespielt zu haben, und noch gegenwärtig ist die Tochter als Magd verdingt.

Wo wir auch immer mit Hörbiger verweilen, stets wird das Nannerl erwähnt und bemerkenswert herausgestrichen. Und wohl dutzendmalig erzählt er die Geschichte, wie er zufällig als Bub das Nannerl beim Baden mit anderen Mäderls, die kreischend flohen, im Evakostüm überraschte, das Nannerl wie gelähmt stehen blieb, und er diesen Anblick einer schaumgeborenen Aphrodite nie mehr vergessen konnte. Bis heute wohlverstanden!

Der „Wastel" und der heute dreiundsiebzigjährige „Brennerjörgl", das waren zwei seiner Genossen aus Tagen der Kindheit her. Und schon stellen sich uns auch der „Schlossertoni" vor und der „Steiner", der Eduard Moser richtigen Namens, der das Schneiderhandwerk erlernte, manches Land als Wanderbursch durchstreifte, und der nun auch schon die Siebzig überschritten hat. Bleibt noch der „Marzkille", der Maurer Adam Steiner, zu erwähnen übrig, der mit seinen heute fünfundsiebzig Jahren als Seniorchef der anderen gelten und sich sehr wohl noch des „Binderstoffn-Hansl" erinnern kann. Jener „Tischler-Simon", mit dem Hörbiger als Kind den Jauken beging und manche Nacht auf der Alm verbrachte, ist schon sechzehn Jahre tot, aber sein Sohn Johann ist zugegen und hilft mit aus der ganzen Chronik der letzten Jahrzehnte zusammenzuräumen, was sich zusammenräumen läßt. Und an manchen Überraschungen fehlt es keineswegs dabei.

Auf der Gasse, an Brunnen, in Häusern oder wo es gerade ist, wickeln sich unsere Gespräche ab. Es fehlt nicht an Scherzen und rührenden Begebenheiten, und wenn ein Blick hierbei die Gebirgsgrate streift, die scheinbar zeitlos in die Ewigkeit ragen, ist man schon versucht, die Erkenntnis vom Vergänglichen, das nur ein Gleichnis ist, auch aufs Menschenleben zu übertragen.

Es mag Menschen geben, die es für wunderlich halten, wenn man Dinge aufzeichnet, die sich fast töricht gegen das übersättigt verbildete Gebaren unserer Zeit abheben. Aber diese Menschen haben den Sinn für Werte verloren, die es wieder zu wecken heißt, damit diese arme geist-

reichelnde Welt zu den Wurzeln des Menschentums findet. Dann ist es nur noch ein Schritt zum Seelentum, und keine noch so blendende und pompös aufgezogene Gesellschaft mit all der erlogenen Koketterie billiger Hoffahrt kann ersetzen, was sich an diesem stillen Sonntagabend im Alpendörfchen Dellach abgespielt.

Ein kleiner quadratischer Raum im Gasthaus „Zum Herzog", schlicht, posenlos. Ein langgestreckter Tisch im Hintergrunde, nicht allzu ergiebige Beleuchtung, aber am Tische selbst eine seltene Runde vereinigt: Marzkille, der Tischlerjohann, der Schlossertoni, der Brennerjörgl, der Wastel, der Steiner, der Binderstoffn-Hansl, Tina Hörbiger und meine Wenigkeit. Alle Gäste Hanns Hörbigers und jedenfalls einmal beisammen, wie niemals zuvor und wohl auch in dieser eigentümlichen Zusammensetzung niemals wieder. Ein Fest des Herzens und des Gemütes, mit gelockerten Seelen und sorglos auftauender Beredsamkeit.

Jeder ein Original für sich.

Harmlos verwegen, dunkelhaarig und dunkeläugig, mit scharf vorspringendem Kinn und sozusagen eingeknickter Gesichtspartie, verrunzelt und verhauen, halb Blücher, halb Landsknecht — der Schlossertoni.

Mehr slawisch geartet, lederhäutig und mit Spuren ewiger Plage belastet, ein Stück Karl Mohr aus Schillers Räuber bestreitend, der Brennerjörgl, der beharrlich beim Schnaps bleibt und das allzu dünne Bier meidet.

Ein Zwitter von Güte und Schalkheit, etwas verträuten Augen und bartverstoppeltem Antlitz der alte Marzkille, der heute noch seine Bienen züchtet und bestimmt über die notwendige Ruhe dabei verfügt. Ihm imponiert die Wohlgepflegtheit Hörbigers und dessen „Dickbäckigkeit" als Sinnzeichen ebensolcher Wohlgenährtheit. Der hatte offenbar schon immer was „zuzusetzen" gehabt.

Ein merklich sich heraushebendes Männlein lose gestreiften Welterfahrenseins der rosig angehauchte Steiner mit modernem Kragen und gefärbt erscheinendem Knebelbärtchen. Ein Rosinchen in einem aus Dorf und Stadt geknetetem Teig.

Langschädlig und starkknochig mit Schildbürgereinschlag der Wastel, der, wie all diese leibhaftigen Zeitgenossen aus Hörbigers Kindheitstagen, ein Leben harter Plage und allenthalben schwer körperlicher Arbeit deutlich macht.

Und wie Laurin der Zwerg, der Berge versetzt, Hanns Hörbiger dazwischen, die Erdverbundenheit seiner Genossen teilend, aber das unnahbar Geheimnisvolle einer sternenwärts wachsenden Seele stets bewahrend.

Und was es da alles zu plauschen und zu berichten gab! Wie Hörbiger schon immer ein aufgewecktes Kind mit einiger Zuversicht auf dereinst „Großes" gewesen sei und eigentlich schon zur Kötschacher Schulzeit als Wunder dünkte! Wie er Balgereien schlichtete und den kleinen Lehrmeister der Tugend spielte! Wie der Wastel ihm Altarstücke stahl und dieser zur Rechtfertigung schritt. Wie Militär durch Dellach zog, dort einquartierte, als es gegen die Preußen nichts mehr zu verlieren gab. Und wie Hörbiger entsetzliche Angst vor dem Schießgewehr hatte, um sich dann zu überzeugen, wie gutmütig doch Soldaten gegen Kinder sind. Wie man gemeinsam Kühe und Geißen hütete, Allotria trieb und bisweilen die Pflichten vergaß. Und jeder hatte seine eigene Erfahrung des Lebens gemacht, war auf der Walz' gewesen oder hatte seinen Gesichtskreis nicht weit übers Gailtal hinaus verbreitert. Und zufrieden sind sie augenblicklich alle, denn das Leben hat ihnen nichts mehr abzufordern, und am anderen Ufer winkt das große Ruhen...

Drei Stunden sind schnell verflogen, Hörbiger hat sich empfohlen, und mir liegt es ob, die guten Leutchen aufzuklären, was er nun eigentlich der Welt zu sagen hatte. Leicht war dies gewiß schon nicht, aber ich glaube doch soviel betont zu haben:

Seht Freunde, ihr sitzt hier in den Bergen, habt eure kleinen, euch gewiß ehrenden Pflichten dem Leben gegenüber erfüllt, aber euern Binderstoffn-Hansl hatte Gott zu besonderen Taten ausersehen. Daß es große Erfinder und Entdecker gibt, ist auch euch bekannt, der eine erfand die Dampfmaschine, der andere das Flugzeug, der dritte den Motorpflug und ähnlich in endloser Kette weiter. Und das alles nützt irgendwo auch euch. Und so hat Hörbiger als Ingenieur und großer Techniker manches entdeckt, was dem Maschinenbau nützlich ist und hat es hierüber vor dem Kriege zu bedeutsamem Wohlstand und Vermögen gebracht, er, der einstens so arm war wie ihr und der nicht der Mann ist, nun euer Schicksal darum geringer einzuschätzen. Denn wie er sich heute freute, mit euch wieder beisammen zu sein und euch nicht vergessen hatte, habt ihr gesehen.

Aber euer Binderstoffn-Hansl hat noch ganz andere Dinge vollbracht. Alles was die Wissenschaft heute von dem Werden der Welt, der Erde und des Lebens lehrt, von dem Schicksal eurer Berge in fernster Vergangenheit, von der Gestaltung eures Gailtales, wie überhaupt aller Täler, Ebenen und Berge der Erde, von den Sternen da droben und von Wettergewalten — all das hat er studiert und wieder studiert. Und als er das alles wußte, da entdeckte er, daß vieles nicht stimmen kann, was da die gelehrten Leute sagen, und so wurde er selbst zum Gelehrten und entwarf für das Schicksal der Welt einen ganz neuen Plan. Und was er alles lehrt? Seht Freunde, das kann ich euch nicht so kurz sagen, aber soviel könnt ihr mir glauben, daß dies alles schon großartig ist.

Was z. B. kein Mensch bisher für möglich hielt, daß das viele Wasser, was hier auf Erden im Meere rauscht, in Flüssen und Bächen strömt,

eure Mühlräder und Turbinen da droben am Jaukenhang treibt — daß dieses Wasser gar nicht alles von und aus der Erde selbst stammen kann. Denn Wasser wird dauernd verbraucht auf Erden, wird zersetzt dem Innern zu, geht bei Vulkanausbrüchen und ähnlichen Dingen mehr verloren, und da die Geschichte der Erde schon uralt ist, wäre unser Erdstern schon längst eine wasserlose Wüstenei, kein Leben wäre möglich, und ihr wäret auch nicht da und könntet euch nicht freuen, wie gut es der Herrgott heute abend mit uns meint! Das notwendig der Erde zufließende Wasser erhält sie demnach von außen her, vom Weltall, wo infolge der großen Kälte Wasser nur in Eisform bestehen kann.

Mit solchem Welteneis, in der auch euch vertrauten Milchstraße sichtbar werdend, wird nun die Erde jahraus, jahrein gespeist. Und wie sich dieses Welteneis vor dereinst Jahrbillionen gebildet haben mag, wie der ganze Aufbau unserer Sonnenwelt und unserer Erde dereinst zustande kam, wie das Welteis im Hagelschlag und dergleichen mehr zur Erde gelangt — all das hat euer Hansl seit nun bald vierzig Jahren durchdacht und durchforscht und auch ein dickes Buch, so groß fast wie die Bibel, darüber geschrieben. Und weil alles, was er lehrt, einer großen Revolution gleicht, hat er sich auch auf der ganzen Welt Freunde und Feinde zugezogen und ist darüber berühmt geworden. Vielleicht in zwanzig, vielleicht auch erst in fünfzig Jahren wird die Welt erkennen, was Großes dahintersteckt. Und weil es aber heute schon Zehntausende von gescheiten Leuten und auch Gelehrten gibt, die fühlen und wissen, was euer einstiger Spielgefährte geschaffen, und die nun alle fragen, wo kam der Hansl her, wo und wie hat er gelebt und wo verbrachte er seine Kindheit — darum schreibe ich seine erste Lebensgeschichte für die Mitwelt und auch darum sind wir hier in Dellach. Und weil viele Leute auch wissen möchten, wer den Hansl dereinst als Kind erfreut und geärgert hat, wer mit ihm herumzigeunerte und mit ihm Possen trieb — so freut es mich um so mehr, euch alte Knaben hier versammelt zu sehen.

Ihr alle kennt die Geschichte vom Kolumbus, der Amerika entdeckte und berühmt geworden ist. Und ihr alle wißt auch, daß es einmal einen großen Forscher gab, der Kopernikus hieß und der herausbrachte, daß die Erde sich um die Sonne bewegt und nicht umgekehrt. Und das war eine ganz große Tat, und nun ist seit Jahrhunderten wieder einmal so eine ähnlich große Tat geschehen, seit euer Hansl die Lehre vom Welteis kündet. So, nun habt ihr wenigstens eine Ahnung vom Binderstoffn-Hansl, und vielleicht kommt die Zeit, wo noch andere Leute nach Dellach pilgern, um zu sehen, wo er seine Kindheit verbrachte. Und dann wird es eurem Gemeinderat einfallen müssen, die notwendigen Folgerungen daraus zu ziehen.

Das war schon ein Staunen der lieben Leutchen und ein Grund mehr,

auf ein noch recht langes und gesegnetes Leben Hanns Hörbigers anzustoßen! Zwei Tage später, des Morgens in aller Frühe, hatten sie sich dann vorm Binderstoffhaus versammelt, um mitsamt ihrem Hansl auf die Platte verewigt zu werden. Schon geht es der Mitternacht entgegen, als man sich an diesem Abend trennt. Gelassen und in ihrer Art ergriffen stapfen sie in das Dunkel der Alpennacht hinaus und werden ohne Zweifel noch für den Rest ihres Lebens von diesen ungewöhnlichen Stunden zehren.

Fahrt über Kötschach und Mauthen mit Fuhrwerk und Auto zum Plöckenpaß, wo Wächter Mussolinis weilen, heißt die Parole des nächsten Tages. Eine Wegesroute, die in die Ferienwanderung des Achtzehnjährigen fällt und die darum erwähnenswert scheint. Beiläufig im Zuge der Valentinklamm gelangen wir höhenwärts zwischen Elferspitz und Polinik, Mauthneralpe und Mooskofl hindurch. Wobei sich hinter diesen trockenen Namen der ganze heimliche Zauber einer Bergeinsamkeit verbirgt, die nur der Weltkrieg störte, dessen Spuren wir hinreichend begegnen. Die erst viel später gebaute Paßstraße existierte Ende der siebziger Jahre allerdings noch nicht, und offenbar war die Bergwelt, die Hörbiger damals durchmaß, noch um eine Note ursprünglicher und ungebändigter.

Viel Sonne über uns und ebenso viel Sonne in uns — das wäre die kürzeste Formel unserer Bergfahrt. Noch am gleichen Tage werden Kötschach und seine Umgebung nunmehr eingehender besichtigt, Aufnahmen gemacht und Pfade begangen, wo sich dereinst das Kind am wohlsten fühlte. So etwa der Einsiedelwald, den noch immer dasselbe reizende Kirchl schmückt und der noch just Erd- und Schwarzbeeren spendet, wie sie schon der Knabe sammelte. Zwei Grazer Nichten des Spenglers Mascher, um wenige Jahre älter als der Hansl, eine Peppi und eine Liesl, müssen damals als Stadtmädels besonderen Eindruck auf den Bergbauernbub gemacht haben. In dem winzigen Häusl vor der Kötschacher Kirche wohnte wiederum als Sohn eines Schneiders jener Schulkamerad Caesar, dessen flottes Aussehen unvergessen blieb.

Gar viel müßte ich noch erzählen, wollte ich ganz ins einzelne gehen und mit der Hörbiger eigenen Genauigkeit berichten, was ein beschauliches Erinnern alles ausgräbt und in fein abgestimmtes Beglücken wandelt.

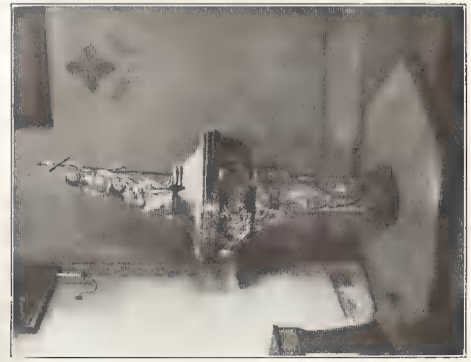
Daß auch Erörterungen zur Geologie der Bergwelt und des Gailtales nicht fehlen, mag nebenher Erwähnung finden. „Doch sonnenklar," meint Hörbiger, „daß dieses Tal seine Entstehung nicht der ausnagenden Tätigkeit eines Flußlaufes verdankt, sondern daß hier eben Gewalten tätig waren, wie sie im Sinne der Welteislehre während der Riesenbeflutung einer Revolutionszeit der Erde gegeben sind." Wie übrigens auch unsere Wissenschaft von der Erdgeschichte hier keine Talbildung im üblichen

Sinne vermutet, sondern von einem durch Umkippung und Überschiebung verursachten riesigen Bruch der Erdrinde spricht, bei welchem urgewaltige Schollen aneinander absanken und eine natürliche Talfurche bildeten! Dieser Montagabend ist jedenfalls der erste, der zeitig zur Ruhe führt und überlegen läßt, was binnen drei Tagen wie ein buntgewürfelter und jagender Film vorüberzog.

Einem sinnigen Ereignis des folgenden Tages sei eine Hörbigerbriefstelle vom 21. Juli 1918 vorangestellt. „Vielleicht hatte", erfährt der befreundete Stiftsprobst Baumgartner, „der Himmel sogar über meinen ersten Kommunionsgang (um Ostern 1867) eine größere Freude, als über das Meßopfer eines hohen Kirchenfürsten von heute. Denn auch mir ging es als damaligem Jungen wie jenem Zöllner: An jenem für mich so traurigen Morgen ist es mir nämlich eingefallen, daß ich einmal des Nachbars Füllen so sehr schreckte, daß es im eiligen Davonstürmen über ein dichtes Gesträuch stürzte und daß ich das zu beichten vergessen hatte. Zwar sammelte ich mich mit meinen jungen Freunden des Morgens im Schulzimmer und trabte dann mit ihnen zur Kirche, aber als es dann zum Tische des Herrn ging, fühlte ich mich buchstäblich nicht würdig, daß ‚der Herr eingehe unter mein Dach', sondern ich blieb geduckt in der Bank nahe der Kirchentür gleich dem Zöllner. Wie sollte ich es denn auch wagen, zum Tische des Herrn zu gehen, da ich doch das Füllen (wenn auch ganz ungefährlich) zu Fall gebracht und diese schwere Sünde noch mit herumtrug?! Daß beim Beichten (zufolge mangelhafter Gewissensforschung) vergessene Missetaten stillschweigend als mitbekannt gelten dürfen, das wußte ich natürlich nicht, hätte es in meinem Kindersinn auch nicht fassen können." An diesem 24. Juni 1930 wird nun nach dreiundsechzig Jahren die damals verabsäumte Kommunion nachgeholt! Aus St. Daniel ist in der Frühe schon Hochwürden gekommen, und gemessenen Schrittes betreten die Freunde der vorgestrigen Tafelrunde ebenfalls das anspruchslose Kirchenschiff. Ein Festakt seltener Art fürwahr, das Gefühlsleben eines wieder Kind gewordenen Siebzigjährigen eigenartig beleuchtend!

Natürliche Veranlagung und die Erziehung einer treu besorgten Mutter hatten ohne Zweifel gemeinsam dazu beigetragen, die Seele des Kindes frühzeitig für alles Gute und Schöne dieser Welt empfänglich zu machen und ebensowohl gottesfürchtig zu gestalten. Etwas „Großes" sollte dem Wunsche der Mutter gemäß der Hansl schon werden und die mit dem Kinde mehrfach unternommenen Wallfahrten nach Maria Luggau (Lesachtal) warben um Gnade dafür. „Wenn der Junge einmal ein Herr ist, wird er große Dinge vollbringen", meinte gelegentlich einer solchen Wallfahrt eine alte Zigeunerin, die des Knaben Hand erwischte, und gegen den Willen der Mutter ihre Handlesekunst betätigte. Kein Wunder auch, daß

Ehemaliger Besitz des Orgelbauers Alois Hörbiger in Aggersdorf (Niederösterreich) „Am Bach" Nr. 7. Blick in die Hoffeite (1929). Hier wurde Hanns Hörbiger am 29. November 1860 geboren



Taufstein in der kleinen Kirche zu Aggersdorf (1930). Hier empfing Hörbiger am 2. Dezember 1860 die Taufe

Haus in Kötschach (Gailtal), Wohnstätte des Neunjährigen im Winter 1869/70

Phot. Martina Hörbiger (1930)

Im Kreise von Jugendgespielen und Schulkameraden zu Dellach nach sechs Jahrzehnten im Sommer 1930

Phot. Martina Hörbiger (1930)

Ursprünglicher Besitz des Urgroßvaters Georg Ertl in Dellach (Gailtal), wo Hörbiger seine Kindheit verbrachte

Phot. Martina Hörbiger (1930)

die Mutter bisweilen sehr streng verfuhr, um ihren Sohn über die Alltäglichkeiten seiner Altersgenossen hinauszuheben. Wuchsen doch diese allenthalben recht wild heran und suchte auch der Hansl keine Gelegenheit zu versäumen, die, jenseits aller Schulweisheit, die ausgelassenen Freuden eines Bauernbubs zur Erfüllung bringt.

Der tolle Abschluß schon des ersten Schujahres schien Bürge einer nunmehr beginnenden Ferienfreiheit zu sein. Da stand der Herr Lehrer (zugleich auch Gastwirt, Meßner und Bauer) mit gespreizten Beinen an der Türe, ließ die Buben auf allen Vieren hindurchkriechen und zahlte nach altem Brauch jedem mit der Pritsche heim, daß es nur so „klötschte". Aber ein Hieb genügte den Buben nicht, wiederholt drängten und schwindelten sie sich durch das Fenster steigend wieder heran, bis es dem Lehrer zu bunt wurde und er endgültig eine kräftigende „Halterzeit" (= Hütezeit) wünschte. Galt es doch just das nicht zur Alm geführte und zurückgebliebene Vieh zu beaufsichtigen und sein Überschreiten auf noch ungemähte Kleefelder zu vermeiden.

Reifezeit der Kartoffeln, Rüben und Kleinkürbisse war's, und manch verspäteter Maisstengel winkte mit noch milchigen Kolben. Alles besondere Leckerbissen, sobald sie am niemals fehlenden Feldfeuer gebraten waren. Aber Viehhüten und Essen allein machen das Leben von Buben und Mäderls nicht aus. Ein starker Pflock ist in die Erde getrieben und oben halbkugelartig abgerundet. Ein langes Brett erhält eine entsprechende kugelartige Vertiefung, wird dem Pflock aufgelegt und das Ringelspiel ist fertig. Auf jedem Brettende sitzt je ein Bub und ein Dritter treibt das Brett zum Rundlauf an. Je besser dies einer kann, je mutiger und je länger es die Umschwenkten aushalten, um so größer ist das unschuldige Gelächter. Aus Werkgarn, mit „Lörgat" (Lärchenpech) gestärkt, werden zwei Meter lange, allmählich an Dicke abnehmende Litzen gesponnen, aus diesen gut gepichte Peitschen geflochten und an kunstvoll aus Weidengeflecht gefertigte Stile durch Rebschnur befestigt. Wer am besten um die Wette knallt, ist Held des Augenblicks. „Das waren Zeiten", meint Hörbiger, „nicht zu vergleichen mit heute, obwohl es ja auch in Mauer bei Wien ganz schön ist."

Und was wäre da noch alles zu erwähnen, was das Leben sonnig gestaltete! Beim gelegentlichen „Mitternachtsessen" der in der Flachsdörre nächtlich beschäftigten Leute, beim Entästen und Schälen gefällter Bäume, beim Krauteinschneiden, bei Schlachttagen, beim spätherbstlichen „Taxen-Schnaten" (Entästen lebender Fichten und Tannen) und beim Zerhacken der Zweige zu Spreu, beim Roggenschneiden oder Kukuruzbrocken, beim Flachsausraufen — überall war letzten Endes auch der Hansl dabei. Und wo er selbst nicht mit angreifen konnte, wie bei schweren Feldarbeiten, galt es das Essen zu tragen.

„Daß Mutter den längsten Flachs hatte", erzählt Hörbiger während der Streifzüge durchs Jugendland, „wurde allseitig bewundert. Da sie auch über das zierlichste und feinste Spinnrad verfügte, wiesen ihre eigenen Gespinste entsprechende Feinheit auf ... Beim Dreschen am Stadl mußte das Korn von der Spreu gesondert werden. Es geschah dies auf einer ‚Windmühle', einem handgetriebenen Ventilator mit Separator. Derart schwere Arbeiten besorgte der Jörgl, ein taubstummer Bruder des Schlossertoni-Vaters, der nur gegen Bekleidung und Verpflegung als sehr braver Knecht beim Urgroßvater diente. Zeitweilig war neben diesem Jörgl auch eine Magd beschäftigt, so daß Mutter allzuschwere Hausarbeiten nicht zu verrichten brauchte, nichtsdestoweniger aber die gesamte Hauswirtschaft zu besorgen und anfänglich auch die Pflege der leidenden, 1866 verstorbenen Urgroßmutter zu bewältigen hatte. Das Ackern, Säen, Mähen und die Waldwirtschaft, überhaupt die groben Feld- und Waldarbeiten besorgte Urgroßvater mit dem Knechte."

Wie nicht anders zu erwarten, hat auch das kurz erwähnte Großfeuer der sechziger Jahre einen lebhaften Eindruck hinterlassen. „Daß ich an jenem Hochsommertage, an welchem der große Brand das halbe Dorf vernichtete, auf dem Heimweg war, ist sicher. Um halb zwei Uhr nachmittags halbwegs Grafendorf nach Dellach blickend, sahen wir Buben Rauch aufsteigen und am Kirchturm eine Flammenfahne wehen. Wir eilten zurück und umschweiften das Dorf, bis ich von Westen her in den Garten drang, wo Mutter die wenigen geretteten Habseligkeiten gegen den niedergehenden Funkenregen schützte. Wir waren nicht nur ganz obdachlos, sondern auch fast ohne Möbel, Bettzeug und Kleider und mußten für einige Zeit bei einem Kleinbauern der östlichen Dorfseite notdürftigen Unterschlupf nehmen. Gottlob hatten die festen Gewölbe unseres Anwesens dem Feuer genügend Widerstand geboten, aber im Grunde war doch fast alles, was dem gierigen Element Nahrung bot, vernichtet. Italienische Maurer und Zimmerleute jenseits des Plöckenpasses kamen in großen Scharen, um das halbzerstörte Dorf wieder aufzubauen. Unsere beiden Sägen arbeiteten Tag und Nacht, auf der Duhle rauchten mehrere Kalköfen und die Ziegelei in Nelbling arbeitete mit Hochdruck, um Dellach zu versorgen. Auch die Dellacher Steinbrüche wimmelten von Italienern."

Daß der Schulbesuch in Kötschach nicht ausreichen konnte, dem begabten Hansl einen Höhenweg des Lebens zu eröffnen, war der sorgenden Mutter zeitig genug klar geworden. Durch Vermittlung eines aus Dellach stammenden Innsbrucker Professors gelang es, dem Knaben den Besuch der Realschule in Klagenfurt zu ermöglichen. Die Beschaffung von Mittagskostplätzen war gesichert und das Quartiergeld wurde teilweise mit Naturalien aufgewogen. Im Herbst 1871 kehren Mutter und

Sohn auf dem Wege nach Klagenfurt mit ihrer Rappenstute bei der Villacher „Nana", einer Bekannten, ein. Beide besprechen auch das Schicksal des Kindes, für dessen Zukunft man die größten Hoffnungen hegt.

Nach gut bestandener Aufnahmeprüfung und der Rückkehr der Mutter nach Dellach weilt unser Hansl nunmehr bei einem pensionierten Beamtenehepaar in der Völkermarktner Vorstadt. Ein Gymnasiast aus St. Paul wohnt ebenfalls dort, und zwei sich ständig streitende erwachsene Söhne des Ehepaares, ein Geistlicher und ein Schauspieler, sorgen für Abwechselung und Kurzweil. Will der eine seine Predigt vorbereiten, stört der andere durch abendliches Lesen seiner Rollenschriften. Und dann verträgt der Ernst des einen nicht die ungetrübte Ausgelassenheit des anderen. Noch lebhaft erinnert sich Hörbiger der Schwierigkeit, bisweilen seine Schularbeiten unter solch eigenartigen Umständen fertigen zu können. Neuartig war die gesamte Klagenfurter Umwelt gewiß, und dem Bauernbub scheinen die Stadtkinder fast zu zimperlich zu sein. „Das Wort Mama kannte ich beispielsweise gar nicht, und als ich es das erstemal vom Französisch-Lehrer hörte, mußte ich schon lachen. So sagen doch nur die ganz kleinen noblen Kinder — eines Dellacher Jungen aber unwürdig!" Und manch anderes stach allzusehr gegen die bisher gewohnte Umgebung ab, schien der Verweichlichung verfallen zu sein. Ein gutes Zeichen für das erdhaft herangewachsene Kind!

Und doch steht Klagenfurt nur wie ein flüchtiges Mittel zwischen Dellach und Versecz, dem Orte der ungetrübten Jugendsonne und dem der ersten, der Empfänglichkeit nicht mehr ganz verschlossenen, Schattenseiten dieses Lebens. Gewiß, die erste Kindheit ist so oder so stets mit Sonne umgoldet, das Kind lebt jenseits der Sorge, kennt deren Inhalt nicht und weiß sich noch viel weniger mit ihr irgendwie vertraut zu machen. Für Hörbiger ist nur eben bezeichnend, daß alles Glücklichsein, dessen ein Mensch überhaupt teilhaftig werden kann, im Grunde fast ausschließlich auf diese Dellacher Jugendzeit beschränkt bleibt. Denn was ihn später in Höhentagen seines Lebens trifft, ist schon das Überglück. Gefährlich für den, der es zu tragen bestimmt ist, weil die gegen alles Überglück anstürmende Brandung des Allzumenschlichen ebenso gewaltig ist wie die Woge, die es beim Träger ausgelöst hat. Und es fehlt das Mitleid, das doch immer wie ein versöhnendes Band selbst härteste Schicksalsschläge begleitet. Kein Zufall wohl, daß Hörbiger in Nietzsche einen Partner entdecken mußte, der schmerzlich genug dem Überglück, dem „Überlicht" heimlich verborgene Wahrheiten entrang. Und nicht befremdend wiederum, daß gerade Hörbiger, wie ich noch zeigen werde, sich als Entdecker dieses umstrittenen Märtyrers betrachten darf ...

Es sind Gedanken, die mich erneut bewegten, als ich von Dellach gen Kötschach fuhr, um eine Medizin für den erkrankten Hörbiger zu be-

sorgen. Das sich steigernde Erleben dieser Reisetage, zu wenig Ruhe und eine Erkältung untergruben insgesamt sein Wohlbefinden. Meine Tage zuvor gehegte Befürchtung war eingetroffen. Dennoch hatte diese Nachtfahrt ihren eigenen Zauber. Von der Zöllnerhöhe grüßte der Flammenbrand eines verspäteten Johannisfeuers und rings um mich zogen ungezählte Leuchtwürmchen ihren Funkenreigen. So friedlich, so selbstverständlich gerecht und abgeklärt, als würde hier das Gleichnis für ein ewiges Geborgensein offenbar, — als müßte jeder, der diese Scholle verläßt, nun sehen, wie er sich mit dem härteren Teil des Lebens abzufinden vermag.

Hat doch die mittelbare Zukunft dem Gleichnis recht gegeben. Mit dem Weggang von Dellach und der Übersiedlung nach Versecz (im damaligen Südungarn) begann zumal für Hörbigers Mutter eine allen gehegten Hoffnungen zuwiderlaufende Leidenszeit.

In Versecz war zu Beginn der siebziger Jahre sozusagen der ganze Hörbigerkreis versammelt. Wie erwähnt, war der Großvater Alois mit seiner Orgelwerkstätte (nach dem in Becskerek erfolgten Tode seiner Frau) nach dorthin übersiedelt. Onkel Wilhelm weilte mit seiner Familie dort, ebenso die schon verwitwete Tante Anna mit ihren Kindern, welche die von ihrem verstorbenen Mann betriebene Strohhutverfertigung nunmehr in Versecz, statt wie ursprünglich in Wien, weiter betrieb. Ferner war der noch unverehelichte Onkel Fritz zugegen. Da sich Mutter und Urgroßvater Ertl im Sommer 1872 diesem Kreis zugesellten, war damit auch unser Hansl in ein vollkommen neues Milieu geraten.

Entscheidend für den Verkauf des Dellacher Anwesens war wohl der Mutter Gedanke, dem Jungen das weitere Studium zu erleichtern. War es doch schon schwer genug gewesen, ihn in Klagenfurt durchzubringen. Der Betrieb der Dellacher Wirtschaft warf zu wenig ab. Man dachte an die Aufbereitung einer großen, mit entsprechender Geflügelzucht verbundenen Milchwirtschaft. In Dellach und Umgebung waren jedoch keine geeigneten Absatzmöglichkeiten für die erzeugten Produkte einer Milchmeierei gegeben. In der Nähe eines größeren Ortes oder unmittelbar in diesem selbst konnte wohl überhaupt nur ein solcher Plan verwirklicht werden. So wählte man Versecz, ohne vorsorglich zu bedenken, daß in dieser Agrarstadt fast jeder Hausbesitzer zugleich auch Landwirt ist, im übrigen serbische Bäuerinnen den Markt mit Milchprodukten überreich versorgten.

Weiterhin war der etwas übereilige Aufbruch nach Versecz schon erfolgt, bevor noch der Erlös aus dem Verkauf des Dellacher Anwesens samt Feld und Wald (rund 7000 Gulden) eingebracht war. Verschiedene der Käufer leisteten nur eine kärgliche Anzahlung, andere bezahlten zunächst gar nichts, und gerade der reichste Käufer des Waldes machte

Schwierigkeiten, die Grenzsteinstreitigkeiten in Kötschach und Dellach zur Folge hatten. Ein Bekannter der Mutter, der das Weberhandwerk betrieb und dem sie Vollmacht gegeben hatte, versagte bei allen diesbezüglichen Schritten. Das Elend begann seine ersten Fühler auszustrecken.

Eine kleine Wohnung mit Stall, Scheune und Hof, im Umraum der Orgelbauwerkstätte, war zunächst bezogen und auch käuflich erworben worden. Die Einsicht reifte, daß mit der Milchwirtschaft nicht viel oder gar nichts zu verdienen ist. So begann man, in Erwartung noch ausstehender Dellacher Gelder, mit dem Bau eines ebenerdigen Gebäudes, für das schon im voraus das ganze Bezirksgericht als Mieter gewonnen war. Aber die erwarteten Gelder gingen nur teilweise ein. Nicht einmal der Bauplatz konnte voll bezahlt werden. Dann warteten Materiallieferanten und Bauhandwerker vergeblich auf Bezahlung. Alle Versuche, weiteres Baukapital gegen Hypothek zu bekommen, schlugen fehl. Statt dessen nutzte ein geriebener Händler, des entgegengebrachten Vertrauens unwürdig, die Notlage zu seinen Gunsten aus. Es kam zur Zwangsversteigerung des im Bau befindlichen Hauses. Vorstellungen der Mutter beim Bischof von Kalocsa, die williges Gehör fanden, hatten das Schicksal nicht abwenden können, die Vertretung durch einen geeigneten Advokaten konnte man sich nicht leisten, und zudem hatte der Großvater Alois auch noch Geld von seinem damals spärlichen Verdienst eingebüßt. Noch 1888 hegte Hörbigers Mutter (damals schon in Helenental beim verheirateten Sohne weilend) die Hoffnung, im Prozeßwege noch etwas von den zu Unrecht verlorenen Geldern zu retten. Ein beredtes Zeugnis wohl dafür, wieviel Sorgen und Enttäuschungen schon die ersten Verseczer Jahre gebracht hatten.

Aber noch ein weiteres, für Hörbiger bedeutsam werdendes Kapitel des Schicksals fällt in diese ersten Jahre auf ungarischem (heute serbischem) Boden. Als Bauleiter des Unglücksunternehmens war über Empfehlung Bekannter der aus Detta stammende Baumeister Karl Franz bestellt worden. Dieser, selbst arm wie eine Kirchenmaus, freundete sich bald mit den Orgelbauern an und ließ auch seine Eltern und seine Schwester Ottilie nach Versecz kommen. Und mit der im Winter 1873/74 stattfindenden bescheidenen Doppelhochzeit waren die Würfel gefallen. Denn trotz anfänglichen Sträubens des Großvaters Alois kam Onkel Fritz zu Ottilie und Hörbigers Mutter zu Karl Franz. Eine doppelte Verwandtschaftsbindung, die in einem Augenblick stattfand, als sich schon die ersten Zeichen des verunglückten Bauunternehmens bemerkbar machten. Ich möchte hierzu Hörbiger selbst aus Briefen zu Worte kommen lassen, die mich noch während der Herstellung dieses Buches erreichten.

„... Und so hatte sich denn auch Onkel Fritz sofort in des Baumeisters

jüngere Schwester Ottilie verliebt und sich mit ihr auch verlobt, obwohl sein ‚Tati' (Alois) heftig dagegen opponierte. War doch Ottilie eben so arm wie ihr Bruder Karl und wie ihre Eltern, während Fritz unter den vielseitig bekannten Versetzer Mädchen leicht eines mit entsprechendem Vermögen hätte wählen können. Seine ganz gute Salongewandtheit, seine musikalischen Kenntnisse, sein ausgezeichnetes Klavierspiel und der geachtete Orgelbauername, seine Wiener Gemütlichkeit und die mir als Kind schon aufgefallene Liebenswürdigkeit hätte ihm schon die Türen der wohlhabenden Familien geöffnet. Aber nachdem es schon das Schicksal aller Orgelbauerfamilien zu sein schien, ganz arm zu heiraten, so drang die Jugend dem alten Opponenten gegenüber durch. Das hatte aber zur Folge, daß Karl Franz auch eine gute Partie zu machen vermeinte, wenn er um die Liebe von meiner Mutter warb.

Das war für Mutter nun ein neues Seelenproblem: Sollte es nicht auf diese Art möglich sein, ihrem Jungen einen Ziehvater zu geben, der ihm das Weiterstudium ermöglichte, bis die Versetzer Klassen absolviert sind, oder könnte der Bub nicht vielleicht das Baugewerbe ergreifen und dann später mit seinem Stiefvater zusammen das Bauwesen als Brotberuf betreiben? Sicher ist es nicht, daß dies Mutters Gedankengang war, aber etwas Ähnliches muß es gewesen sein, denn bevor sie die Werbung ernst in Betracht ziehen wollte, erbat sie sich Bedenkzeit, da von Liebe bei ihr vorläufig wohl kaum die Rede sein dürfte. Ich wurde gefragt, ob ich einen Stiefvater auch liebhaben wolle, der mir wahrscheinlich für mein Weiterstudium auch behilflich sein würde. Vom Werber wurde die Zusicherung erbeten, bzw. an ihn wahrscheinlich die Frage gestellt, ob er dem Jungen auch ein guter Vater sein wolle, was derselbe schon mit Rücksicht auf seine anzutretende Verwandtschaft mit den in Versetz sehr geachteten Orgelbauerleuten freudigst, und vielleicht zur Stunde auch aufrichtigst bejahen zu dürfen vermeinte. Wenigstens in einer bald darauf erfolgten Besprechung unter sechs Augen ergab sich allseitige Zufriedenheit und Zuversicht.

Aber auch da war der sehr nüchterne Großvater Alois dagegen, da er ja wußte, daß ein Baumeister ohne Betriebskapital nicht vorwärts kommen kann. Wahrscheinlich hatte er bei seiner Tochter auch die Gewissensfrage gestellt... Von Mutters Seite war es sicher mehr eine Vernunft-, als eine sehr verspätete Liebesheirat."

Der erste Vater als schwer erhellbares Mysterium umschrieben, der zweite als ein wenig glücklicher Stiefvater sich entpuppend — schon eigenartig umschattet das Schicksal die sich entfaltende Menschenknospe.

„Noch zu unerfahren war ich in Versetz," fährt Hörbiger fort, „um Muttes Geheimnis verstehen zu können, obwohl sie darüber schon im Klagenfurter Jahr Andeutungen gemacht hatte. Sie meinte einmal in

trauter Stunde, ob ich schon groß genug sei, um etwas erfahren zu können. Ein Verlobter sei wohl da gewesen, ein Künstler in Beinschnitzerei. Aber derselbe hätte die Vaterschaft entschieden abgelehnt. Und da habe ihm Mutter gesagt: ‚Nun mag ich Dich nicht, auch wenn Du in Gold gefaßt wärest!', obwohl der Betreffende sie zu ehelichen sofort bereit gewesen wäre. Weiter hatte sich damals Mutter doch nicht vorgewagt, da sie schon mit dieser Andeutung gesehen hatte, daß der Junge ein ganz gleichgültiges Gesicht dazu gemacht hatte, darin etwa zu lesen stand: Was ist schon weiter dabei, was kann mir die Freude am Leben verderben? Und in den späteren Versetzer Jahren war das angerichtete Elend zu groß, um bei ihrem Jungen ein erhöhtes Interesse für solch eine Sache erwarten zu dürfen. Auch gab es in diesem Leid keine so traute Stunde mehr wie noch dazumal in Klagenfurt. Da hieß es erst leben, dann wispern!

Und später war ich langsam in die so fabelhaft eingebildete ‚Aufgeklärtheit' getreten, daß Mutter schon gar nicht mehr wagte, davon zu reden. Nichtsdestoweniger habe ich meiner armen Mutter jemals auch nur die geringsten Vorwürfe über die Einfalt des Dellacher Verkaufes oder der Versetzer Bauunternehmung gemacht, oder jemals Zweifel in Mutters Frömmigkeit gesetzt. Daß ich später einmal umfallen und wieder zu Kreuze kriechen würde, das konnte Mutter nicht vermuten und das hat sie auch nicht mehr erlebt."

Solange Sorgen und Aufregungen in Versetz noch nicht das Gipfelmaß erreicht hatten, verspürte unser Hansl recht wenig davon. Die Sommerferien 1872 waren ganz mit dem Erlernen der Grundlagen der ungarischen Sprache ausgefüllt, um in Versetz Aufnahme in die zweite Realschulklasse zu finden. Das gelang denn auch.

Wiederum war es eine ganz neue Welt, die den Knaben umgab, deren vielfältige Wunder das Staunen beflügelten, oder denen es sich anzupassen galt. Da waren die Serben mit ihrer seltsamen Sprache und ebensolchen Tracht. Der Kolotanz und der Dudelsack, die weiten Leinwandskittel der Wochenmarktsbauern, das Feilbieten vollkommen unbekannter Früchte und riesenhafter Donauwelse, der eigenartig klingende Dialekt der Versetzdeutschen, — viel gab's zu sehen und über vieles zu lachen, „während Urgroßvater das Haupt in die Hände stützte und Mutter die Hände rang". Den Klassenkameraden wird der Älpler aus dem Gailtal zum Gegenstand eifrigsten Interesses, der nicht nur von einer „anderen Welt" zu erzählen weiß, sondern auch mit Vorliebe den kleinen Naturforscher spielt. Hatte sich doch der Bub schon 1873 eine Sternkarte verschafft, nachdem die Tierkreisbilder einer solchen im Schulraum befindlichen Karte seine Neugierde erweckten. Das Auftauchen eines Kometen gab Anlaß zu abenteuerlichsten Vermutungen. Daß man des

Nachts, trotz eines Ausläufers der Karpathen, die ganze Sternhalbkugel überblicken konnte, war schon ein Hochgenuß. Das durch hohe Bergketten umschlossene Gailtal hatte einen solchen Ausblick ja verwehrt.

Überreich an bisher ungewohnten Eindrücken waren die beiden ersten Verseczer Jahre gewesen. „Konnte man doch in der nächsten Umgebung rein deutsche, rein serbische, rein rumänische und etwas weiter auch rein ungarische Dörfer mit ganz verschiedenen Trachten, Gebräuchen, Gesängen, Tänzen, Lebensweisen, Dorfbauarten, Straßenerhaltungen usw. aufsuchen. Und fast überall Storchennester auf den Kaminen. Der erste klappernde Storch, war das ein Ereignis! Und im Röhricht, welche Fülle von neuen Wasserinsekten, Gratflüglern, Sumpf- und Schwimmvögeln, die im Gailtal ganz unbekannt sind. Wildenten, verschiedene Reiherarten, kleine Taucher, Zwergenten — alles Sehenswürdigkeiten, die ich den Nachbarbauern verdankte, die mich ins Ried und ins Röhricht mitnahmen. Und im Walde die viel größeren grünen Eidechsen, im Gailtal nie gesehene Käfer und Schmetterlinge!" So kann im Rückerinnern wohl nur ein Forscher schreiben, der das Denken über die Natur und ihre Geheimnisse schon frühzeitig mit glücklichem Naturschauen verband.

Noch bevor der verunglückte Hausbau seine schwersten Schatten warf, hatte sich Onkel Wilhelm in Siebenbürgen (Hermannstadt) einen neuen Wirkungskreis gesucht, und wenig später hat auch der Großvater Alois Versecz verlassen. Nur ein kleines, höchst baufälliges Armeleutehäuschen in der Seidenfabrikgasse ist schließlich der Mutter Hörbigers verblieben. Mit etwas Schneiderei hilft sie dem ungenügenden Verdienst ihres Mannes zu begegnen. Onkel Fritz war zu seinen Schwiegereltern gezogen, hatte Mangel an Arbeit, hielt sich durch Klavierstimmen und Klavierunterricht über Wasser, um dann ebenfalls nach Hermannstadt überzusiedeln. Nach seinem dort bald erfolgten Tod kehrt seine Witwe Ottilie zu ihrem Bruder Franz, bzw. Hörbigers Mutter nach Versecz zurück, ernährt sich wie diese schlecht und recht durch Näharbeit oder Aushilfe im Strohhutgeschäft der Schwägerin. Die Heirat mit einem reichen Bauern eines Nachbarortes enthebt Ottilie aller Sorgen; auch ihren Vater, den alten Franz, kann sie zu sich nehmen, nachdem Mutter Franz schon bald nach der Hauskatastrophe verstorben war.

Das Los der Mutter gestaltet sich um so schmerzensreicher. Eine Umwelt, darin tagtäglich die Sorge über kümmerliches Gerät, abgeblaßte Möbel, Tuchreste und mitunter leere Schüsseln klettert, ist allmählich dazu angetan, auch den frühreifen Bub aufmerken zu lassen. Lange Wintermonate, an welchen der Stiefvater grollend und verdienstlos zu Hause sitzt, ohne das dem Zerfall nahe Häuschen ausbessern zu können, lassen manch herbe und bittere Worte vernehmen. Vergrämt ist die Mutter und untröstlich der kränkelnde Urgroßvater. Und der Stiefvater hält es für unangebracht, daß der Hansl bei allem Elend noch die Realschule besucht und nicht längst aus dem Hause ist.

Dennoch ist im Sommer 1875 die vierte und letzte Realschulklasse mit gutem Erfolg absolviert. Für einen weiteren Schulbesuch kommen nur Szegedin oder Budapest in Frage. Aber hierzu fehlen die notwendigsten Mittel. Versuche der Mutter, dem bald Fünfzehnjährigen eine Praktikantenstelle im Konstruktionsbüro des Eisenwerkes in Reschitza zu verschaffen, bleiben erfolglos. Was tun? Hart und bitter ist der Kampf der Mutter und nicht leicht fällt ihr der Entschluß, den Knaben vorläufig in Versecz zu belassen und dem Schmied, „Tierarzt" und Mechaniker Anton Seiberth in die Lehre zu geben.

Ein Original, dieser Seiberth! Einer von denen, die sich in der Welt umgesehen haben, allerlei wissen und allerlei Studien betreiben, aber doch in vielem gerade an der Oberfläche hängen bleiben. Ein Mensch mit Fähigkeiten, die sich durchkreuzen, doch einen Ruhepol gefunden hätten, wenn eine entsprechende Schul- und Hochschulbildung in Jugendjahren möglich gewesen wäre. Immerhin war Seiberth ein sehr geschickter Schmied und sehr maschinenkundig, war früher Lokomotivführer, Dampfmühlenbesitzer und Veterinärschüler gewesen. Grundlagen, die er verabsäumt hatte oder die sich anzueignen ihm verwehrt geblieben waren, ließ er seinen Söhnen angedeihen, die freundschaftlich zu Hörbiger standen. Insbesondere der jüngere Sohn Theodor war davon überzeugt, daß aus dem bitterarmen Hansl doch einmal etwas Rechtes wird. Und gutmütig war der alte Seiberth in jeder Weise, behandelte Hörbiger wie einen eigenen Sohn, unterhielt sich mit ihm über allerhand Dinge aus der großen Welt, stellte ihm seine bescheidene Bibliothek zur Verfügung und veranlaßte ihn, das Zitherspiel zu erlernen. Sollte sich doch die Kunst des Zitherspieles für Hörbiger schon wenige Jahre später recht nützlich erweisen.

Der Schmiedemeister sah selbst bald ein, daß der Lehrling Raubbau an seinen besten Entwicklungsjahren übte und zu etwas Zweckmäßigerem als zum Schmied geboren sei. Abermals wird versucht, in Reschitza anzukommen. Aber auch dieser Versuch schlägt fehl und es heißt in der Schmiede zu bleiben. „Heute", bemerkt Hörbiger, „ist es mir längst klar geworden, daß dies alles Fügung war. Mein Kopf sollte nicht mit allzuvielem Kleinwissen allzufrüh überladen, meine Lernbegierde sollte zwar geweckt, aber nicht zu früh abgestumpft werden. Vielleicht sollte auch eine gewisse Lebenszähigkeit durch ziemlich schwere körperliche Arbeit eben während der besten Entwicklungszeit anerzogen werden." Mußte er doch schon täglich um fünf Uhr früh an der Esse stehen und das Feuer fachen und bis abends fast ununterbrochen tätig sein. Tagtäglich hieß es die Turmuhren der beiden Kirchen aufzuziehen und wöchentlich zu ölen.

„Gar manche Träne ward in diesen Turmuhrkammern vergossen und gar manches Gebet in das Schiff der Kirche hinabgesandt, um eine Möglichkeit, das Studium wieder fortsetzen und die Bangigkeit der armen Mutter bannen zu können. Obwohl es fast eine halbe Wegstunde für Mutter zur deutschen Kirche war, kam sie doch mindestens dreimal wöchentlich dorthin, und auch Urgroßvater, solange er noch lebte. Und da gab es sich dann immer, einige Worte zu wechseln oder die Mutter zu einem Schneider zu begleiten, für den sie damals auch nebenher arbeitete. Trotz allem dürfte es Mutter ein Trost gewesen sein, daß sie mich niemals verzagt sah und ich ihr aus einem unbestimmten Gefühl heraus glaubte sagen zu dürfen, daß doch alles noch gut werden kann. Dann hieß es im Laufschritt noch zur serbischen Kirche und wieder zur Arbeit eilen, denn meist hörte man den Amboß schon von weitem klingen. Welch ein Lechzen nach Freiheit und Studiengelegenheit hatten doch diese Fesseln einer täglich dreizehnstündigen harten Arbeit dem Jungen anerzogen!"

Manche Abwechselung läßt die Härte des Daseins vergessen. Waren doch einmal etliche Tausende Armeehufeisen anzufertigen. Zehn neue Schmiedegesellen waren zu diesem Zwecke vorübergehend eingestellt und auf sechs Ambossen ging das Gehämmer oft bis in den späten Abend hinein. Und hinterher gab's manch kurzweilige Feierabendstunde. Oder vier Weinpressen, von einem Bozener Weinproduzenten im Garten des Schmiedemeisters aufgestellt, sorgten für ungewohnte Zerstreuung, feuchtfröhliche Stimmung und entwöhnten die immer durstigen Schmiede vorübergehend des Wassers.

Eines Sonntags, im Winter 1877, zeigt sich der Urgroßvater äußerst schwach und gebrochen. Noch am gleichen Abend erkennt er den Urenkel nicht mehr und schließt für immer die Augen. „Und meinem Späherblick war es nicht entgangen, daß sich Stiefvater Franz heftig die Augen rieb, um den Anschein zu erwecken, geweint zu haben. Viel weinten aber auch Mutter und ich selbst am Grabe nicht, denn wir beide wußten, daß hier ein Greis von mehrjährigem Gram erlöst würde, ohne daß er sonstwie Trost gefunden hätte als im Gebet." Ein harter Schlag für Mutter und Sohn trotz allem, denn mit Urgroßvater Ertl war ein Stück Lebensverbundenheit dahingegangen, wie sie zu keinem Anverwandten mehr bestand und bestanden hatte. „Bis die hoffärtigen Weiberleut' rote und grüne Hüte tragen werden, dann heißt es aufpassen! Denn dann kommt der Antichrist, aber so heimlich geschlichen und mit so vielen Schmeicheleien und Süßigkeiten, daß niemand seinen Versuchungen zum Abfall vom Glauben wird widerstehen können!" So und ähnlich hatte Urgroßvater schon im Gailtal philosophiert und damit gleichnishaft ein Stück Zeitgeist vorweggenommen, der sich nachgerade erfüllen sollte. Und mit dem Schelmenmut des kleinen Buben hatte Hörbiger damals schon

erklärt, den herannahenden Versucher nicht zu fürchten. Jetzt war Mutter das einzige Kleinod geblieben, dem man sich anvertrauen konnte und das wert war, mit besonderer Hingabe behütet zu werden.

„Hanns Hörbiger freigesprochen", d. h. zum Schmiedegesellen ernannt! Ein Fest mit gemischten Gefühlen ist es, das darob im Hochsommer 1878 im Kreise der Mitgesellen begangen wird. Mit einem weiteren Sonderzeugnis Seiberths in der Tasche, daß der „Freigesprochene" auch das „mechanische Fach" erlernt hat, steht der Achtzehnjährige vor den Toren der Welt. Doch welches Tor soll geöffnet werden? Ein letzter Versuch, im Eisenwerk Reschitza (Jahre später mit Hörbigergebläsen arbeitend!) unterzukommen, mißglückt. Schon unterwegs vom Werk reift der Entschluß, in die Fremde zu gehen, sich allenfalls in Wien seßhaft zu machen, dort billigen Unterschlupf zu finden und durch Nachhilfestunden eine weitere Ausbildung ermöglichen zu können. „Mutter war sofort einverstanden und Freund Stiefvater erst recht!" Eindeutiger hätte Hörbiger, jetzt nach fünfzig Jahren, diesen Satz nicht aussprechen können.

Ein Spätsommertag neigt dem Ende zu. In den Gärten sind die Herbstastern erblüht. Das große Auge einer Sonnenblume blickt da und dort verwundert in die Müdigkeit der Natur. Zum Aufbruch rüsten die Störche, deren Reiseziel sicherer als das des jungen Burschen ist, der heute Abschied nimmt. Es geht in die Welt mit ihren Wundern und Lockungen, und ein unerschütterlicher Wille, Not und Armut dereinst zu bezwingen, gibt Mut und Zuversicht. Was die Mutter mitgeben kann ist herzlich wenig, aber mit um so mehr Liebe ist das Wenige, Wäsche und Garderobe, aufbereitet und für entsprechende Wegzehrung gesorgt. Ein letzter Scheidegruß und fort rollt der Zug nach Temesvar.

Da die Reise nach Wien (rund 700 Kilometer) zum Teil zu Fuß gemacht werden soll, wird tags darauf in aller Frühe Temesvar verlassen. Mit „Im Ranzen all das Meine" geht es Szegedin entgegen. Bald ist ein Wandergefährte entdeckt und Reisebekanntschaft geschlossen. Bei einem Militärkollegen desselben in Sándorháza wird auch Hörbiger gastlich aufgenommen. Bevor er weiter wandert, füllt die junge hübsche Ungarfrau des Gastgebers den Ranzen mit Speck, Wurst und Brot auf. St. Miklos ist die nächste Etappe. Mit den Worten „Tessék minálunk!", d. h. „Bitte bei uns", findet die an eine Ungarin gerichtete Frage nach billigem Nachtquartier eine Beantwortung. Die Erkenntnis, in einem recht zweifelhaften Hause für käufliche Liebe trotz eines Schlafstellengeldes von nur fünfzig Kreuzern genächtigt zu haben, dämmert ihm erst am nächsten Morgen. Ein Weib auf der Gasse schimpft ihn ob seiner vermeintlichen Verdorbenheit in so jungen Jahren tüchtig aus.

In Szegedin, der damals schon lebhaften Handelsstadt Niederungarns, findet Hörbiger freundliche Aufnahme bei Seiberthbekannten, besieht die

Stadt und ihre Eigenheiten, und fährt wenige Tage später mit einer schenkungsweise erhaltenen Fahrkarte weiter nach Czegléd. Nach einem Fußmarsch bis Monor entführt ihn der Zug nach Budapest, der Stätte seiner späteren großen Tage. Im Asyl für Obdachlose läßt sich zunächst „rentabel" nächtigen, auf der Hauptpost werden noch fünf Gulden von Muttern abgehoben, und einige auf dem Markt für zwei Kreuzer erstandene Salzgurken liefern die Zuspeise zum Rest des Reisevorrates. Ein Hochgenuß sind diese Streifzüge durch Ungarns Metropole mit ihren farbigen Tönen, Prachtbauten und beschwingtem Leben. Unter dem korinthischen Säulenportikus des Nationalmuseums steht ein Wanderbursche, noch ganz entzückt von der Fülle des Geschauten, und überlegt, wie feierlich doch sich dieses Dasein gestalten kann ...

Schon trägt ihn ein schwimmendes Wunder stromaufwärts nach Visegrád. Ein strahlender Morgen weckt den Schläfer am Donauufer, nahe den Resten der Ringmauer der zerstörten Königsburg. Gran, die ehemalige Residenz der ungarischen Könige und nunmehr Sitz des Fürst-Primas von Ungarn, grüßt dann an einem späten Abend, nachdem zuvor das Porphyr- und Kalkfelsgestade der Donau in malerischer Geschlossenheit vorbeigezogen war. Auch Gran wird selbstredend eingehend besichtigt und im Sekretariat eines geistlichen Herrn ist man milde und händigt dem landfahrenden „Studio" zehn Gulden aus. Die starke, am Ostende der großen Insel Schütt gelegene (jetzt tschechische) Festung Komorn und die Bauernstadt Szerdahely liefern neue Sehenswürdigkeiten. So verrinnt, von meist billigsten Quartieren in Herbergen und kleinen Gasthäusern unterbrochen, Tag um Tag seit dem Abschied.

Noch einmal schwelgt der „bessere Landstreicher" in Naturgenüssen, bevor ihn Wien gefangen nimmt. Bei gastfreundlichen Ungarleuten im Schüttinselgebiet werden einige Rasttage verbracht, ausgefüllt mit Fischfang, gutem Essen und Streifzügen nahe Preßburg. Dann öffnet die vielbesungene Donaustadt ihre Tore, um den wissensdurstigen Schmiedegesellen für drei entscheidende Jahre seines Lebens festzuhalten.

Eine Geflügelhändlerin in der Wiesengasse, die Freundschaftsbande mit Versecz verknüpfen, nimmt sich seiner anfänglich an, denn der vom Stiefvater anempfohlene Großonkel sitzt im Armenhaus zum „Blauen Herrgott". Die Tätigkeit bei einem benachbarten Herdschlosser wirft zunächst einigen Verdienst ab, bis es Hörbiger gelingt, bei einer Familie auf der Wieden eine Art Hauslehrerstelle anzutreten. Der ursprünglich gehegte Plan, nach drei weiteren Realschuljahren acht Semester Maschinentechnik zu belegen, erscheint undurchführbar. Statt dessen wird im zeitigen Oktober (1878) mit dem bis 1881 währenden Studium an der Bau- und Maschinengewerbeschule in der Annengasse begonnen.

Im baldigen Genusse von Staatsstipendien, Freitischen (Theresianum, Frauenkloster, Goldenes Lamm usw.) und unentgeltlich gelieferten Lehrbüchern stehend, schlägt sich der junge Mann durchs Leben. Nachhilfestunden und wohltätige Spenden ersetzen den Rest der fehlenden Mittel. Der strebsame und aufgeweckte Studio findet letzten Endes immer einen Ausweg, um sich durchzuringen. Teilt er noch den ersten Winter hindurch gegen Mathematikunterricht mit einem Kollegen ein bescheidenes Zimmer in der Alleegasse, so kann er bald sein eigenes Zimmerchen (Paniglgasse) bewohnen. Die Unterrichtsangebote häufen sich, denn mit der Zeit ist der verantwortungsbewußte Stipendist Hörbiger für Nachhilfe sehr gesucht.

Nichtsdestoweniger wird versäumt, Wien und Umgebung in jeder Hinsicht auszukosten, d. h. die so reich ausgestreuten Kultur- und Naturschätze auf sich wirken zu lassen. Und kaum ein Tag vergeht, daß die erste (vom Meister Seiberth geschenkte) Zither etwa unberührt bleibt. Wie dann Hörbiger einmal den Weisen eines Geigenkünstlers folgt, ist er schon nahe daran umzusatteln und Musiker zu werden. Auch ein Gesangsquartett hatte sich zusammengefunden, an dessen Bestehen die noch heute von Hörbiger aufbewahrten fünf Bände des „Regensburger Liederkranzes" (Partitur und vier Stimmen) erinnern.

Die großen Ferien (1879) führen Hörbiger auf die Wanderschaft. Zu groß ist sein Bedürfnis nach Luft und Licht, Natur und Landschaft, körperlicher Bewegung und Nervenstärkung, als diese Vorzüge gegen die sommerliche Stickluft der Großstadt einzutauschen. Was Hörbiger auf dieser großen einundfünfzigtägigen Fußreise alles erlebte, wäre schon des Erzählens wert. Dennoch muß ich mich hier bescheiden, kann aus der Fülle des mir zur Verfügung stehenden Stoffes nur gerade ein paar Andeutungen geben, die Wesentliches beleuchten. Dürfte doch die Zeit kommen, die erheischt, ein besonderes Buch über den jungen Hörbiger als Wanderbursch herauszubringen.

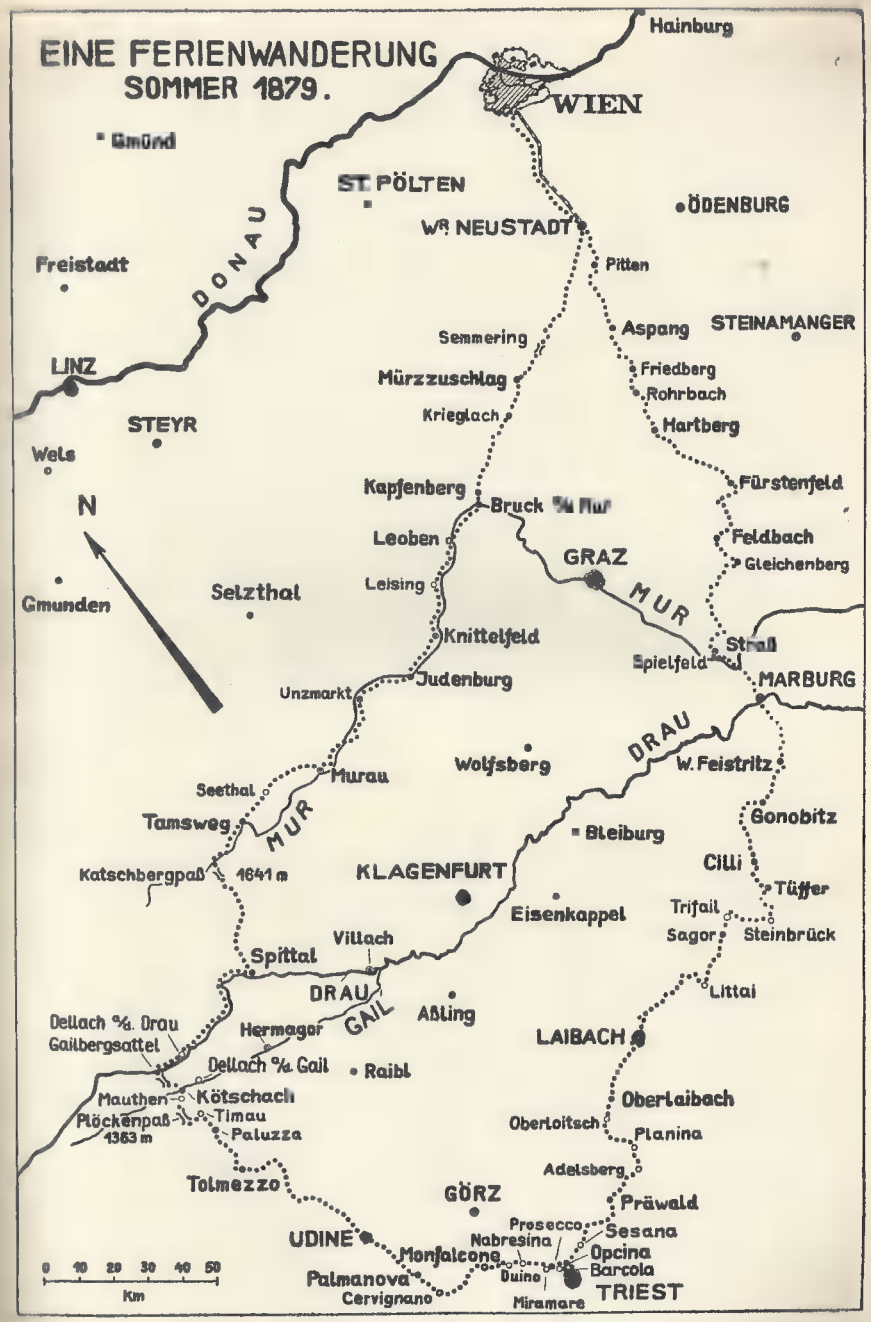
Ein Blick auf eine Karte des heutigen östlichen Österreichs, nordöstlichen Italiens und nordwestlichen Serbiens läßt rascheſtens den Wanderweg verfolgen, den Hörbiger in siebenundzwanzig Marsch- und vierundzwanzig teilweisen Rasttagen vollführte: Wien, Semmering, Mürz- und Murtal bis Murau, Abstecher ins Gebiet der Niederen Tauern, Tamsweg, Katschberg-, Lieser- und unteres Drautal, Dellach im Drautal, Gailbergsattel, Kötschach, Dellach im Gailtal, Plöckenpaß, Paluzza, Tolmezzo, Udine, Monfalcone, Nabresina, Triest — und rückwandernd über Sesana, Prävald und Adelsberg nach Laibach, Savetal bis Steinbrück, Cilli, Marburg a. d. Drau, über die Mur nach Gleichenberg, Feldbach, Hartberg, Aspang und Wiener Neustadt! Eine Fußreise wohlverstanden, die alles in allem dreißig Gulden Auslagen verursacht und noch einhundertfünfzig ersparte, bzw. wohltätig empfangene Gulden in der Tasche des naturfröhlichen Rückkehrers beläßt! Ein Meisterstück eines jungen Menschen, dessen

gewinnendes Wesen fast überall offene Hände findet, dessen Selbstzucht Tagesmärsche bis zu fünfzig Kilometern meistert, dessen Natürlichkeit jeden geringsten Luxus verschmäht und dessen offenes Auge überall dort Einkehr hält, wo etwas Besonderes durch Anschauung zu gewinnen ist.

Wo irgendwo Fabrikschlote Werke der Technik künden, wird Einlaß begehrt und ein solcher auch meistens gefunden. Schauen und Sehen, Vergleichen und kritisches Wägen sind Eigenschaften, die sich allerorten ergänzen und berühren. Buchwissen und Reißbrett, Vorlesung und Theorie allein genügen nicht, um erfolgversprechend der Zukunft zu begegnen. Das empfindet Hörbiger damals schon und steht frühzeitig im wohlerprobten Genusse jener verlebendigten Wissenschaft und jener schöpferischen Mittelbarkeit zu den Dingen, wie solche ein bemerkenswerter Ruf der Gegenwart erheischt.

Daß ein gewisses Heimweh nach den Stätten der Kindheit für diese Wanderung mit entscheidend war, ist nicht zu leugnen. „Mein schönstes Erlebnis waren vielleicht jene heimlichen Viertelstunden, während welcher ich mich im Walde oberhalb des Binderstoffhauses versteckte, um mich auszuweinen in Gedanken an Urgroßvater und Mutter. Es waren keine freudigen Zeilen, die ich von dieser Stätte der wirklichen Knabenzeit an meine Mutter nach Versecz schrieb, denn es war doch alles in einem ganz anderen Lichte als etwa vor zehn Jahren." Erst der etwa achttägige Aufenthalt in Triest und Umgebung, mit Abstechern nach Barcola und Miramare, dazu der bisher ungewohnte Anblick des Meeres, bannen so manche schmerzlich trüben Gedanken. Im Triester Küstenland fällt die Schichtlagerung bestimmter Steinbrüche auf. Eine harte Steinschicht wechselt jeweils mit einer dunklen weichen Schicht ab, deren Masse sich leicht mit dem Messer herausschälen läßt. Viele Jahre später entsinnt sich Hörbiger beim Ausbau der Welteislehre dieses Umstandes, und deutet eine Steinlage als Sinkstoff-, eine weiche Zwischenlage als pflanzliche Schwimmstoffschicht (aus Tagen mondbedingter Flutvorgänge her) aus. Und als er 1913 auf Lussin in der Adria Heilung von einem hartnäckigen Rachenkatarrh sucht, werden auch diese Steinbrüche nach Jahrzehnten wiederholt aufgesucht.

Und das Ergebnis dieser an kleinen Abenteuern überaus reichen 1879er Reise? „Man war einfach gesund, war wieder arbeitsfrisch und arbeitsfreudig geworden! Im Dunklen in Wien eingetroffen, brannten die Schmetterlingsbrenner der damaligen spärlichen Gasbeleuchtung viel freundlicher, viel rosiger, die Straßen schienen viel reinlicher, die Häuser viel schöner zu sein. Die Signale der Pferdebahn tönten ganz musikalisch, die Leute schienen alle glücklicher und freudiger zu sein." Das Quartier in der Paniglgasse wird beibehalten, wiewohl Hörbiger zumeist bei zwei Ungarn in der Frankenberggasse weilt, um diesen die Anfangsgründe



der deutschen Sprache und etwas Mathematik beizubringen. Es fehlt auch weiterhin nicht an gutgesinnten Leuten, die den strebsamen Studenten über Wasser halten, so daß er sich allmählich auch im Besitze guter Reißbretter und eines besseren Reißzeuges befindet. Dann verfügen die beiden Ungarleute über reichliche Mengen Speck, Schinken, Obst und Wurst.

Ereignisse, die einen Menschen besonders erlebnisstark berühren, geben zumeist Anhaltspunkte für dessen seelisches Empfinden. Noch heute weiß Hörbiger in lebhaften Farben das Grauen zu schildern, das ihn beim Anblick eines Epileptikers anläßlich der Besichtigung einer Dampfmühle befiel. Tagelang hielt damals dieses Grauen, gemischt mit dem Gefühl des Erbarmens ob des unglücklichen Menschen, an. Er litt so schwer darunter, daß ärztlicher Rat notwendig wurde und die Diagnose „seelische Erschütterung auf Grund stark gefühlsbetonter, mit Schreck und Angst verbundener Erlebnisse" verzeichnete.

Neben viel Bewegung im Freien, turnerischen Übungen usw. war auch das Schnupfen empfohlen worden, um der gehabten seelischen Erschütterung eine ebenso kräftige körperliche entgegenzustellen. „Hatte der Nervenarzt mit dem Mittel des Niesens vielleicht nur einen ablenkenden Spaß machen wollen, so hatte er doch unbewußt ein ausgezeichnetes Mittel genannt, um im Anfalle eines Grauens über einen grauenhaften Anblick, eine grauenhafte Verstümmlung und dgl. m. eine heilsame Ablenkung zu schaffen. Als ich daheim meinen Ungarn darüber berichtete, wurde sofort das Niesexperiment gemeinsam gemacht, und zwar in solchem Maße mit folgendem Lachreiz im Terzett, daß auch das quartiergebende Ehepaar seine Neugierde nicht bezwingen konnte. Es schloß sich den Versuchen an, so daß nun ein ohrenbetäubender Spektakel entstand. Und der Eindruck dieser Allotria war bei mir so nachhaltig, daß für diese Nacht das Grauen vollkommen überwuchert war. Fleißiges Heimturnen, Schwimmen im Donaubad, abendliche Spaziergänge mit nachfolgendem kleinen Trunk, fleißiges Zitherüben, all dies ließ das Grauen allmählich ganz verschwinden. Heute glaube ich, daß ein solches Erlebnis notwendig war, weil anders wohl auch spätere Erschütterungen besonders nachteilige Eindrücke hinterlassen haben würden." Und welch seelische Tiefenerlebnisse sollte der damals noch Ahnungslose erst zu bestehen haben!

Daß der junge Hörbiger jede sich bietende Gelegenheit ergreift, seine allgemeinen Bildungswerte zu erhöhen, darf nicht unerwähnt bleiben. Er sitzt in Kursen für Fremdsprachen oder er bittet den Lektor für Englisch an der Wiener Technik, den Kursus für Fortgeschrittene als Gast besuchen zu dürfen. Die Nachhilfe, die er einem verzärtelten Professorensohn erteilt, wird z. T. dadurch wettgemacht, daß er sonntäglich eine Konversationsstunde in Französisch pflegen kann. Schon vor dieser Stunde ist er

Mooskofel und Ausgang des Leitachtales

Kellerwand, davor Mauthneralpe

Zellon-kofel

Valentinskamm als Zufahrt zum Plöckenpaß (Italien)

Kötschach im Gailtal (Südkärnten), unweit Dellach und St. Daniel. Inmitten dieser Bergwelt genoß Hörbiger seine Kindheit

Das junge Ehepaar, Helenenthal 1887

Erz. Bischof D. Ottokar Prohaska, in Jahrzehnte währender Freundschaft mit Hörbiger verbunden

jeweils frühmorgens am Karpfenteich im Schwarzenbergpark, um dort ungestört und laut zu deklamieren. Allenfalls die alten luftschnappenden Karpfen müssen sich Lafontaine gefallen lassen, wie ähnlich schon der Heilige Antonius den Fischen predigte.

Wieder war ein Jahr vergangen und wieder war es Hochsommer (1880) geworden. Da heißt es abermals das Weite suchen und Wien zu verlassen. Versecz, eine Fahrt zur Mutter, ist diesmal das Reiseziel. Zither und Noten gehen schon per Post voraus, während die übrigen Habseligkeiten bei der Witwe in der Paniglgasse belassen werden.

Unterwegs findet der Kapitän eines kleinen Donauschleppers Erbarmen, ihn unentgeltlich zunächst bis Budapest mitzunehmen. Dort werden die Ausgrabungen in Aquincum besucht, werden Museen, die altofener Schiffswerft, die Festungswerke und der Blocksberg besichtigt. Und abermals findet sich durch Vermittlung eines „freundlich dreinschauenden" Matrosen die Gelegenheit, stromabwärts bis Belgrad zu gelangen. Das vorübergehende Festsitzen des Schiffes auf einer Sandbank gibt allerlei Aufregung und Abwechslung. Ein Konflikt mit der Belgrader Polizei mangels genügender Ausweispapiere wird gerade noch glücklich beigelegt. Das wenige in Versecz erlernte Serbisch kommt hier zugute. Ein kleiner Lokaldampfer führt ihn bis Pancsova, um von hier aus zu Fuß Versecz zu erreichen. Groß ist die Freude des Wiedersehens. Die Mutter ist schon etwas zufriedener und zuversichtlicher, nachdem sie die Gewißheit hat, daß die beiden verflossenen Jahre sich sehr zum Vorteil ihres Sohnes gestaltet hatten. Nur seine Abgestumpftheit gegenüber religiösen Dingen kann sie nicht recht begreifen.

Auch jetzt in Versecz findet Hörbiger Gelegenheit, sein dem Nullpunkt nicht mehr fernes „Vermögen" durch bodenkulturelle Zeichnungen für einen holländischen Major aufzufrischen, so daß er zweihundertundfünfzig Gulden sein eigen nennen kann. Nimmt man hinzu, daß reichliche musikalische, sprachliche und astronomische Studien, untermischt mit zahlreichen Erholungsmärschen, diese Ferien füllten, so waren auch sie in jeder Hinsicht befriedigend ausgenutzt.

Neu gestärkt an Körper und Geist geht es in Wien den beiden letzten Semestern entgegen, die hauptsächlich der Dampfmaschine und dem Dampfkessel und den verschiedenen Systemen von Wasserrädern und Wasserturbinen gewidmet sind. Auch hierzu hätte ich gewiß noch vieles zu sagen, möchte mich aber im Augenblicke mit den eigenen Worten Hörbigers trösten, daß das hier noch Unausgesprochene ruhig auf eine Veröffentlichung in späteren Zeiten warten kann. Wird sich doch inzwischen auch Gelegenheit finden, mit mehr Muße als jetzt all die Erinnerungen aufzufrischen, die an die Entwicklungsjahre eines ungewöhnlichen Menschen knüpfen. Denn „wer hätte wohl jemals daran gedacht, daß sich ein Publi-

kum für den Entwicklungsgang des Schmiedegesellen aus Versecz interessieren wird?" Eine verfängliche Frage ohne Zweifel, die zu beantworten jedoch der weitere Schicksalsweg des einstigen Schmiedegesellen von selbst aufgibt.

Der Hinweis scheint vorausschauend wesentlich zu sein, daß Hörbiger wohl niemals den Pfad seines Lebens hätte schreiten können, so er nicht jederzeit jenes „mens sana in corpore sano" ganz hoch gehalten hätte. Von Jugend an zielt sein Wille mit beispielloser Instinktsicherheit stets dahin, sich gesund und widerstandsfähig zu erhalten und dies durch entsprechende Fußtouren, Wasserkuren, Turnen usw. zu erreichen. In all den späteren Jahren in Brünn, Budapest, Wien und Mauer ist er Mitglied eines Turnvereins, verfügt im Hause über eigenes Hantel- und Turngerät, besitzt noch heute ein wahres Heimturnkabinett, verbunden mit entsprechend großem Baderaum für wirksame Wechselbäder nebst Inhalationen gegen einen nicht zu vernachlässigenden chronischen Rachenkatarrh. Dieser wohldisziplinierten Körperpflege und der strengen Selbstzucht zum Erhalt seiner Gesundheit verdankt Hörbiger nicht zuletzt sein noch gegenwärtig treffliches und blühendes Aussehen.

Noch in das Ende der Studienzeit, in den Sommer 1881, fallen die ersten Versuche Hörbigers, den Wundern des Weltalls durch diesbezügliche Raumvorstellungsbehelfe nahezukommen. Der Fußboden wird mit Zeichenblättern belegt, und es werden die Größen- und die Bahnverhältnisse der Körper des Sonnensystems entsprechend zeichnerisch dargestellt. Jedenfalls haben wir in diesem zunächst anspruchslosen Beginnen den Keim für die späterhin von Hörbiger einzigartig getätigte Darstellungsweise kosmologischer Zusammenhänge zu erblicken.

„Freie Bahn dem Tüchtigen", lautete vor wenig Jahren noch das beliebteste Schlagwort unserer Zeit. Ich möchte eine Korrektur daran vornehmen und von Hörbiger sagen, daß Tüchtigkeit stets gerade gut genug ist, sich diese Bahn erst zu schaffen. Es fällt kein Meister vom Himmel, und der Weg zum schöpferischen Gestalten kann niemals durch vorbedingt billige Protektion gangbar werden. Das ganze weitere Leben Hörbigers ist ein schlagender Beweis für diese Worte. Nur durch eigenen Mut und eigene Ausdauer, größten Fleiß und bewunderungswürdige Zähigkeit erreicht unser Schicksalsheld das, was menschenmöglich zu erreichen ist. So wenig ein Erfolg verwirrt, so wenig entmutigt ein Mißerfolg. Und dies ist nur möglich, weil unabänderlich auch jene Demut zur Stelle ist, die Schatten erträgt und die sich im Lichte nicht selbst ausschaltet.

Es rief das Leben

Sonne hatte das Jugendland umgoldet, aber auch ebenso hart war es zu tragen gewesen. Der Zeitpunkt ist nahezu erreicht, da der junge Mann in den Genuß der Volljährigkeit tritt und auch ein behördliches Armutszeugnis, wie es Hörbiger noch ein Jahr zuvor von seinen Angehörigen benötigte, an Wert verliert. Das Leben wird härter, grausamer, packt zu und der es, ohne mit Glücksgütern gesegnet, zu bezwingen hat, muß schließlich entscheiden, wohin die Reise gehen soll.

Dank seines Fleißes, seiner Begabung und der ungeteilten Beliebtheit bei seinen Lehrern waren die Zeugnisse über die sechs Semester der maschinentechnischen Abteilung der ehemals k. k. Bau- und Maschinen-Gewerbeschule in Wien glänzend ausgefallen. „Musterhaft" stand in der Betragensrubrik, „ausdauernd" in der des Fleißes und vier „vorzüglich" füllten die Sparten für Maschinenlehre, Maschinenzeichnen, mechanische Technologie und technologisches Zeichnen aus. Kein Wunder, daß auch die vier Professoren, bezw. Lehrer dieser Fächer mit regem Interesse sich um Hörbiger bemühen, ihm eine passende Stellung zu verschaffen.

Leicht war die Wahl gewiß nicht für ihn. Sein Technologieprofessor Hauptfleisch will ihn als Betriebsassistenten in einer niederösterreichischen Papierfabrik oder als eben solchen in einer Brünner Kammgarnspinnerei unterbringen. Der Maschinenbauer Professor Weinek gibt ihm eine Empfehlung zu der Brückenbaufirma Biro, wo er auch zunächst als Assistent des Betriebsleiters hätte eintreten können. Der Mechanikprofessor Hlubek versucht ihn für die Florisdorfer Lokomotivfabrik zu erwärmen, und der Vertreter des Maschinen-Zeichners Horwatitsch erteilte den Rat, bei dem Zivilingenieur Alfred Collmann (Collmann-Präzisions-Ventilsteuerung) zu beginnen, bei dem er selbst schon seit längerer Zeit die verschiedensten Steuerungsgrößen zu detaillieren hatte. Sich den Vertretungen aller vier Firmen zunächst vorzustellen, erscheint Hörbiger ratsam und die Genugtuung bleibt nicht aus, schließlich überall nach Schulschluß willkommen zu sein.

Es siegt endlich der Entschluß, die reichlich geübte Reißbrettarbeit der letzten Zeit fortzusetzen und bei Collmann einzutreten. Zudem stand im Oktober dieses Jahres 1881 die Militärdienstpflicht vor der Türe und Collmanns Firma schien einige Aussicht dafür zu bieten, alsbald nach der Militärzeit dort wieder beginnen zu können. Und dieser Entschluß hat sich dann auch späterhin als denkbar wertvoll bestätigt, denn Collmann war ihm jederzeit ein treuer Berater und eifrigster Förderer. Besondere Umstände erfordern es jedoch, vorerst nur wenige Wochen mit Steuerungszeichnungen für englische Lizenznehmer beschäftigt zu werden, dann war vorläufig der Dienst bei Collmann aus. Was tun, um nicht müßig bleiben oder gar verhungern zu müssen? Noch findet sich ein Ausweg, um dann zwei der beschaulichsten Lebensjahre Hörbigers folgen zu lassen — Militär und Abenteurertum!

Ich muß hier schon Hörbiger selbst reden lassen, muß seine eigenen Worte wiedergeben, so wie sie sich gerade fanden beim Frage- und Antwortspiel unter blühenden Kastanien. Es ist ja schon ein eigener Genuß, dem Siebzigjährigen dies und jenes aus seinen Lebenserinnerungen abzulauschen, sein wundersam gütiges Mienenspiel dabei zu beobachten und den sinnigen Humor zu verspüren, der zuweilen die Oberhand gewinnt.

Zwei Monate verbleiben noch bis zum Einrückungstermin am ersten Oktober. Wie wurden sie ausgefüllt? „Die mir von den drei Professoren empfohlenen Stellen kamen für diese kurze Zeit nicht in Betracht. Ein Inserat: ‚Konstrukteur gesucht!' lenkte mich zur A. G. für Heizungsanlagen, wo ich bei Oberingenieur Pfeiffer sofort Aufnahme fand. Ich beanspruchte in meiner geradezu strafbaren Bescheidenheit fünfzig Gulden Monatsgehalt, erhielt aber dann sechzig Gulden und schließlich die versprochenen siebzig Gulden, da ich die entworfene Heizung der Agramer Tuchfabrik auch in der Montierung leiten sollte. Mein Geständnis, daß ich einrücken müsse, wurde mit um so mehr Bedauern zur Kenntnis genommen, als mich Pfeiffer auch schon in seiner Familie eingeführt und mit seiner Tochter bekannt gemacht hatte. Ich fühlte mich aber schon nicht mehr frei, teils aus unbewußter Fügung, teils im Bedürfnis nach Fessel."

Und mit knapp einundzwanzig Jahren sollte man sich schon nicht mehr „frei" gefühlt haben?

„Aber ja — schon die Aussicht auf die nach meinem damaligen Dafürhalten gut bezahlte, wenn auch nicht Dauerstellung bei Collmann (fünfundzwanzig Gulden per Woche) bot mir Veranlassung, meine Studentenwohnung noch vor Schulschluß aufzulassen. Wohnte ich doch bis dahin gegen mathematische Nachhilfe mit zwei ungarischen Kollegen in einem sehr großen Tiefparterre-Zimmer. Ich hatte also schon vor Semesterschluß mein eigenes kleines Zimmer und ich betrachte es heute als eine Fügung, daß ich mich da sofort in die Schwester meiner Quartierfrau verliebte. Und zwar sehr vernünftigen Abmahnungen zum Trotze, indem mir ja für später die Tochter irgendeines Fabrikdirektors zur Krönung meines Glückes in Aussicht gestellt worden war. Wahrscheinlich sollte mein fernerer Lebensweg sofort Geleise erhalten und ich frühzeitig durch Familienpflichten niedergebunden werden. Und ich kann es heute als ganz sicher aussprechen, daß ich die Welteislehre nicht hätte finden können, wenn ich durch eine spätere reiche Heirat einen viel sorgenfreieren und finanziell unabhängigeren Lebensweg zu wandern gezwungen gewesen wäre."

So wurden Sie demnach schon ein „gebundener" Soldat, was versprachen Sie sich vom Soldatenleben und wie gefiel es Ihnen überhaupt?

„Mein ‚Tauglich' wurde über meinen Wunsch ausgesprochen, war ich doch ziemlich schmächtig gebaut und wollte zunächst nicht untauglich befunden werden. Dann hatte ich auch nach dem dreijährigen, ziemlich aufreibendem Studium das Bedürfnis, mich körperlich zu stärken, mich gleichsam auf Staatskosten, wie fein doch, in allerlei Sport zu betätigen — und zwar gezwungener Maßen, um nicht zu erlahmen. Ich hatte daher die damals noch bestehende ‚Genie'-waffe gewählt, ein besonderer Zweig der Pionier-Waffe: Feldbefestigung, Straßen- und Brückenbau, Belagerungsbauten, Lagerbauten und dergleichen Dinge mehr. So wollte ich mich recht austurnen, um körperlich das nachzuholen, was ich in diesen drei Fachstudienjahren nach der turnerisch sehr wirksam gewesenen Werkstättenpraxis versäumt hatte und auch in zwei großen Ferienreisen nicht hereinzuholen war."

Warum hatte Sie aber ein in Ofen (Budapests Stadtteile am rechten Donauufer) stationiertes Bataillon des Genieregiments Nr. 2 gewählt?

„Eigentlich nur, um die ungarische Sprache weiterpflegen zu können."

Und wie bekam dem jungen Rekruten die erste Zeit des Dienstes?

„Ja, das war nun ein Leben! Täglich früh Freiübungen und Geräteturnen, Gewehrgriffe, dann vormittags täglich Ausrücken auf das Vérmezö (Blutfeld) hinter dem Ofener Festungsberg, ein schöner großer Exerzierplatz in denkbar malerischster Umgebung! Oder Marsch auf den Genieübungsplatz bei der ‚Schönen Helena' im Ofener Gebirge, mitunter Scheibenschießen auf der noch tiefer im Gebirge gelegenen Garnisons-Schießstätte! Und am Übungsplatze selbst wurden wiederholt Objekte (Sappen, Minen, Stollen, Feldbefestigungen usw.) erklärt, die vom letzten Jahrgang gebaut worden waren und nun von uns schulmäßig gesprengt und eingeebnet wurden. Meine Kameraden empfanden dies als besondere Plage, während mir auch diese Art sportlicher Betätigung Vergnügen bereitete. Ich hatte die Freude, nicht unter die Schwächsten gezählt zu werden, wenn es galt, mit der Schaufel um die Wette zu werfen. Das Erdwerfen mußte nämlich kunstgerecht geübt werden. Schiebekarren durf-

ten zum Erdtransport nicht benützt und das Material mußte mit Wurfkraft durch die Luft befördert werden. Weniger die Muskelkraft als die richtige Ladung und die Schaufelführung waren entscheidend. Alle Erdarbeiten waren Terminarbeiten wie für den Ernstfall im Felde. Der ersehnte Zwang zur Sportbetätigung war mehr, als ich ihn anfänglich gewünscht hatte — aber um so besser dachte ich mir! Und erquickend war es, des Abends totmüde auf den Strohsack hinzusinken und sogleich einzuschlafen. Und wie gut schmeckte nach dem vormittägigen Turnen und Gewehrüben die Einbrennsuppe mit Kommißbrot! Ein Festessen im Freien bedeutete für mich aber jedesmal das mittägliche einfache Menagieren am Übungsplatz."

Anscheinend gefiel Ihnen also das Militärleben ausnahmslos gut?

„Bis auf gelegentliche Gewehrgriffe nach Eintritt des Frostes schon, aber auch diese hörten bald auf und es wurden nurmehr Freiübungen und Springen in der kälteren Jahreszeit getrieben, wobei ich es zu einer Art Meisterschaft brachte. Schließlich wurde während des Winters (1881 bis 1882) in den Räumen der Unteroffiziersschule allerlei in Lehm modelliert und auch der Holzbrückenbau im Modell betrieben. Ein Oberleutnant Fiedler wollte mich durchaus herausheben und in die Kadettenschule stecken und daß ich der Körperübungen wegen mich sozusagen zum Militär gedrängt hatte, wollte er nicht so recht verstehen. Im Grunde verlief dieser Winter sehr ruhig und ohne viel Abwechslung bis auf die Hiobspost vom Wiener Ringtheaterbrand, ein Ereignis, das ja gottlob vereinzelt in der Geschichte der Theaterbrände steht. Bereits im März begann schon wieder das Exerzieren am Vérmezö und im größeren Maßstabe mit anderen Truppen der Budapester Garnision zusammen auf der Pester Seite."

Aber die Sonderaufgaben einer Genietruppe wurde trotzallem nicht vernachlässigt?

„Keineswegs, insbesondere das Ausrücken zum Weidenschneiden für das Faschinenbinden zu Ufersicherungen waren immer wahre Vergnügungsausflüge. Dann wurden die einzelnen Züge abwechselnd alle zwei Wochen in eines der Ofener Bäder, die natürliche Thermen sind, kommandiert. Des Sonntags nachmittags war Kaffeehausbesuch in der Ofener Hauptstraße und abends konnte ich mir manchmal einen Theaterbesuch mit einem intelligenteren Bettnachbar leisten, der selbst ein Pester war und die Theaterverhältnisse gut kannte. Kirchenbesuch kam damals für mich nicht in Betracht, denn das waren ja meine ersten Jahre der vollendeten ‚Aufgeklärtheit'. Das fünftägige Löhnungsfassen, das Brotfassen brachte noch weitere Abwechslung in dem für mich so reichen Kasernenleben. Gar lustig war auch das Fassen frischen Strohes für die Strohsäcke und Polster, verbunden mit dem Deckenklopfen. Bei diesen

Arbeiten war ich aber schon ‚Vorgesetzter', da ich ja bald Gefreiter und Korporal geworden war, sogar außertourlich. Kunststück, nachdem ich mit unserem Hauptmann schon mathematische und astronomische Unterhaltungen zu führen das Glück hatte. Die Raumvorstellungs-Zeichnungen meiner Studienzeit hatte ich nebst einigen einschlägigen Büchern ja wohlweislich mit in die Kaserne gebracht und mich nebenher auch entsprechend betätigt. Dank meines Zitherspieles war ich mit den Feldwebeln schon auf Du und Du und abends ging es in der Bataillonskanzlei bei Wein und Gesang sehr belustigend zu. Auch der Hauptmann erschien dann und wann — das war schon ein Leben!"

„Etwa im April 1882 wurde meine Kompagnie zum Lagerbau nach Pilis-Csaba kommandiert, wo es trotz meiner Charge wieder viel körperliche Arbeit gab. Es waren verhältnismäßig warme Frühlingstage, wir schliefen in Zelten und wurden in Feldküchen verpflegt. Ein solches Lagerleben hat viele schöne Seiten. Damals kam ich auch zu einer Sonderbeschäftigung. Eine rohe Steinpyramide, die ich bearbeitet hatte, wurde am Lagereingang aufgestellt. Die vertiefte Lapidar-Inschrift, die der Hauptmann wohl irgendwo gefunden haben durfte, lautete: ‚Wir machten's, — Viele achten's, — Mancher veracht's, — Was macht's?'. Zwanzig Jahre später stand diese Pyramide noch! Schon im Wonnemonat waren wir wieder in Ofen mit Steinbrucharbeiten beschäftigt. Greller Sonnenschein lag auf dem weißen Gestein und in Ermangelung einer Schutzbrille empfand ich alsbald heftige Augenschmerzen. Und es kam noch ein Weiteres hinzu, was für die Folge entscheidend werden sollte und mit meinem eigentlichen Dienst im Grunde nichts zu tun hatte. Es war wohl am 22. Mai, als sich das Ereignis einer partiellen Sonnenfinsternis abspielte. Ich operierte verstohlen mit Operngucker und schlecht geschwärztem Glase und zog mir in meinem Eifer und meiner Unerfahrenheit eine Netzhautüberblendung zu. Ich konnte nichts mehr schärfer anvisieren. Obwohl ich als Scheibenschütze stets über dem Durchschnitt klassifiziert ward, mußte ich mich beim nächsten Schießen für unfähig dazu melden. Ich sah die Scheibe mit einem Nebel verdeckt und erlitt um so heftigere Augenschmerzen. Ich wurde zum Regimentsarzt kommandiert, der mich sofort in das Ofener Garnisonsspital zur Untersuchung schickte. Es ergab sich eine Überreizung der Netzhaut am Orte des schärfsten Sehens. Zunächst erhielt ich Einzelhaft in einem dunklen Zimmer, das ich nur mit sehr dunklen Brillen verlassen durfte. Nachdem die Sache langwierig zu werden schien, ließ ich mir meine Zither ins Spital bringen und hatte dann an den Nachmittagen immer die angenehmsten Besuche in meinem Zimmer."

Sehr tragisch haben Sie wohl die Sache zunächst nicht genommen?

„Anfänglich wohl nicht, da hatte ich noch Zuversicht, aber dann kamen

Tage, da ich fast schwermütig wurde. Denn was soll da werden, wenn das nicht besser wird! Ich konnte nichts lesen, weil ich nur einen Nebelfleck über die Zeilen wandern sah, die ich anvisieren wollte. Schon ein weißer Fleck tat mir wehe, wenn ich länger darauf blickte. Wie sollte ich fernerhin am Reißbrette arbeiten können? Wie sollte ich auch feinere Werkstättenarbeiten noch bewältigen können? Auf mein Klagen hin nahm sich der Augenarzt meiner energischer an. Ich wurde auf fleischlose Kost gesetzt, mußte Jod einnehmen, bekam jeden Tag ein Bad, erhielt ein lichtdichtes Pflaster über jedes Auge und es wurde mir ein Führer für Spaziergänge im Spitalgarten zugeteilt. Alle höheren Stabsärzte kümmerten sich um mich, auch mein Hauptmann ließ sich des öfteren berichten und hoffte, daß ich ihm ‚erhalten' bleibe. Nach etwa drei Wochen des Augenverschlusses wurde der Verschluß entfernt, das Zimmer noch mehr verdunkelt und die Schutzbrillen wurden noch dunkler gewählt, weiteres Untersuchen mit dem Augenspiegel war zunächst untunlich, weil dazu die Pupille durch Atropinbehandlung zu erweitern gewesen wäre und der Lichteinfall die Sache nur verschlechtert hätte. So war es schon Sommer geworden, und man riet mir, einen dreimonatlichen Urlaub mit viel Garten- oder Waldaufenthalt anzutreten. Ich wählte Hermannstadt, woselbst ja mein Onkel Wilhelm Hörbiger als Orgelbauer tätig war. Schon nach einigen Wochen trat dort auch tatsächlich eine Besserung ein, ich konnte schon hellere Schutzbrillen tragen, auch wieder allmählich Noten lesen, und eine Untersuchung im dorten Garnisonspital ergab ‚Verjüngung der Gefäße'. Ich wurde wieder zuversichtlicher und arbeitete auch gegen Entgelt mit Lust und Liebe in der Orgelbau-Werkstätte meines Onkels, an den Mechanikerarbeiten der Klaviatur der Registerzüge, der Windladen und Zinnpfeifenregister."

Blieb auch etwas Zeit für Ihre astronomischen Liebhabereien übrig?

„Auch das — zumal ein für mich sehr großes Erlebnis in diese Tage fällt. In den letzten Septembernächten hatte ich mehrmals das Dach des Hauses oder noch besser den Turm der Pfarrkirche gegen drei Uhr früh bestiegen und ergötzte mich an dem Anblick des ‚Großen September-Kometen 82'. Sein Schweif reichte fast von Horizont zu Horizont und der Kopf soll ja fast die Sonnenphotosphäre gestreift haben! Und seltsam, ich wußte damals noch nicht, daß der Gelehrte Zenker einmal ausgesprochen hatte, daß ein Komet möglicherweise aus feinstem Eisgewölke bestehen könnte. Trotzdem stieg mir, je öfters ich den Kometen betrachtete, der Verdacht auf, ob es sich hier nicht um gefrorenen Wasserdampf handeln könne! Also zwölf Jahre vor der Welteisentdeckung schon! Noch während der Sichtbarkeit dieses mich immer wieder fesselnden Kometen mußte ich wieder nach Ofen zurück und wurde schließlich nach mancherlei qualvollen Augenspiegel-Untersuchungen militärentlassen. Zur Unterstützung der Gefäßverjüngung an der Netzhaut erhielt ich zwei Rezepte zur abwechslungsweisen Einnahme von Jod und Roncegnowasser und Vorschriften zur Auswahl immer hellerer Schutzbrillen für die sonnigen Tage. Außerdem auch noch Diätvorschriften für mehr vegetarische Lebensweise und die Empfehlung reichlichen Milchgenusses. So hatte mein militärisches ‚Sportabenteuer' mit einem Mißklang geendet: Ich hatte mich nach dem jahrelangen Schulbankkleben und Heimstudien wohl wieder einmal tüchtig ausgeturnt und an körperlicher Widerstandsfähigkeit gewonnen, aber durch eine Unvorsichtigkeit mir große Sorge um die Sehkraft und somit auch um die Zukunft aufgeladen. Es war guter Rat teuer, was jetzt geschehen sollte. Mit den dunklen Schutzbrillen konnte ich keine der mir von Wien aus offen stehenden Stellen beziehen, zumal mir noch eine mehrmonatliche Augenschonung in möglichst frischer Wald- oder Gebirgsluft angeraten worden war."

Konnten Sie nicht wieder in die Stätten Ihrer Kindheit gehen, um dort in der wundervollen Gebirgsluft Südkärntens völlig zu gesunden?

„Das war nicht möglich, denn ich hatte gerade in Dellach niemand mehr, dem ich irgendwie hätte zur Last fallen können; auch war dort für mich kein Erwerb denkbar gewesen. Schließlich war ich ja schon allenthalben zum Industriesklaven bestimmt! Nichtsdestoweniger kam mir aber ein eigentümlicher Gedanke. Wie wäre es, etwa in Versecz Zitherunterricht zu erteilen? Hier waren noch einige Familienbande und auch einige Bekanntschaft in musikfreudigen Kreisen gegeben. Dann war auch das Zitherspiel noch etwas Selteneres im damaligen westlichen Südungarn und es bestand dort viel eher als in Wien die Möglichkeit, sich vielleicht ein Jahr lang schlecht und recht durchzubringen. Ich überlegte nicht mehr lange und ließ mich auf ‚Staatskosten' nach Südungarn ‚abschieben', um allerdings dort zunächst einige Enttäuschung zu erleben. Wohl war ein alter Pensionär da, dem das Duettspielen große Freude machte, ein größerer Zuhörerkreis war auch bald gewonnen, aber mit Schüler und Schülerinnen haperte es gewaltig."

Wenn man jung ist und etwas mutvoll in die Welt schaut, hätte sich doch irgendein Ausweg finden müssen? Kaum, daß ich diese Frage gestellt hatte, ging etwas wie ein verklärtes Leuchten über das Antlitz Hörbigers und in eigenartig sonniger Weise berichtet er weiter:

„Der Gedanke einer Konzertveranstaltung tauchte auf! Aber dazu bedurfte es doch mindestens zweier Konzertzithern, einer Elegie- und einer Streichzither! Und sollte der Abend sich wirklich abwechslungsreich gestalten, durfte eigentlich auch eine kleine Musikkapelle nicht fehlen! Wiederum war mein Partner etwas schwach und die Spieler für Elegie- und Streichzither fehlten. Im Zustand der höchsten Ratlosigkeit erschien ein Violinspieler als rettender Engel. Gar bald hatten wir nun ein kleines Reper-

toire für Violinsoli mit Zitherbegleitung und umgekehrt zusammengestellt. Meine älteren Glanzstücke von Umlauf, Huber und Enslein sollten, so ging mein Gedanke, vor einem nicht gar zu anspruchsvollen Publikum schon einen Abend füllen. Außerdem konnte ich mich allenthalben zwischenhinein als Vortragskünstler betätigen und in steirischer Mundart einiges aus Roseggers ‚Zither und Hackbrett' oder ‚Fichtennadeln und Tannenharz' zur Verlesung bringen. Eine bescheidene Zigeunerkapelle war auch im Orte, und abwechselnd unterstützt von ihr ging dann tatsächlich im Winter 1882/83 in Millöckers Saal unser erstes Konzert mit gutem Erfolg in Szene!"

Mit viel Innigkeit erzählt Hörbiger heute noch von dem glücklichen Anfang, der damals gemacht worden war! Insbesondere dem Einfluß seines Violinpartners ist es zuzuschreiben, daß man sich um eine Konzession für Konzertveranstaltungen bewarb, die das Budapester Ministerium auch bewilligte. Von dem Gedanken der Unterrichtserteilung war man ganz abgekommen. Ein Wanderleben stand bevor, das auch insofern einigen Reiz der Neuheit hatte, als nach einem nochmaligen Konzert in Versecz auch ohne Kapellenmitwirkung ein Erfolg beschieden war. Schon in Hermannstadt hatte sich Hörbiger einen Resonanztisch aus Ahornholz gefertigt, der infolge seiner ausschraubbaren Füße bequem transportiert werden konnte. Ein nicht allzu großer Reisekoffer ward ebenfalls beschafft und die beiden Musikanten zogen los, berührten ungarisch Weißkirchen, das Eisenwerk Reschitza, das Kohlenbergwerk Anina, Orschowa, Herkulesbad, Turn-Severin, Steierdorf, Karansebes, Lugos, Temesvar, Hatzfeld, Gr. Becskerek und auf Umwegen wieder Temesvar, Detta und abermals Versecz. Diese Rückkehr zum Ausgangspunkt hatte einen besonderen Grund. Dem Violinisten war in Temesvar im Gasthaus ein schwarzer Anzug abhanden gekommen. Das Personal verdächtigte Hörbiger, den Diebstahl begangen zu haben; der Partner schenkte dieser Verdächtigung anfänglich Glauben und es gab allerlei unliebsame Aufregungen mit entsprechenden Auseinandersetzungen. So reifte denn bei Hörbiger die Überzeugung, daß sein fast um dreißig Jahre älterer Musikgenosse seiner Sinne nicht mehr ganz mächtig sei, wiewohl dieser schon immer sehr qualvolle Träume und zuweilen des Nachts heftig aufgeschrieen hatte. Der Mann wurde unheimlicher und nochmals unheimlicher, so daß es Hörbiger für geraten hielt, im besten Einvernehmen das gemeinsame „Kunstwirken" zu beenden. Hatte er doch auch schon einige Erfahrung, um nunmehr Konzertreisen auch allein fortsetzen zu können.

In Temesvar hätte er fast die hübsche achtzehnjährige Tochter einer Zitherliebhaberin mitbekommen. „Es wurde sogar erwogen, ob ich die Tochter allein mit mir nehmen oder die Mama als Gardedame dazu nehmen sollte. Beides schien mir jedoch nach zweierlei Richtungen zu riskant. Ich verzichtete lieber." Statt dessen erweiterte er sein Repertoire, ließ sich von Wiener Verlegern entsprechende Stücke zur Auswahl senden, setzte sich über den Rest dieses Winters 1882/83 hin und übte, so viel die Finger aushielten. Ein alter Ratschlag für Zitherspieler, aus den Alpenländern stammend, fiel ihm ein: „Üb'n, üb'n, nam kannst's!" Das tat er denn auch, und schließlich war die Kaiserin Elisabeth auch Zitherspielerin und hatte die Zither in Wien in den fünfziger und sechziger Jahren sehr populär gemacht. Und ihr Vater, der Herzog Max von Bayern, hatte den sinnigen Vierzeiler ersonnen:

„Die Zither is a Zauberin:
Die hat mir g'fanga Herz und Sinn;
Denn wenn a draußt'n Schnee und Eis,
Da macht's m'r oft 'n Frühling weiß!"

Und all diese Überlegungen gaben ihnen besonderen Mut?

„Aber ja, was Herzog Max da sagte, ist mir wirklich passiert! Den Frühling (1883), auf den ich mich nun freute, um neuerdings allein aufzubrechen, hatte sie mir beim Üben weiß gemacht. Zu meines alten Meisters Umlaufs Tell- und Tannhäuser- und Faust-Transskriptionen, zu seinem herrlichen ‚Schmerzvergessen' und ‚Erinnerung an Ems' und ‚Herzbinkerln' fügte ich nun die dankbarsten Kompositionen von August Huber und K. F. Enslein und zwei übermütige Czardas von Eczedy. Insbesondere von Enslein die Ländler ‚Alpenkinder', ‚Dorfgeschichten', ‚Wegmarkierer', die Märsche von Schönröschen, Touristen, Kaiserfesten, Plänklern und Fahnenweihen, die Tänze ‚Tändelei', ‚Alpenveilchen', ‚Zerlinchen', ‚Almenrausch', ‚Edelweiß' und ‚Gebirgsschwärmer', die Konzertfantasien ‚Am Starnberger See', ‚Erscheinungen', ‚Gefühlsträume', ‚Tonquellen', ‚Fallende Blätter' und ‚Efeublätter'. Dann von Huber die köstlichen steirischen Tänze ‚Die Kniebohrer', ‚Alpenröserln', ‚Die kannst nit glei' und die ‚Mixnitzer', die Konzertstücke ‚Erinnerung an Rigi', ‚Reise nach Ägypten' und ‚Abschied von der Mirzl' und noch verschiedenes andere. Die allzu schwierigen Partien der Konzertstücke, insbesondere die längeren Läufe und Triller suchte ich zu umgehen, weil ich dazu doch noch viel zu wenig Übung hatte und mit einem ‚Patzer' nicht den guten Eindruck verderben wollte."

Und wohin ging's mit diesem überreichen neuen Programm?

„Eigentlich durch den ganzen deutschen Teil Südungarns, den ich mit dem Erfolg unsicher machte, mir noch einen längeren Badeaufenthalt in Herkulesbad leisten zu können. Dort lernte ich einen das Zitherspiel verehrenden Zahnarzt kennen, der mir zugleich für die weitere Umgebung mit Ratschlägen und Empfehlungen an die Hand ging. Eines Tages hatte ich in einem anderen Kurort der Südkarpathen nach vorheriger

Vereinbarung mit der Direktion mein ‚Abendkonzert' angekündigt. In Unkenntnis dessen hatte aber das Sekretariat auch einem Schwarzkünstler die Erlaubnis zum Auftreten erteilt. Wir staunten uns dann kurz vor der Abendstunde gegenseitig an, nachdem wir unsere gegenseitigen Plakate gelesen hatten. Es schien uns das beste zu sein, den Vermittlungsvorschlag der Direktion anzunehmen und gemeinsam zu ‚arbeiten'. Der sehr geschickte Magier, Stanley mit Künstlernamen, machte seine Ansprachen und verblüffenden Verwandlungskünste, und ich lieferte dazu die Zwischenmusik. Auch las ich einige Roseggersachen in steirischer Mundart und wir hatten einen sehr abwechslungsreichen Abend mit guter, redlich geteilter Einnahme."

Der Vorschlag der Kurdirektion, noch weiterhin mit Stanley, einem ehemaligen Oberkellner namens Weinberger, zusammen zu „arbeiten", wurde von Hörbiger unter dem Vorbehalt jederzeit kündigen zu können gutgeheißen. Stanley erwies sich als sehr geschäftstüchtig, die Einnahmen waren sehr gut und etwa mißgünstig darüber, daß das Publikum dem Zitherspiel mehr Geschmack abgewann, war der Zauberkünstler auch nicht.

Dachten Sie denn damals daran, eine solche Tätigkeit länger fortzusetzen?

„Das keineswegs, denn Stanley wußte, daß ich ja nur vorübergehend durch das Augenleiden gezwungen war, dieses ‚Landstreicherleben' mitzumachen. Wir schieden denn auch noch im Hochsommer 1883 nach einigen Vorstellungen in Apatin, dem großen Hanfproduktionsorte des deutschen Südungarn. Ich hatte bei dieser Gelegenheit gelernt, daß es nicht gerade die Städte sind, wo man die besten Einnahmen erzielen kann, sondern die großen deutschen Bauerndörfer, in welchen oft der ‚Kleine' mehr Grund besitzt, als ein sogenannter Grundbesitzer Kärntens oder Steiermarks. Ich hatte auch das Werben besser gelernt, indem man persönlich zu den Damen der Honoratioren und Beamten gehen sollte, seine ergebene Einladung zu machen, also ganz ‚Direktor Striese' in dem köstlichen ‚Raub der Sabinerinnen'. Auf die Dauer hatte aber auch das schon seinen Reiz verloren, das Ruhebedürfnis begann zu überwiegen. Nach etlichen solchen Alleinabstechern mußte ich an den ‚Ernst des Lebens' zu denken beginnen, nachdem ich die ‚Heiterkeit der Kunst' nun schon zur Genüge ausgekostet hatte. Nachdem ich nun einiges Geld hatte, rüstete ich mich in Versecz zur Herbstreise nach Wien aus, wo ich im November 1883 eintraf."

Zweifellos hat diese Betätigung Hörbiger nur zum Segen gereicht. Zu gefestigt war damals schon sein Charakter, zu stark seine Natur, um sich möglicherweise ganz zum vagabundierenden Musikanten für alle Zukunft zu verlieren. Vielleicht hätte er auch hier einen durchaus originellen und einzigartigen Lebensweg gefunden und sich nach Koschatart einigen

Ruhm erworben! Das Schicksal wollte es fürwahr anders, aber es hatte zugleich dafür gesorgt, daß das Leiden in der Zeit dieses ungebunden freien Lebens sich wesentlich besserte und Hörbiger schon bei den ganz hellen Schutzbrillen angelangt war, als er wieder Wiener Boden betrat. Den Beweis hatte er jedenfalls geliefert, daß ein zäher Wille gerade gut genug ist, sich rechtschaffen durchs Leben zu schlagen und er braucht sich dieses seines Musikantenlebens gewiß nicht zu schämen. Sein Leben lang ist er dem Zitherspiel treu geblieben und es hat ihn über manche schwere Stunde hinweggeholfen, unbeschadet des Umstandes, daß er schon damals während seiner ersten Stellung bei Collmann infolge nächtlichen Zitherspielens mehrmals die Wohnung wechseln mußte!

Was geschah nun in Wien?

„An die Annahme einer Stellung in einem Konstruktionsbüro war vorerst noch nicht zu denken, da ich mit den durch die dunklen Brillen geschwächten Augen nicht dauernd auf weißes Papier blicken konnte. Wenigstens hegte ich diese Vorstellung. Am besten schien mir also eine Stellung, in der ich anfangs nichts zu zeichnen hätte, sondern zu auswärtigen Montierungsüberwachungen verwendet wurde, wie es ja vor zwei Jahren Oberingenieur Pfeiffer in der Heizungs-A.-G. so geplant hatte. So war denn mein erster Weg zu Pfeiffer, dem ich zunächst mein Leid klagte. Er tröstete mich mit der Versicherung, daß er mich so lange zum Außendienst bei achtzig Gulden Monatsgehalt nebst Diäten verwenden wolle, wie es zur weiteren Schonung und Kräftigung meiner Augen angezeigt sei. Wäre damals die Schwester meiner Quartierfrau aus der Studentenschlußzeit in Wien gewesen, so hätte ich mir wahrscheinlich sofort den Mut genommen, ihr meine Verliebtheit zu gestehen, obwohl ich in dieser Hinsicht viel unbeholfener war, als man sich in den Fliegenden Blättern jemals über einen schüchternen Liebhaber lustig gemacht hatte."

Und hatten Sie Collmann ganz vergessen?

„Nein, schon mein nächster Besuch galt meinem ersten Chef. ‚Freut mich sehr, Sie wiederzusehen, wollen Sie eine Stelle?', so etwa lautete die erste Begrüßung. Die Schutzbrille hatte ich in der Wohnung wohlweislich abgelegt. Als ich aber auch da mein Leid klagte, lud mich Collmann ein, über die erste Zeit, also etwa über den Winter 1883/84, bei ihm an Steuerungsmodellen in $^2/_5$-Maßstab zu arbeiten, was mit wenig grober Zeichnungs- und nur einiger Handarbeit an Laubsägeholz nebst Anstreicherarbeit in Deckfarben verbunden war. Ich fühlte mich sehr verbunden, aber ich hätte doch schon von Pfeiffer die Zusage, mich auf Montierungsleitungen auswärts zu verwenden. ‚Wer ist Pfeiffer, was für ein Unternehmen, was machten Sie da und gegen welche Bezahlung?' Nach Beantwortung dieser Fragen erfuhr ich beiläufig: ‚Aber ich bitte

Sie, wer wird sich denn mit Heizungsanlagen abgeben, wenn man schon den Dampfmaschinenbau studiert hat!? Sie müssen in eine große Maschinenfabrik kommen, wo Sie Verschiedenes und nur ganz Großes sehen und auch dort bald zu Montierungsleitungen und Dampfökonomieproben nach auswärts geschickt werden. Und erst wenn Sie einmal gut eingearbeitet sind, dann gehen Sie nach England oder Amerika und übernehmen nach zwei oder drei Jahren technischer und kaufmännischer Büropraxis im weiteren Wirkungskreis eine Vertretung als Reiseingenieur im Großmaschinenbau, um so dann rasch zu Geld zu kommen, wie ich Sie kenne.' Bei diesen Worten Collmanns hatte ich schon das Gefühl, daß er mich geschäftlich zu hoch einschätzt, obwohl ich vom Welteis damals noch keine Ahnung hatte."

Was wußten Sie nun damals zu entgegnen?

„Ich wagte zu bemerken, daß ich bei solchen Weltfahrplänen ja gar nie zum Heiraten kommen könnte. ‚Ja an's Heiraten dürfen Sie noch lange nicht denken. Es ist die größte Behinderung des Vorwärtskommens, wenn sich unfertige junge Leute zu früh Familiensorgen und Gebundenheit aufhalsen, falls es sich nicht um eine sehr gute Partie, um eine reiche Frau, verbunden etwa mit Einheirat in ein gutes Unternehmen handelt. Und selbst dann ist der junge Mann schon nicht mehr sein eigener Herr.' Ich nahm die bestgemeinte Belehrung dankbar an, fühlte mich aber innerlich sehr enttäuscht."

Aber soweit Collmann überhaupt Ihre Berufsinteressen im Auge hatte, konnten Sie da nicht fürs erste zufrieden sein?

„Gewiß, die Perspektive mit dem Dampfmaschinenbau leuchtete mir ja sofort ein und der zunächst in Aussicht genommene Steuerungsmodellbau lag ja auch auf derselben Linie und gestattete auch noch die weitere Schonung der Augen für den nächsten Winter. Zudem war in der ‚Ersten Brünner' (Erste Brünner Maschinenfabrik) auch augenblicklich kein Platz frei, weil in solchen großen instruktiven Betrieben die Dienstangebote den Bedarf schon damals stets überwogen und oft jahrelange Vormerkungen bestanden, dementsprechend auch die ersten Bezahlungen sehr niedrig sind. Das wußte ich aber vorerst noch nicht. Ich wußte nur, daß ich in Brünn bei beiden Direktoren, dem technischen und dem kaufmännischen, schon seit Juli 1881 vorgemerkt war. Auch hatte ich den einen der beiden Direktoren schon damals bei Collmann zu sprechen Gelegenheit gehabt und sein Eindruck über mich soll nicht ungünstig gewesen sein. Ich konnte nur nicht verstehen, wie ich bei Gehaltsaussichten mit 70 bis 80 Gulden pro Monat nicht hätte heiraten sollen. Heiraten doch die Lehrer oft schon mit fünfzig bis sechzig Gulden Monatsgehalt, und in Temesvar hatte ich einen zitherspielenden Eisenbahnbeamten kennen gelernt, der als Verheirateter auch mit dreißig Gulden auszukommen wußte, allerdings noch Zitherunterricht nebenbei erteilte. Er hatte aber doch sein ‚Sicheres', und das ist doch was wert!"

Sehr beredt fürwahr kehrt dieses Heiratsmotiv ständig in Hörbigers erzählendem Bericht über die damaligen Tage wieder. Die Gründung einer Familie schien seine größte Sorge gewesen zu sein! Und stand er doch erst im vierundzwanzigsten Lebensjahr! Das wirft auch ein gutes Schlaglicht auf die Zeit, da er sein Landstreicherleben führte!

Wie verhielten Sie sich nun aber dem Oberingenieur Pfeiffer gegenüber, dem Sie doch schon halb und halb zugesagt hatten?

„Nun, ich ging zu ihm hin absagen und nahm die Stellung bei Collmann an. Die Arbeit dort bereitete mir viel Freude, wie ich überdies dem Chef als Publikum für seine Betrachtungen über Menschenkenntnis, Lebenskunst, soziales Mitarbeiten am technischen Fortschritt, auch über Politik, diente. Es bereitete dem welterfahrenen großen Konstrukteur schon einiges Vergnügen, mit mir über Dinge zu plaudern, die seinem sozial gutgestellten Gesellschaftskreise fern lagen und für die letzterer auch kein allzugroßes Verständnis übrig haben konnte. Jedenfalls lernte ich vieles, was mir bis dahin Schule und Leben bei meinen bescheidenen Verhältnissen noch gar nicht geboten haben konnten. Ich lernte das Geschäftsgebaren mit den verschiedensten Maschinenfabriken kennen, die auf Grund von abgeschlossenen Lizenzverträgen Collmanns patentierte Dampfmaschinen bauten. Fast täglich durfte ich mich mitfreuen an den von allen Seiten einlaufenden Meldungen seiner Lizenznehmer über ständig neue Geschäftsabschlüsse von immer größeren Präzisionsdampfmaschinen, wobei immer wieder große technische und kaufmännische Fragen zur Erörterung kamen."

Im Sturmschritt war der Winter 1883/84 vorbeigezogen. In der Wiener Beatrixgasse erwirbt der Chef ein dreistöckiges Haus, plant dessen Umbau und die Einrichtung einer Zentralheizung. Hörbiger wird Bauleiter und vollendet bis zum Spätherbst 1884 mit meisterlichem Geschick diese gänzlich neue, ungewohnte Aufgabe. Schon im Hochsommer gleichen Jahres wurde Hochzeit gefeiert, und der Wunsch, nach Beendigung der Bauleitung nun in die „Erste Brünner Maschinen-Fabrikgesellschaft" eintreten zu können, wird Wirklichkeit.

Der anfänglich noch kärgliche Gehalt bringt es mit sich, die junge Frau noch vorläufig in Wien zu belassen. Hörbiger wird zunächst der Betriebsabteilung zugeteilt und findet bei seinem Betriebschef Fiedler, dessen erstem Assistenten und einem Werkstättenleiter auch raschestens gesellschaftlichen Anschluß. Er wohnt im gleichen Hause wie der Junggeselle Fiedler, zwei weitere Ingenieure, ein Pole und ein Italiener sind ebenfalls bei seiner Quartierfrau eingemietet. Der Italiener spielt Violine, und schon ist der musikalische Kontakt mit seiner ungarischen Zithermusik hergestellt. Sein

Wiener Professor Horwatitsch war inzwischen an die Maschinenbauschule nach Brünn gekommen und vermehrt seinerseits den geselligen Kreis. Schach-, Musik- und Leseabende wechseln nacheinander ab und je einmal wöchentlich werden Zeitungen und Zeitschriften im Kaffeehaus eingesehen.

Alsbald war es über solche, die Arbeitstage verschönende, Geselligkeit Frühjahr (1885) geworden. Es lockt die höhlenreiche Devonlandschaft der mährischen Schweiz mit dem berühmten Mačocha-Schacht zu genußreichen Sonntagsausflügen, die zugleich das Auge für erdgeschichtliche Ereignisse gefangennehmen.

Hörbiger, der Vaterfreuden entgegensieht, hätte schon gerne eine eigene Wohnung bezogen, aber dazu langte der inzwischen auf fünfzig Gulden angestiegene Gehalt noch nicht. Einen Wirkungskreis im Konstruktionsbüro mit mehr Selbständigkeit und dementsprechend höherem Verdienst zu erhalten, war einstweilen noch ein frommer Wunsch geblieben. Ende Juni wird Hörbiger Papa und einige Sorgen ziehen herauf. Wohl bringen die stellvertretende Leitung des Brünner Zitherklubs und einige abendliche Musikprivatstunden etwas Geld. Auch die Heimarbeit eines großen Steuerungsmodelles zu Übungszwecken unter den Konstrukteuren wirft etwas ab. Der Gehalt ist auf sechzig Gulden monatlich angewachsen, aber trotz allem heißt es die Zähne zusammenbeißen, um durchzuhalten. „Die Ersparnisüberschüsse reichten nur für einen nun häufigeren Sprung nach Wien, zur kleinen Familie, die mich innerlich so stolz machte, daß ich von da ab auf die beiden mir vorgesetzten Hagestolze (Fiedler und Fuchs) herabzusehen begonnen hatte, ohne davon äußerlich etwas merken zu lassen. Der Verkehr blieb von derselben Herzlichkeit, nur wurde er natürlich lockerer infolge der Wochenendsprünge nach Wien."

Mit Bienenfleiß stürzt sich Hörbiger jeweils wieder in die Arbeit, findet allmählich auch Gefallen im Betriebsbüro, wird überdies mehrmals zu selbständigen Vorrichtungs-Konstruktionen herangezogen, wird dadurch mit den verschiedenen Meistern der Tischlerei, Gießerei, Dreherei, Hoblerei und Montierung besser bekannt und sammelt spielend neue Betriebserfahrungen ein.

Das Frühjahr 1886 bringt die Überraschung, nunmehr in aufgerückter Stellung im Konstruktionsbüro arbeiten zu können. Ein heikles Rätsel gilt es sogleich zu lösen. Eine belgische Balancierdampfmaschine, in einer polnischen Baumwollspinnerei laufend, verursacht beim Gange ein Höllengetöse. Es soll da ein gezahntes Schwungrad von sieben Meter Durchmesser auf die Transmissions-Hauptwelle treiben und es soll der Beweis erbracht werden, daß die Zahnform falsch ist und an dem unruhigen Gang des Riesengetriebes schuld trage. Zahnformenspezialist war Hörbiger nicht, aber es gelingt ihm, zu zeigen, daß der Fehler nicht in der Zahnform steckte und wie er schließlich zu beheben sei. Wären meine Leser vorwiegend Techniker, würde ich gerne, schon Hörbiger zuliebe, den Hergang und die Begutachtung dieser Untersuchung hierhersetzen. Dies für einen Laien voraussetzungslos aufzuzeigen geht hier jedoch nicht an. Die Betonung, hier eine Glanzleistung technischen Denkens vollbracht zu haben, muß genügen. Mit dieser „Antrittsvorlesung" im Konstruktionsbüro hatte sich Hörbiger jedenfalls so vorteilhaft eingeführt, daß er sich schon im Geheimen als rechte Hand des Abteilungsleiters fühlen durfte. Als er später erfährt, daß sein Wiener Gönner Collmann ihn für diesen Fall vorgeschlagen hatte, um auf diese Weise den „Stein für ihn ins Rollen zu bringen", ist die Freude um so größer.

Wo aber ungewöhnliche Erfolge zu verzeichnen sind und Begeisterung darob zu neuen Taten drängt, zeigen sich die ersten Neider. Hörbiger wehrt sich mit scherzhaften Bemerkungen, ihrerseits als Ältere schon allzu frühzeitig im Schaffen erlahmt zu sein. Spaßvögel nennt er sie harmlos genug, die ihn des Strebertums bezichtigen wollen und ihn „Grübler" und „Phantasten" schelten. Eine uralte Geschichte, die ja ständig wiederkehrt und nicht weiter zu erörtern ist. Talent und Fleiß der einen dürfen, selten gern gesehen, die Bequemlichkeit der anderen stören. Der Unmut der Gestörten wächst, als Hörbiger nach erfolgter Konstruktion der Kondensationsanlage einer großen Verbund-Dampfmaschine nach Montevideo gehen soll. Doch er selbst bremst, der Familie zuliebe, ab, wiewohl er sich sonst „mit Begeisterung auch in dies Abenteuer gestürzt hätte". Heute betrachtet er diesen Entschluß als Glücksumstand, da er sonst späterhin wahrscheinlich nicht zur Erkenntnis der Welteislehre gedrängt worden wäre. „Es ist doch wohl klar, daß sich mir dorten in Südamerika sofort eine sehr gut bezahlte Stelle ergeben hätte, so daß das Nachkommen meiner kleinen Familie nur die Frage einiger Monate gewesen wäre. Es ist aber nicht anzunehmen, daß ich im Trubel amerikanischen Hastens jene ruhigen Abende des beschaulichen Studiums der Naturwissenschaften gefunden hätte, die ich zur späteren Auffindung der Welteisgedankenfolge vonnöten hatte."

Ein kleines Darlehen und ein Collmannscher Vorschuß für später abzuarbeitende Heimarbeit machen es im Herbst 1886 möglich, eine bescheidene Familienwohnung in Brünn einzurichten. Kredit wird allerorten gern gewährt und die Schulden sind auch in zwei Jahren getilgt. Ein traulicher Winter zieht vorüber. Da bringt das Frühjahr 1887 einen neuen Wendepunkt.

Ein Schlaraffenabend oder eine Schlaraffensippung, wie das fachmännisch besser lautet, hatte etwas dazu beigetragen. Ritter „Lohengrin", sein kaufmännischer Direktor Lohenstein, kam in zwangloser Un-

terhaltung mit seinem Ritterkollegen Carl Löw, dem Chef der großen Textilfirma Adolf Löw & Sohn in Brünn, Beranau und Helenental bei Iglau, auf Hörbiger zu sprechen. Ein junger Ingenieur, von dem das Gerücht umgeht, daß er sich leidenschaftlich mit Astronomie befasse und nur zu dem Zwecke früh geheiratet habe, um seine Junggesellenfreiheit nicht allzusehr auf allerlei Allotria, wie etwa auch Schlarafferei, zu verschwenden! Löw läßt sich mehr und mehr erzählen von der Geschicklichkeit des jungen Mannes, wird begeistert, sucht er doch gerade ein „Mädchen für alles" zur Verwirklichung seiner großzügigen Bauprojekte. Lohenstein läßt sich bereden, sagt halb und halb zu, und schon ist Hörbiger über seinen Kopf weg an Löw verdingt. Das Geschäft der beiden war an sich kein schlechtes. Löw braucht schließlich auch Maschinen, die „Erste Brünner" kann sie liefern und Hörbiger deren beider Interessen sonderlich vertreten.

Alle Bedenken Hörbigers, doch dem Dampfmaschinenbau nicht entsagen zu wollen, werden rasch zerstreut. Lohenstein versichert, ihn bestimmt nicht gerne zu entbehren, aber die sich ihm (Hörbiger) bietenden Vorteile doch wahrnehmen zu wollen. „Nun war ja meine Frau sofort Feuer und Flamme: Mindest Verdoppelung des Gehaltes und dazu ein besonderes Einfamilienhaus in hoher staubfreier Lage als Wohnung, jährlich zweimal freie Auswahl aller feinsten Tuche für den gesamten Kleiderbedarf der ‚ganzen' Familie, alles Brennmaterial für Wohnungsbeheizung, nach Belieben Wagenbenutzung (im Winter Schlitten) zu Fahrten nach Iglau bei Einkäufen, Theaterbesuchen usw., Badebenutzung in der Fabrik, im Winter Eislaufplatz, im Sommer Schwimmbad, eigener kleiner Garten am Wohnhaus, Fichtenwald in unmittelbarer Nähe, später elektrische Beleuchtung usw...." Die Begeisterung einer jungen Frau in Ehren und Verständnis dafür auch zugegeben — Hörbiger selbst wollte doch nicht so recht.

Aber auch Collmann rät auf Befragen zum Zugreifen. Und Hörbigers Freude am Präzisionsmaschinenbau weckt bei Löw besondere Hoffnungen. Tritt noch hinzu, daß das Vertrauen, das der neue Chef in Aussicht stellt, im Grunde ihm allein nur ergeben zu sein, bei Hörbiger einige Bewunderung auslöst und sein Selbstgefühl hebt.

Erstaunlich war schon die Projektenfülle des Tuchfabrikanten. Neue Färbereien in Beranau und Helenenthal, Kesselhauserweiterung, neue Flußwehr und Uferbauten an der Iglawa, eine Arbeiterkolonie mit etlichen Zweifamilien-Beamtenhäusern, ein größeres Beamtenhaus mit Umlegung einer Straßenserpentine in Helenenthal, Einführung der elektrischen Beleuchtung in Beranau bei notwendiger Erweiterung des Maschinenhauses und Aufstellung einer besonders schnell laufenden Dampfmaschine — dies alles schwirrt nur so im Kopfe herum, als Hörbiger

sich an Hand vorliegender Fabrikpläne mit Löw unterhält und auch gleich Gelegenheit findet, mit einleuchtenden Ratschlägen zu dienen. Ein Zurück von Löw kommt gar nicht mehr in Frage.

Sommer 1887. Die Familie noch in Brünn, Hörbiger voreilend allein in Helenthal. Lebt sich ein und frischt seine vom Technologiestudium her noch haftengebliebenen Kenntnisse im Textilwesen auf. In der Wollindustrie z. B. noch ganz ohne Praxis, sucht er auch in dieses Gebiet einzudringen. Wohl hat er mit der eigentlichen Wollverarbeitung nichts zu tun, aber mit Bauten, Maschinen und Vorrichtungen dafür. Werkstätten, wie sie ein Großbetrieb mit sich bringt, werden ihm unterstellt. Geselliger Anschluß ist auch schnell gefunden, man ist um beschleunigte Herstellung seiner „Villa", seiner Wohnung, besorgt. Das allzu dürftige Brünner Meublement reicht nicht aus, große neue Möbel werden angeschafft, wie diese allenthalben noch heute nach mancherlei Umzügen das Heim Hörbigers füllen. Herbst ist Einzug in das „feudale" Heim und ein neuer Zithertisch mit Wandpult und Notenkasten war auch nicht vergessen worden. Es macht viel Freude, dieses Dasein, zumal jetzt auch die vielgeplagte Mutter aus Versecz zum Sohne nach Helenental kommen konnte.

Im Handumdrehen ist ein Jahr vorüber, ausgefüllt mit Wehrbauten, Kesselhauserweiterungen, etlichen Beleuchtungsanlagen, Erhöhung eines Fabrikkamines und allen damit verbundenen konstruktiven Vorarbeiten. Herbst 1888 wird der Neubau des geplanten Weberei- und Wäschereigebäudes in Beranau vorbereitet. Alsbald werden die Gußeisensäulen bestellt, ein Dutzend neue Waschmaschinen für schnellaufenden Antrieb aufbereitet und etwa zwanzig Tuchwebstühle beschafft. Diese bereiten einiges Kopfzerbrechen. Das alte, wenig starr gebaute Helenenthaler Webereigebäude erzittert jedesmal von oben bis unten beim Durchtrieb des „Schützen" durch die „Lade". Wände und Fußböden empfinden dies laufend als harten Stoß. Es macht sich mit anderen Worten eine ziemliche Massenwirkung auf den Fußboden und Riemenzugrückwirkung auf die Transmission zumal in den oberen Stockwerken geltend. Dabei fehlen dem Gebäude absteifende Quer- mit Ausnahme der Stirnmauern und bloße Holzträmen sitzen nur gerade lose im Mauerwerk. Ein gelegentlicher Einsturz scheint Hörbiger nicht ausgeschlossen zu sein, wenn auch außer ihm niemand daran glauben will. Eins war ihm sicher — nach solchem Vorbild durfte nicht erneut gebaut werden. Ebenerdige Shed-, aber keine Etagenbauten waren für weitgedehnte Spinn- und Websäle zu wählen.

Wenn auch der Baugrund dafür fehlte, so wird beschlossen, den Bau vorläufig einstöckig (für spätere Erhöhung) auszuführen. Schon im Vorsommer 1889 steht der Rohbau. Aber neue Sorgen in Hinblick auf die

Seiltriebsverteilung greifen Platz. Insbesondere jener Drahtseiltrieb, der den Antrieb der Waschmaschinen und der im ersten Stockwerk gelegenen Webstuhlreihen bewirken sollte, macht einen bis tief unters ebene Krafthausdach reichenden Mauerschlitz nötig. Dies zu umgehen, verfällt Hörbiger auf den Gedanken, die Drehrichtung der Collmann-Verbund-Dampfmaschine umzusteuern, sie anstatt vorwärts nunmehr rückwärts laufen zu lassen. Bei geschickter Anordnung hier nicht näher zu skizzierender Umstände muß sich das machen lassen. Aber oh weh, wie hatte sich doch der arbeitsbesessene neue Besen, der Herr Fabriksingenieur, vergaloppiert! So etwa meinte jeder, mancher nicht ohne Schadenfreude, und schließlich auch Herr Löw zuletzt. Läuft die Dampfmaschine verkehrt, geht eben alles verkehrt, nicht Wolle ließe sich zu Tuch verarbeiten, sondern allenfalls Tuch zur Wolle! Erst würde gescheert und gewaschen, dann gewebt und gesponnen, dann gekardet und endlich wäre man bei der Reißmaschine angelangt! Eine harmlos neckische Würze der abendlichen Tischgespräche!

Doch Hörbiger fand schon längst heraus, daß nur bei den Hauptriementrieben einige gekreuzte Riementriebe nunmehr offen zu laufen hätten und umgekehrt offen laufende Riemen zu kreuzen wären. Gedacht, getan, die Sache wird projektiert, ausgearbeitet, der Chef läßt sich überzeugen, zwei Tage lang wird montiert und siehe da — der Betrieb läuft glänzend bei verkehrt gesteuerter Dampfmaschine. Alle ursprünglichen Spötter und Witzbolde haben das Nachsehen und es stellt sich sogar zufällig heraus, daß die auf ihren Fundamenten um 180 Grad gedrehten Reißmaschinen viel zweckmäßiger bedienbar werden. Allenthalben fällt die Kommissionierung der mit erheblichen Neuerungen versehenen Gesamtanlage sehr gut aus.

Übungen der Fabriksfeuerwehr, die Hörbiger als „Hauptmann" leitet, bringen nicht nur Zerstreuung, sondern lassen den Bau eines Hochreservoirs für eine wirksame Hochdruck-Wasserleitung notwendig erscheinen. Solche und ähnliche Pläne werden in Konferenzen mit dem Chef geschmiedet, wenn auch viele vorläufig Utopie bleiben müssen, da Hörbiger vor allen sogenannten Notstandsarbeiten beharrlich warnt, und stets nur solide, dafür aber um so teurere Bauten befürwortet. Noch im Sommer 1889 werden einzelne provisorische Kostenanschläge ausgearbeitet oder von Lieferfirmen eingeholt. Mehr und mehr selbst von Löws Baufreudigkeit angesteckt, hätte dies dem Chef vielleicht verhängnisvoll werden können. Doch da bringt der Spätherbst gleichen Jahres eine neue Überraschung.

Ungarns Minister Baroß will mit staatlicher Begünstigung eine große Tuchfabrik errichten, hält Ausschau nach einem unternehmungslustigen und geschäftstüchtigen Tuchfabrikanten und verfällt auf Carl Löw. Ende November wird Hörbiger eröffnet, zweckmäßig wieder nach Brünn überzusiedeln, um zunächst mit einem dortigen Baumeister die Pläne der in Ungarn zu erbauenden Fabrik eiligst auszuarbeiten. Vorbei ist es mit der inzwischen behaglich eingerichteten „Villa", vorbei mit dem Wunsche, hier seßhaft zu bleiben. Wie aus allen Wolken gefallen kommt sich Hörbiger und noch mehr seine Frau vor. Aber es heißt die anfängliche Bestürzung zu überwinden und raschestens aufzubrechen. Wieder winkt Brünn und wieder ist Hörbiger zunächst als Strohwitwer allein. Kaum findet er Zeit, eine passende Wohnung in der Alleegasse, knapp am Augarten, aufzunehmen und mit dem Spediteur den Wohnungsumzug, den schließlich seine Frau allein durchführt, zu besprechen. Das Gefühl des Offiziers, der jedes Halbjahr in eine andere Garnison versetzt wird, ist bald verscheucht. Zum Kopfhängenlassen bleibt an sich schon keine Zeit, da man alsbald mitten im Projektieren steht.

Bereits im zeitigen Frühjahr 1890 werden die Baupläne für einen Etagenbau, auf den man sich schließlich einigen mußte, nebst Kostenanschlägen zur Erlangung des Staatskredites eingereicht, obwohl noch nicht ganz fest stand, ob bei Waitzen oder Trenczin, bei Sillein oder Turocz im oberen Wagtal gebaut werden sollte. Eine Untersuchung der Baugründe und der Wasserverhältnisse dieser Orte, gemeinsam mit einem Fabriksdirektor und dem Vertreter einer Wiener Tuchniederlage, war kurz zuvor erfolgt. War doch allerlei dabei zu berücksichtigen gewesen: möglich werdende billige Beschaffung reinen, „weichen", reichlichen Wassers für Wäscherei und Färberei, mittelbar nahegelegene Kohlenbezirke, um Konkurrenzangebote einholen und billige Frachtsätze erzielen zu können; auf eventuelle Nutzung von Wasserkraft war ein Auge zu werfen, Preise für Lebensmittel und Baumaterialien und deren Zufuhrmöglichkeit waren zu ermitteln und endlich durfte das Fabrikgebäude nicht allzufern einer Bahnstation gelegen sein. Nach diesbezüglichen Beratungen entschied man sich für Sillein, dort im oberungarischen (jetzt tschechischen) Bergland am Ausgange der Fátraschlucht.

Ein tolles Arbeiten hebt an. Zudem ist Löw in Aachen und läßt sich dort umstimmen, nun doch alles (Schafwollaufbereitung, Spinnerei, Weberei, Färberei und Appretur) nur in einer übersichtlichen Ebene als Shedbau auszuführen. Bis auf die Entwürfe für Administrations- und Magazinsgebäude müssen die Baupläne in Eile neu gefertigt werden, um dann zu Pfingsten mit dem Ausstecken der Fundamente beginnen zu können.

Ein eigenartiges Schicksal begleitet den nunmehr beginnenden Bau. Alles muß in Hast geschehen und Hörbigers Nerven werden stark mitgenommen. Über vierhundert gußeiserne Säulen verschiedener Größe und Gestalt, Traversen und Holzträme umlagern im zeitigen Sommer die Baustelle, um alsbald Verwendung zu finden. Es schien nötig, die Spar-

renstränge in dem Maße auch sofort aufzudüppeln, als die Hauptbalkenstränge auf die aufzustellenden Säulenreihen hochgelegt und verschränkt wurden. Aber die Sparrenlieferung erfolgt nicht ganz nach Bedarf. Höchst notdürftig werden einzelne Hauptbalkenstränge lediglich mit Bohlen und Klemmen zusammengehängt und abgesteift — trotz Hörbigers Protest für solch ein gefährliches Unterfangen.

Und schon ist das Unglück geschehen. Heiß brennt die Augustsonne, ein furchtbares Unwetter ballt sich am späten Abend zusammen. Es stürmt, blitzt, donnert und hagelt. Hörbiger liegt schon zu Bett, als gegen zehn Uhr abends der Führer der Zimmerleute angekeucht kommt: „Mind! De mind, mind lent van!! Alles, aber schon alles, alles ist unten! Eine nette Bescherung fürwahr! Zerspaltene und zerschundene Balken rings umher und nahezu an dreißig Säulen verschiedener Länge gebrochen, was aber nicht an der Qualität der Säulen lag, sondern zum Teil an noch nicht erfolgter Erdanschüttung der Fundamente. Noch in der gleichen Nacht wird der Schaden registriert und frühmorgens die Drahtbestellung für Säulenersatz aufgegeben.

Offenbar war es diese gleiche Sturmnacht gewesen, die den damals zu dreiviertel Höhe gediehenen und in seinem mächtigen Sockel noch nicht ganz trockenen und riesigen Fabrikschornstein ein wenig schief gedrückt hatte. Als nämlich die Bauleute vor Fertigstellung der letzten drei Meter ein Ringgesimse (Kranzl) anlegen und von da ab mit der Libelle höhenwärts weiterbauen, scheint der Kamin vom Kranzl an einen Knick zu erhalten. Ein Schrecken durchzuckt Hörbiger bei dieser Kunde. Schon läßt er innen herabsenkeln und findet das oberste Mittel um neunzig Zentimeter exzentrisch gegen das untere. Bei erst wenig trockenem Mörtel muß diese Kaminschiefe noch zunehmen, der Einsturz droht und damit sind zugleich auch die nahestehenden Baulichkeiten gefährdet. Eine weitere schlaflose Nacht unter vielen dieser Zeit folgt. Ein bekannter Kaminbauer weiß jedoch Rat, es gelingt den sechzig Meter hohen Hünen mittels Eisenbandagen wieder langsam senkrecht zu neigen. Noch heute ragt dieser Kamin als Wahrzeichen Silleiner Tage empor, dessen Bau übrigens auch ein Menschenleben und Hörbiger als Bauleiter vor die Schranken des Gerichts gefordert hatte.

Aber weitere Sorgen greifen Platz. Das Decken eines rund dreizehntausend Quadratmeter flächigen Holzzementdaches bedingt schöne Sonnentage. Aber mit ganz geringen Pausen beginnt es ununterbrochen zu regnen. Ist eine vorzunehmende Fläche glücklich mit heißem Sand getrocknet, regnet es schon wieder, bevor der heiße Asphalt noch aufgetragen und die Papplagen aufeinander geklebt werden können. Der September ist wieder zu kühl, bereits während des Auftragens erstarrt der flüssige Asphalt und läßt sich mit der Bürste nicht mehr streichen. Eine übermäßige

Verdünnung des Asphaltes mit zu viel Teer, wie der leitende Werkführer des Dachdeckunternehmens vermeint, kann Hörbiger nicht billigen. Doch er erhält dafür den Vorwurf, den fertigen Holzbelag eben zu spät übergeben zu haben. Wie er nun noch bemerkt, daß der Holzzementbelag da und dort langsam zu gleiten beginnt und die drei Papplagen sich wie kleine Faltengebirge emporschieben, steht für ihn fest, daß dieser ganze Holzzementbelag samt Korkziegelisolierschicht und Kiesbeschüttung im Frühjahr wieder abgeräumt und bei warmem Sonnenschein von neuem gemacht werden muß. So mußte es denn auch tatsächlich im nächsten Jahre geschehen!

Verschiedene Ungelegenheiten mit den Arbeitern und sonstige Ungereimtheiten häufen sich. Dann muß alles viel zu überstürzt gehen. Ein unsinniger Spareifer treibt zur Eile und die von der Regierung gewünschte Bevorzugung eines ansässigen kleinen Bauunternehmers für die Zimmerarbeiten erweist sich besonders nachteilig. Konnte dieser Unternehmer an sich schon die umfangreichen Arbeiten kaum bewältigen, so brach ihm während der höchstgesteigerten Arbeit zu allem Unglück noch das größte von drei Sägegattern. „So hatten mir solche Sorgen schon längst den Schlaf zu verkümmern begonnen, ohne zu wissen, daß ich schon überarbeitet war und längst hätte ausspannen sollen. Es erfolgte alles wie abgekartet, um mich mit schwersten Erfahrungen auszustatten." Aber manche dieser Erfahrungen hatte doch ihr Gutes. Daß der Auguststurm, der zum oben geschilderten Einsturz führte, nicht eine Folge des „aufsteigenden Luftstromes" sein kann, war Hörbiger schon damals bewußt geworden, und an dem erschrocken festgestellten Gleitvorgang des Dachbelages hatte er ein weiteres Beispiel für später zu verwendende Prinzipien der Schicht-Gebirgsbildung in seiner Welteislehre gewonnen.

Neue Aufregungen folgen. Löw erhält Kunde vom Einsturz eines ganzen Shedbaues infolge fehlerhafter Kapitälausbildung. Sollte sich das zumal unter einer winterlichen Schneedecke nicht auch bei dem Silleiner Bau ereignen können? Hatte doch Hörbiger in der Querschnittsbemessung der Säulen „unverantwortlich" gespart! Hörbiger macht diese Sorge in viel weiterem Maße zu der seinigen, verliert fast völlig die Nerven, läßt Belastungsproben ausführen, findet aber trotz allem keine Ruhe mehr. Der Löw versprochene Staatskredit stößt auf Schwierigkeiten; ist glücklich wieder Geld da, muß es in erster Linie für das Brünner Werk verwendet werden. Wiederholt können Fuhrleute und Lieferanten von Rohmaterialien nicht ausbezahlt werden. Unangebrachte Vorwürfe über zu kostspieliges Bauen steigern Sorge und Ärger.

Da mit Ausnahme des Verwaltungsgebäudes alle Mauer- und Dachkonstruktionsarbeiten, sowie die maschinellen Antriebseinrichtungen erst während des begonnenen Baues im Detail ausgearbeitet werden konn-

ten, der Tag teilweise am Bauplatz, die halbe Nacht im Baubüro zugebracht werden mußten, so lassen diese Umstände ermessen, wie es Monate hindurch zuging. „Davon kann sich nur ein im Fabriksbau erfahrener Maschineningenieur überhaupt erst eine richtige Vorstellung machen." Kein Wunder, daß Hörbiger im November 1890 Sillein völlig erschöpft verläßt, sowie der Bau und die maschinellen Einrichtungen im großen und ganzen vollendet waren. Erst sein Freund und Protektor Collmann in Wien vermag die ständige Angst um den Einsturz des Baues infolge vermeintlich zu schwacher Säulen etwas zu beschwichtigen. Nichtsdestoweniger ist Hörbiger in diesem Winter 1890/91 in Wien fast zur Untätigkeit verdammt.

Erst auf einem steirischen Landgut findet er sich wieder etwas zurecht, während die Familie im März von Wien aus wieder in die Nähe Silleins zurückgekehrt ist und dort im alten Graf Csákyschen Schlosse in Budatin Wohnung genommen hat. Anfang Mai trifft auch Hörbiger dort ein, um alsbald Hebammendienste bei der Geburt des zweiten Sohnes Alfred zu verrichten. „In Sillein angekommen, mied ich vorerst die bereits in vollem Betrieb stehende Tuchfabrik, die mich noch etwas anzugreifen drohte. Erst allmählich gewöhnte ich mich an die Nähe der Fabrik als Stätte des ausgestandenen Nervenzusammenbruches. Die noch wenigen Tage des schönen Monats Mai (1891) nutzte ich noch fleißig aus, um mich in der herrlichen Umgebung von Sillein umzusehen. Da das Dorf Budatin die meisten slovakischen Drahtbinder liefert, die die ganze Welt durchwandern, darf sich somit mein Sohn Alfred als geborener Budatiner Drahtbinder fühlen, worauf er sogar ein wenig stolz ist." Inzwischen waren schon Verhandlungen gegangen, die Hörbiger als ersten Konstrukteur für Dampfmaschinen- und Gebläsebau in die Langsche Maschinenfabrik nach Budapest verpflichteten. Bereits Ende Mai fährt er nach Budapest, um zunächst für eine Wohnung zu sorgen. Somit war ein langgehegter Wunsch in Erfüllung gegangen und der Abschied von Sillein bzw. Budatin war nicht allzuschwer.

In allen späteren Jahren hat Hörbiger die Silleiner Zeit dennoch als eine entscheidende seines Lebens bezeichnet. Unerbittlich hart hatte ihn das Schicksal angepackt, hatte fast Übermenschliches von ihm verlangt und ihn das Leben als ein Stahlbad erkennen lassen, das zu meistern ist. Zugleich war ihm auch die Warnung zuteil geworden, nicht übermäßigen Raubbau an Körper und Geist zu treiben, sondern rechtzeitig einer seelischen Katastrophe vorzubeugen. Er war um eine große Erfahrung reicher geworden, deren Inhalt ihm stets warnend vor Augen trat, wenn ihn in Zukunft seine reichen Innenerlebnisse zu zerschmettern drohten. Er hatte vor allen Dingen gelernt, daß Geduld stets zu bewahren und der Weg der Beharrlichkeit nicht ungestraft zu verleugnen ist. So darf

er wohl von sich behaupten, daß er ohne diese Silleiner Erlebnisse manch härterem Tag der Nachfolgezeit einfach erlegen wäre.

In Budapest ist sein Selbstvertrauen bald wieder auf der Höhe. Das konstruktive Arbeiten im Dampfmaschinenbau bereitet viel Freude. Während des Arbeitens an den werkfähigen Zeichnungen von vier Schnellaufdampfmaschinen für die einzuführende elektrische Beleuchtung Wiens ist rasch ein Jahr verflogen. Im Frühjahr 1892 ist nach Aufgabe der ursprünglichen Wohnung in Neupest in unmittelbarer Nähe der Langschen Fabrik eine Neubauwohnung bezogen. Die Fundierungsarbeiten der vier Wiener Maschinen führen ihn des öfteren nach Wien. War doch Collmann als Experte der Firma Siemens & Halske tätig, welche die vier Maschinen (System Collmann) bei Lang bestellt hatte. „Ich hatte die schönsten Aussichten für die nahe Zukunft. Ich wüßte auch nicht, wie ich in Sillein ohne die Stütze meiner nervenstarken Frau durchgekommen wäre. Es mußte alles so kommen, wie es gekommen ist, wenn ich das Welteis finden und dasselbe mich nicht sofort umwerfen sollte. Alles war weise gefügt." Noch im November 1892 beginnen Versuche, an einer großen Dreizylinder-Dampfmaschine in der Budapester Pannoniadampfmühle, die reichliche Gelegenheit zum Studium von Masse- und Trägheitserscheinungen geben. Erfahrungen werden gesammelt, die später entscheidend für eine Übertragung auf kosmische Verhältnisse werden.

Schon 1893 hapert es wieder mit gesundem Schlaf. Hörbiger hat sich dieserhalb in ein kleines rückwärtig gelegenes Hofzimmer seiner Wohnung zurückgezogen und benutzt von nun an ein Wasserpolster (Gummibeutel), um den Kopf im Schlafe nicht heiß werden zu lassen. „So sollte ich also das ‚kühle Polster' aus dem zweiten Faustprolog praktisch erproben für den Fall, daß ich später selbst einmal Faustens Rolle zu übernehmen hätte." Mehrere Garantieversuche an gelieferten Maschinen führen in verschiedene Gegenden Ungarns und Siebenbürgens und unter abwechslungsreichen „Geschäftsabenteuern" vergehen die ersten Jahre bei Lang im besten Einvernehmen mit dem Chef, mit Kollegen, Meistern und Arbeitern.

Das Jahr 1894 bringt die Vorarbeiten für ein großes Hochofengebläse des staatlichen Eisenwerkes Vajdahunyad. Dasselbe sollte nach den Steuerungspatenten des Charlottenburger Hochschulprofessors Riedler gebaut werden. Eine diesbezügliche Inspektionsreise nach Kladno, wo drei neueste Riedlergebläse arbeiten, läßt nicht befriedigen. Ein Gebläseventil für Schnellauf war schlechterdings noch Problem. Auf Umwegen erfährt Hörbiger, daß in einem Hochofenwerke bei Metz (Maizières) Lederklappengebläse mit bereits sechzig Touren laufen. „Ich fuhr dahin, stellte mich als fahrender Student mit der Bitte vor, das ganze Werk sehen zu dürfen und verschwieg wohlweislich die Gebläsefrage. Mit dem mir als Führer beigegebenen Assistenten wurde ich alsbald gut bekannt, indem ich zugleich auch mein

Interesse für einen Besuch der nahen 1870iger Schlachtfelder bekundete. Mein neuer Freund erklärte sich auch sofort zu einer gemeinsamen Radfahrt durch die Schlachtfelder bereit. Nun durfte ich auch mit meinem Spezialinteresse für die Gebläse herausrücken und konnte mich ganz nach Belieben über alle gemachten Erfahrungen informieren. Ich stieg wiederholt in den Saugklappenkasten, um die Lederklappen im Betriebe stundenlang zu beobachten. Ich legte mir in diesem Kasten plötzlich die Frage vor: Sollte es denn nicht möglich sein, etwas ‚Konstruktives' zu finden, das die Vorteile der Lederklappe (geringe Masse des bewegten Teiles, große Betriebssicherheit, reibungsfreie Führung, Eignung für hohe Drehzahlen) bietet, ohne deren Nachteile (große Auflagefläche und daher großer Eröffnungsüberdruck, Ungeeignetheit für höhere Drücke, wie sie bei Stahlwerksgebläsen und Kompressoren vorkommen usw.) zu besitzen? Wie wäre es, wenn man etwa einen ganz zarten Stahlblechring (ganz blank geschliffen) an drei biegsamen Lenkern von Uhrfederstahlqualität aufhängen wollte? — Das war die Lösung!" Die Lösung wohlverstanden eines Problems, das bis dahin noch offen stand und das die Gewähr bot, als Maschinenbauer zu Weltruf zu gelangen!

Hochbeglückt fährt Hörbiger zurück nach Budapest, verfertigt ein entsprechendes Ventilmodell und versucht seinen Chef von der Selbstverständlichkeit dieser Konstruktion zu überzeugen. Obwohl dieser Interesse bekundet, bewilligt er dennoch kein Geld für derart „gewagte Experimente". Dennoch gelingt es dem schon fast untröstlichen Hörbiger das Ministerium für seine Erfindung einzunehmen. Nach einem entsprechenden Referat wird auf Staatskosten ein kleines Versuchsgebläse gefertigt, das sich glänzend bewährt und den Beschluß nach sich zieht, das Vajdahunyad-Gebläse mit derartigen Ventilen zu bauen. So fällt in das Jahr 1894 die technisch bedeutsamste Erfindung Hörbigers, die entscheidend für die weitere Zukunft wird, seinen Namen als Techniker und Konstrukteur in alle Lande trägt und die ihm später zu ansehnlichem Wohlstand verhilft. Eine Erfindung, die (zunächst auf den Namen Lang-Hörbiger lautend) unter dem Signum eines reibungsfrei geführten, massearmen und selbsttätigen Ventiles für Gebläse und Kompressoren in allen Eisenindustriestaaten patentiert wird. In den Jahrgängen 1897 und 1898 von „Stahl & Eisen" hat Hörbiger unter den Titeln „Eine Neuerung im Gebläsebau" und „Über Gebläseventile" selbst darüber berichtet und diese Berichte mit entsprechenden Zeichnungen ausgestattet. Dem Ingenieur möchte hier der Hinweis auf weitere Veröffentlichungen dieser Art in der „Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure" (1896—99) genügen. Hervorzuheben wäre die spätere Publikation Hörbigers über eine „Liegende Hochofen-Gebläsemaschine mit Lenkerventilen" im Jahrgang 1901 genannter Zeitschrift.

Im Sommer 1894 noch mit den Patentzeichnungen beschäftigt, winkt eine neue Aufgabe: die Konstruktion von zwei Schnelläufern zur Stromerzeugung für die Budapester Untergrundbahn. Hörbiger befindet sich hierbei in der unangenehmen Lage, aus Prestigegründen eine Collmannsche Ventilsteuerung einer anderen, seiner Ansicht nach zweckmäßigeren, vorzuziehen. Das verdirbt ihm wiederum für einige Zeit den Schlaf, führt aber zugleich (noch 1894) zur Entdeckung des — Welteises! Wie diese Entdeckung zum größten Ereignis im Leben Hörbigers wird, wie er gleich anfänglich unter der Last der sich aufdrängenden Gedankenkette in Sphären jenseits aller bisherigen Erkenntnis vom Weltall und vom Weltgeschehen schwebt — ist auf späteren Seiten dieses Buches gesondert aufgeführt. Notwendig verbunden zugleich mit manchem, was den Pfad seines Lebens auf technischem Gebiete angeht, so daß es vorläufig genügt, im Eilschritt die weiteren Etappen seines Wirkens als Ingenieur und Konstrukteur zu durchmessen.

Zu betonen ist jedenfalls die Tatsache, daß dieses Jahr 1894 die Grundlagen liefert, auf welchem sich Hörbigers Leben und Wirken in Zukunft türmen. Was ihm die Technik zu verdanken hat, führt bis in diese Zeit zurück. Und was ihm die größere Menschheit an Dank für seine kosmologischen Perspektiven schuldet, ist wesentlich schon im Winterhalbjahr 1894/95 erlebnisstark geklärt. Sinn und Inhalt seines Lebens sieht Hörbiger von nun an in erster Linie im Ausbau seiner Weltwerdenslehre gegeben. Sein Wirken auf technischem Gebiete steht erst dahinter, sozusagen an zweiter Stelle, erscheint mehr notwendig als Brotberuf, dem nicht zu entraten ist. Nichtsdestoweniger haben seine auf technischen Gebieten erworbenen Erfahrungen (insbesondere an Hochofen- und Stahlwerksgebläsen, Industrie- und Bergwerkskompressoren, an Luft- und Flüssigkeitspumpen) hervorragenden Anteil an seiner einzigartigen Deutung des Weltgeschehens. Erkenntnisse des irdisch Technischen werden sinngemäß auf den Kosmos übertragen, werden zur Kosmotechnik gestaltet, oder, was dasselbe besagt: kosmische Abspiele werden durch Gesetze der schaffenden Erkenntnis, durch die Technik, gemeistert.

1895 ist das Vajdahunyader Gebläse glücklich montiert. 1895/96 leitet Hörbiger im Einvernehmen mit Lang und Löw den Bau des Ausstellungspavillons der Silleiner Tuchfabrik auf der Budapester Millenniumsausstellung. Dort lernt er auch seinen späteren Kompagnon Rogler kennen, der sich, wie späterhin zu schildern ist, sehr entscheidend im Schicksal Hörbigers bewegt. Die geschäftliche Bindung mit F. W. Rogler, einem leitenden Ingenieur bei Siemens & Halske, fällt genau in die Jahrhundertwende und damit auch der Entschluß Hörbigers, sich selbständig zu machen. Er kann diesen Entschluß zur Eröffnung einer eigenen Firma „Hörbiger & Rogler, Konstrukteure, Budapest" mit bestem

Gewissen verantworten, denn die wenigen restlichen Jahre des verflossenen Jahrhunderts waren erfolgreich für die Entwicklung und die Einführung seiner Ventilerfindung gewesen. Schon 1900 waren zehn neue Gebläsezylinder in Deutschland, acht in Österreich-Ungarn, zwei in Rußland und mehrere umzubauende in Deutschland unter Konstruktion genommen bzw. zur teilweisen Aufstellung gebracht worden. Zudem hatte es die Verbindung mit Rogler unter finanzieller Mithilfe der Firma Siemens & Halske möglich gemacht, die Ventilpatentrechte der Firma Lang käuflich erwerben zu können.

Fast hätten die neunziger Jahre dem weitsichtigen Hörbiger eine besondere Märtyrerkrone für die Folgezeit aufs Haupt gesetzt, wäre er nicht durch seine Ventilerfindung und das Aufdämmern des Welteises in schließlich andere Bahnen geworfen worden. Schon Jahre zuvor war ihm das Schicksal des Flugzeugkonstrukteurs Kreß (damals noch eine von aller Welt verspottete Sache) bekannt geworden. Die Konstruktion einer Flugmaschine bewegte ihn Jahre hindurch und führte endlich mit Unterstützung der Ingenieure Molnar und Rogler zur „Erfindung einer Flugmaschine, bei welcher der Rumpf und die großen, zur Quer- und Längsachse desselben angenähert parallelen Tragsegel ein starres Ganzes bilden." So einleitend zu lesen in der siebzehn Druckseiten und drei konstruktive Tafeln füllenden, am 18. November 1898 ausgegebenen, Patentschrift (Nr. 100398, Klasse 77b, Sport) des Kaiserlichen Patentamtes.

Zu dieser, vom 14. Mai 1896 an im deutschen Reiche für patentiert geltenden, Flugmaschinenkonstruktion möge Hörbiger (aus einem Schreiben vom 30. 9. 18 an den damals abgestürzten Fliegerleutnant Valier) selbst zu Worte kommen: „Als wir (Molnar, Rogler und meine Wenigkeit) unser D. R. P. hatten, schien mir zunächst die Beschaffung der notwendigen zweihunderttausend Kronen für den ersten Probeapparat mit allem Zubehör (Lebensversicherung für Weib und Kinder, eigene Altersversicherung usw.) eine Kleinigkeit und machte ich mich sofort auf die Probeflugpläne am Neusiedlersee. Denn daß wir zunächst ein paar dutzendmal abstürzen würden, schien mir sicher. Daher also ein Katapult am Ufer gedacht für den Anlauf und für die Ansammlung von lebendiger Kraft in der Flugzeugmasse, ähnlich wie es dann die Wrights gemacht hatten. Und Probeflug nur über Wasser!! Und zwar ausgeführt von nervenstarken Dauerschwimmern und Zirkusluftturnern, die sich vom Apparat in der Luft sofort loslösen können, wenn die Sache so weit schief gehen sollte, daß ein Gleitsturz nicht mehr erreichbar sein sollte. Anfangs natürlich ein paar solche absichtliche Absprünge aus geringer Höhe, zur Übung von Leib und Geist! Und dann immer höher, höher!

Aber damit hatten wir uns zu früh auf den Erlös des Bärenfelles gefreut. Herr Ingenieur Collmann, der sonst auf mein Urteil große Stücke zu halten pflegte, sprach dem Fliegen jedwede Zukunft ab. Höchstens wie man etwa heute rodelt, werde man einmal von Hügeln im Gleitflug herabschweben! Das deutsche Kriegsministerium schien uns auch für total verrückt zu halten, als wir durch das Budapester Deutsche Konsulat unsere Eingabe machten. Und ähnlich ging es uns bei Krupp, obwohl die Germaniawerft in Kiel und das Essener Kruppwerk mit uns Gebläse und Kompressoren bauten. In Österreich hatten wir gar nicht erst angefragt, denn da wird jede neue Sache erst dann gewürdigt, wenn im Auslande schon die Sperlinge darüber zwitschern. Nachdem ich damals aber gerade meine Gebläsesache in Gang gebracht hatte, war mir doch der gebratene Sperling in der Hand noch lieber, als der schönste Goldfasan am Dache. Auch hatte gerade damals das Anfangsstadium der glazialkosmogonischen Gedankenfolge meine Nerven in Vibration gebracht, so daß ich mir viel mehr Sorgen, Enttäuschungen, Aufregungen und Ärger mit den Dickhäutern in diesem Vabanquespiel ohne materielle Rückendeckung nicht mehr zumuten durfte.

Und ich danke heute wirklich Gott innigst dafür, daß er doch wenigstens diesen bitteren Kelch an mir vorübergehen ließ, ohne daß ich davon noch mehr nippen mußte, als ich's ohnehin tat. Molnar und Rogler hatten mir schon den Gerichtsvollzieher auf den Hals gehetzt, weil ich die Sache einem ganz unfähigen Patentanwalt in Budapest aus den Händen genommen hatte, um dieselbe mit neuen Zeichnungen und Beschreibungen beim deutschen Patentamt um so sicherer durchdrücken zu können. Und beim österreichischen Patentamte hatte ich aus eigenem schon vierhundert Kronen zugesetzt, zu einer Zeit, wo ich noch gar keine Ersparnisse hatte, sondern bei Lang sogar schon ein wenig in der Kreideformation diluvial eingebettet saß. Doch dies alles nur zur Erheiterung am Schmerzensbette." In der Geschichte der Entwicklung des Flugwesens dürfte auch die längst vergessene Patentschrift noch einmal zu Ehren kommen.

Verhältnismäßig rasch gelangt die Budapester Firma zur Blüte und wirft sich u. a. auch auf die Konstruktion von Wasserwerks- und rasch laufenden Grubenpumpen. Bereits 1902 gelangt der erste größere Bergwerks-Verbund-Kompressor in Betrieb. Im gleichen Jahre wird die Wiener Rohrpostzentrale von Siemens & Halske mit Kompressor- und Luftpumpenmaschinen nach Konstruktionsentwürfen Hörbigers beliefert. Schon damals findet sich das Hörbigerventil in der „Hütte", dem weltbekannten Ingenieur-Jahrbuch, aufgeführt, „ein Erfolg, der" (schreibt Hörbiger einmal 1902) „mich vor einigen Jahren noch trunken gemacht hätte, mich heute aber nur noch nüchterner macht". 1903 übersiedelt die Firma nach Wien und etabliert sich in der im dreizehnten Bezirk gelegenen Hadikgasse (Nr. 58, bzw. ab 1906 Nr. 20). Die mehr und mehr gesam-

melten Erfahrungen führen 1906 zu einem verbesserten Kompressor- und Gebläseventil (Patent Rogler-Hörbiger).

Es häufen sich die vertragsmäßigen Lizenzverhältnisse mit so und so vielen Maschinenfabriken, u. a. erweist sich die Zusammenarbeit mit der Dinglerschen Maschinenfabrik in Zweibrücken (Rheinpfalz) äußerst fruchtbar. Erfindungen und Konstruktionen der weiteren Jahre sind so glücklich, daß die Firma bisweilen kaum die Aufträge bewältigen kann, niemals zu inserieren braucht und sich in einschlägigen Berg- und Hüttenkreisen besten und bekannten Rufes erfreut. Bald werden Fabriken mit Konstruktionen der patentierten Ventile, bald mit solchen von Kompressor- und Gebläseregelungen, von vollständigen Gebläsekompressoren, Pumpenzylindern und Gebläseanlagen oder mit Werkstattzeichnungen beliefert. Schon 1913 wird erwogen, das gesamte Konstruktionsbüro mit seinem wertvollen Zeichnungsarchiv an jüngere, unverbrauchte Kräfte unter Wahrung einer Beteiligung am Reingewinn zu verkaufen und nur noch in ausnahmsweise wichtigen Fällen selbst mitzuarbeiten. Ließen sich doch über vierzig erstklassige Maschinenfabriken als Lizenznehmer verzeichnen, in fast allen europäischen Staaten liefen Hörbigergebläse, Japan und Amerika benutzten seine Ventile, und auf Java und in Südamerika arbeiteten von Hörbiger konstruierte Kompressoren.

Der Gedanke einer Geschäftsaufgabe ist in erster Linie von dem Wunsche diktiert, von nun an ungestört seinen wissenschaftlichen Neigungen leben zu können, zumal der Verfolg und der weitere Ausbau der inzwischen bekannt gewordenen Welteislehre seine ganze Kraft erfordern. Wiederum steht ihm ein durch eigene Arbeit erworbenes Privatvermögen von rund fünfhunderttausend Goldkronen zur Seite, und man kann es getrost wagen, sich auf sein inzwischen in Mauer bei Wien erworbenes Landhaus zurückzuziehen. Kaum ist aber dieser Schritt getan, bricht der Krieg mit Ungestüm herein, vereitelt die Geschäftsaufgabe, legt die ganzen Beziehungen zum Ausland brach und stört gewaltig den bis dahin in unvermindertem Aufstieg befindlichen Geschäftsgang. Sein Vermögen opfert Hörbiger fast vollständig den Kriegsanleihen, ohne späterhin eine irgendwie nennenswerte Entschädigung dafür zu erhalten. Mehr und mehr machen sich die Nachteile des nicht enden wollenden Krieges bemerkbar. Das Jahr 1916 wirft seinen Kompagnon Rogler aufs Krankenlager, von dem dieser sich nicht mehr völlig erholen soll. Abermals ruft das Leben, denn Hörbiger ist ganz auf sich allein gestellt und muß versuchen zu retten, was zu retten ist.

Der unglückliche Ausgang des Krieges, verbunden mit den sonderlich einschneidenden Revolutionswirren in Österreich, lassen Hörbiger schon 1919 erkennen, so gut wie von vorne beginnen zu müssen, um wieder zu einem sich rentabel gestaltenden Geschäftsgang und entsprechendem Wohlstand zu gelangen. Mehr als sein Landhaus ist ihm eigentlich nicht verblieben. Aber noch einmal drängen die wirtschaftlichen Verhältnisse fast zur Katastrophe hin. Das Gespenst der Inflation geht in den weiteren Jahren um, wirft alle Kalkulationen, alle voraus erwogenen Berechnungen über den Haufen, und um 1924 steht Hörbiger nahezu vor dem Nichts. Daß er es von da an (nach einer verunglückten Vergesellschaftung) wieder vermocht hat, den Ruf seiner Firma gewaltig zu heben, unter Hineinbezug seiner beiden ältesten Söhne und einer tüchtigen kaufmännischen Kraft zu einem Aufstieg zu gelangen, zeugt erneut von seinem ungebrochenen Mut und seiner Schaffenskraft.

Es hätte schon einen eigenen Reiz, gerade diese letzten Jahre einer wieder erblühenden und vordem weltbekannten Firma eingehender zu behandeln. Doch darf ich mich hier nicht allzusehr zersplittern und muß vor allen Dingen die größere Straße Hörbigers im Auge behalten, die zu begehen ihn das Schicksal seit 1894 bestimmte.

Noch nachzuholen ist, daß die Firma schon 1916 ebenfalls nach Mauer verlegt wurde, der anmutigen südwestlich Wiens am Lainzer Tiergarten gelegenen Marktgemeinde, die u. a. schon eine Hörbigergasse kennt, und in welcher sich gegenwärtig unser Schicksalsheld einigermaßen weltabgeschieden in arbeitsreichem Dasein ergeht. Wo die Ausläufer des Wiener Waldes sich verlieren und rebenbestandene Hänge alljährlich den Mauerer Heurigen spenden, steht hochgelegen, von Tannen beschattet und großem Obstgarten begleitet, sein bescheidenes Landhaus. So recht geeignet, die klare Wald- und Bergluft unabänderlich zu genießen, fern dem Verkehr und fern dem Großstadtstaub. Nur ein Fernblick vom Söller erinnert an das unweit sich abspielende Großstadtleben, während hier die Ruhe umgeht und der Bergwind gesundheitsstärkend weht.

Nahe der anspruchslosen Kirche Mauers liegt in der Hauptstraße das heute annähernd zwanzig Köpfe beschäftigende technische Büro, während das „Hörbigerinstitut", ein Wirklichkeit gewordener Lieblingsgedanke Hörbigers, unweit davon seine bescheidenen Räume breitet. Was darüber zu berichten ist, kann erst auf späteren Seiten ausgesprochen werden, sobald erzählt worden ist, in welch begnadete Gefilde der Welterkenntnis das glückliche Auge Hörbigers zu schauen berufen ward.

Zweites Buch

Himmlische Schau

Dem Alltag fern

Wer kennt sie nicht, diese sonnigen Stunden der Erbauung, die wie eine heilige Zugabe das oft schnöde Alltagsleben begleiten? Stunden, die in der Jugend noch mehr oder minder in den Vordergrund treten, dann aber mehr und mehr zugedeckt werden, weil der Kampf des Lebens zu übermächtig ist. Der eine schöpft diese Erbauung aus, wo die Natur selbst immer wieder in ihrer ganzen urgewaltigen Größe und dem feinen Zauber ihrer vielfältig verschlungenen Werke zu uns spricht. Er wird zum Sammler von Pflanze, Tier oder Mineral und reiht seiner Naturliebe Naturerkenntnis zu. Ein anderer liebt die verfängliche Straße, die die Herrschaft des Menschen über ungebändigte Kräfte der Natur kundgibt. Er wird zum Bastler, und Nachdenklichkeit über technische Probleme füllt seine freien Stunden aus. Aber beiden gemeinsam ist ein gewisser Bildungsdrang und das Bedürfnis, in Buchwerken zu blättern, die dem Gegenstand der besonderen Neigung nahestehen.

Bei Hörbiger ergänzen sich recht eigentlich beide Zweige des alltagsentrückten Genießens zur glücklichen Bindung. War der Weg zur Technik auch sein notwendig zu wählender Brotberuf gewesen, er war in jungen Jahren schon immer wieder von dieser Technik begeistert und stand somit auch als Berufsmensch wiederholt im Erleben dessen, was ein Arbeitstag aufgegeben. Nur wenn die berufliche Tätigkeit allzusehr mit den nicht ausbleibenden Begleitumständen des Ärgers und der Aufregung verbunden war, kam er wieder mehr auf seine naturforschlichen Liebhabereien zurück, die er auch sonst nie ganz vernachlässigte. Sie sind das Entspannende und das Erholende seines Lebens, bis zu den Tagen, da diese Erholung nun ihrerseits zu stärksten Erlebnissen und aufwühlendsten Stunden wird. Der Beruf wird sozusagen in den Hintergrund gedrängt, ist nurmehr da, um wirtschaftlich durchzustehen, und beginnt trotz allem Erfolg an Erfolg zu reihen.

Man hat mit diesem eigenartigen Glücksumstand zugleich einen Grad-messer für die allzeit mit bewunderungswürdiger Arbeitskraft gespeisten

Lebenstage Hörbigers. Er könnte auch von sich sagen, niemals Zeit gehabt zu haben, um müde zu sein. Gewiß lauerte das gefährliche Gespenst der Überarbeitung mehrmals auf eine Siegeschance, aber er wußte sich immer wieder zu überwinden und diesem Gespenst ohne ernstliche Nachwirkungen aus dem Wege zu gehen. Es stak zuviel gesundes Bauernblut in ihm und die in der Bergwelt genossene Kindheit und frühe Jugend ließ sich in ihren Segnungen für später nicht verleugnen.

Ein echter kleiner Naturforscher war schon der Bub gewesen. Auch ihn lockte der Falter, der farbenschön und trunken von Blüte zu Blüte segelt, ihn fesselte zugleich aber auch das heimliche Werden dieser lebendigen Blumenkinder. So darf Hörbiger wohl von sich sagen, einmal ein tüchtiger Schmetterlingssammler gewesen zu sein, der nicht einfängt und sammelt, um die Natur eines Kleinodes zu berauben, sondern der gewissenhaft seine Liebhaberei betreibt, der die Tiere fein säuberlich aufspannt, auf Vervollständigung einer örtlichen Fauna sieht und alles fein säuberlich etikettiert und mit entsprechenden Namen belegt. Leider ist heute nichts mehr von dieser Sammeltätigkeit erhalten und die einst verständig gefüllten Schmetterlingskästen sind verschollen. Auch das Herbarium ist längst zerfallen, das Hörbiger in ganz jungen Jahren angelegt und darin seltene Pflanzen der Gebirgs- und Pußtenwelt bewahrt hatte.

Feiertage seines jungen Lebens waren allenthalben immer die Zeiten, da ihm gegönnt war, sich ganz in die Natur hineinzuleben, da er halbentblößt und barfüßig die Fluren durchstreifte und Nächte hindurch im Freien schlief. Dann vernahm er all die seltenen Stimmen und Stimmchen, die nächtig ihr Dasein verraten, hörte einen Wasserlauf ein Stückchen Ewigkeit murmeln oder vernahm das Rauschen des Windes wie heimliches Harfenspiel. Und dort in der Pußta, wo Sommerhitze und Dürre den Baumwuchs niederkämpft, und gerade noch die Grasflur zur endlos gestalteten Weite übrig bleibt, da hat er vielfach seine heimlichen Streifzüge unternommen, die mildverträumte Schwere der Landschaft in sich hineingesogen, die den unglücklichen Dichter der Schilflieder so manche wundersame Weise ersinnen ließ. Die leise Phase der Schwermut selbst, an der im Grunde jede empfängliche Jugend einmal leidet und zu dichterischen Gipfeln zu klettern versucht, war ihm kaum gegeben. Zuviel Naturkind war er selbst, um seine Naturverbundenheit an Tiefen des Herzens irgendeinmal verbluten zu lassen.

Recht eigentlich der gestirnte Himmel hatte es ihm stets angetan, als Kind, als Jüngling, als Mann. Am liebsten war es ihm, wenn seine nächtliche Lagerstätte möglichst unter freiem Himmel errichtet ward und er im Anblick der Sterne versunken schließlich die Ruhe fand. Schon im Gailtal, in gesegneten Kinderjahren, war das so gewesen. Gar oft spähte

das Kind zur späten Abendstunde zu diesen ewigen Leuchten des Himmels empor. Sie einmal in ihrer Gesamtheit zu erfassen, war lange ein frommer Wunsch geblieben, denn die flankierenden Berge verboten eine Ganzschau der Sternenwelt. Und welches Glück, als diese Sehnsucht nun doch einmal gestillt wurde. Den „Tischler-Simon" durfte er begleiten, der wie viele andere seines Ortes als „Jauken-Geher" vom Erzreichtum des Jauken sammelte, bzw. zum Abtransport der metallischen Schätze sich verdingt hatte. Hatten sich doch an den Hängen des über zweitausend Meter hohen Bergmassivs ansonsten alle möglichen Überreste vom Handwerkszeug und vom Kunstgewerbe des Menschen aus alten Tagen her wahllos angehäuft. Von Leuten der Hallstadter Periode an bis auf die Zeiten der Völkerwanderung herab. Aber der aufgeweckte Bub fühlte andere Wünsche als nach Schätzen aus Vortagen zu greifen. Den ganzen Himmel galt es nun endlich einmal zu sehen.

Noch heute spricht Hörbiger mit einigem Entzücken von diesen Jaukenabenden und Jaukennächten, von diesen wundertiefen Stunden, da es ihm gestattet war, den „Jaukenschneid" zu besteigen und dann in seliger Trunkenheit heimliche Zwiesprache mit der Sternenwelt zu halten. Stundenlang gab er sich der Beobachtung des gestirnten Himmels hin, sah in verklärter Reinheit das Zauberband der Milchstraße schimmern, Sternschnuppen aufleuchten und konnte nicht so recht von der Vorstellung loskommen, als müßte dieses duftzarte Milchstraßengewölk irgendwie mittelbar nahe der Erde stehen. Und selbst ein noch vorläufig ganz unzulänglicher Gedanke drängt sich auf. Als Märchen etwa, das aber wert war, in kindlicher Phantasie gesponnen zu werden. Ähnlich den nordwärts schimmernden Schneefeldern der hohen Tauern, die sich im Zauber der Nacht dem Auge wie fein verschwimmendes Eisgewölk erschlossen, hob sich ja auch diese Milchstraße am Himmel ab. Aber Eis in Himmelsfernen? Ganz zu Ende wurde dies Märchen ja nicht geführt. Und daß es zwei Dutzend Jahre später zur Erkenntnis einer Wirklichkeit sich klären sollte — das alles schlief damals ganz verborgen noch im Innern des schauenden Kindes. Wer aber möchte sagen können, ob nicht die stille Sehnsucht dieser Kindheitstage nach himmlischer Schau schon tatsächlich mehr verbürgte als nur eben das Geschaute glücksempfindend auszukosten?

Das wußte schon das Kind oder ließ es sich erzählen, daß es gelehrte Leute gibt, die uns berichten, wie es in Wirklichkeit in dieser Himmelswelt beschaffen sei. Aber es ahnte nicht, daß sich bei ihm selbst schon ein Keim dessen zu regen begann, was später mit unwiderstehlicher Gewalt zum Lichte drängte, ganze Weltanschauungen über den Haufen werfend, ganze große Gebiete der Naturwissenschaften revolutionierend, der Kultur als solcher eine neue Fährte weisend und den Zwiespalt zwischen

Glauben und Wissen überwindend. Ahnte nicht, daß kommende Jahre hinreichen sollten, den Gott der Kindheit, von dem eine fromme Mutter gar viel erzählte, erst verlieren, um ihn dann wieder entdecken zu müssen! Und ahnte letzten Endes auch wiederum nicht, daß Technik und liebhaberische Naturschau sich erst verbinden mußten, um das Werk zu zeitigen, das jetzt Tausende begeistert und weitere Tausende mit vorläufigem Schrecken befällt.

Vielleicht gibt es ein noch unausgesprochenes Gesetz, daß gottbegnadete Sehergaben des Erwachsenen schon aus Erscheinungen während der Kindheit herleiten läßt. Mit welch großen seelischen Erschütterungen der Mann zu kämpfen hatte, werden wir noch hören. Wenn das Kind schon seltsame Wachträume zeigte, sich nachts im Bette aufrichtete und bitterlich zu weinen begann, so könnten dies vorgreifende Anzeichen für spätere Höhenerlebnisse sein. „Natürlich mußte ich Mutti am Tage erzählen, was mich denn gar so sehr erschreckt. Ich erzählte zwar unter Lachen, aber dennoch mit einem gewissen Schauder. Es war nämlich immer wieder dasselbe grauenhafte Gesicht! Und zwar ein so lebhaftes Gesicht, daß mich auch alles Rütteln und Schmeicheln nicht ganz wach kriegen konnte. Und dennoch mußte ich wach gewesen sein, da ich doch alles hörte und verstand, was Mutti an Tröstungen aufwandte. Als ich nämlich in die Jahre kam, um das Gesicht besser schildern zu können, da konnte sich Mutti schon in meinen Schrecken hineindenken, daher auch ihr: ‚Es ist ja nichts, du träumst ja nur!' Da war nämlich jedesmal ein sehr hoher Maibaum, jedoch ohne ‚Buschen' am Wipfel. Und immer schwindelte mir ob der Angst, daß ich das Gleichgewicht verliere und hinabstürze. Und unten war immer viel Volkes, darunter auch Mutti, deren tröstliches Zureden somit aus der Tiefe kam. Man wollte mich retten und konnte nicht. Ich fühlte mich verdammt für immer da oben zu bleiben, da ich ja auch nicht hinab konnte." Ein Gleichnis? Ein Präludium für den Gereifteren, der stets einsam auf schwindelnder Höhe wandelt? Es darf genügen, diese Frage wenigstens auszusprechen.

Bergluft und Sternennacht, unvergleichliche Liebe zu allem, was da kreucht und fleucht, und sinniges Versenken in alle Wunder der Natur waren die vorbereitenden Begleiter für die schließliche Erfüllung des Vereinsamtseins. Von irgendwie tollen Jugendstreichen zu reden, wäre bei Hörbiger am wenigsten angebracht. Sobald man an die Gespräche denkt, die schon der Zwölfjährige mit seinem Urgroßvater über Natur und Welt geführt hat oder sobald man sich vor Augen hält, mit welchem Wissensdurst sich schon der Verseczer Realschüler um naturforschliche und vor allen Dingen astromonische Kenntnisse bewirbt, so gewinnt man die Überzeugung, daß ein im gewissen Sinne frühreifer Mensch schon frühzeitig ein feinabgestimmtes Insichgekehrtsein verrät. Und das ändert sich

auch in den nächstfolgenden Jahren nicht. Rein blieb die Seele und rein das Empfinden für alles Gute umher, und ein empfänglich Gemüt, gepaart mit seltener Güte, reicht diesen Eigenschaften die Hand zum Bunde. An Torheiten der Jugend hat sich der junge Hörbiger niemals verschwendet und für ausgemachte Sensation hatte er, der später so sensationsreich erscheinen sollte, niemals etwas übrig.

Still in sich versunken betrieb schon der Junge seine mit harmlosen Naturstudien ausgefüllte Freizeit, verdarb sich nicht an allzu fadenscheiniger Lektüre und konnte sich beispielsweise für allzuseichte Romankost niemals begeistern. Auch er hat den Robinson gelesen und manch heiße Stunde darüber gesessen. Dann waren es Jules Vernes hinreißende Spaziergänge ins All, die sich heute zum Teil schon verwirklicht haben und zu einem weiteren Teil noch verwirklichen werden. Ein Buch, das auf den Siebzehnjährigen nachhaltig wirkte, war Scheffels Ekkehard gewesen, dieses ewig schöne Hohelied von edler Minne, vornehmer Tugend und geharnischter Pflicht. Und wenige Jahre später sind es Spielhagens „Problematische Naturen", die mit seltener Stärke über dem Stoffe stehend verfolgt wurden. Von ihm, der späterhin der Welt wiederum so problematisch erscheinen soll, ohne sich selbst jemals als Problem zu betrachten! Allenfalls in jenen Zeiten, da er vor dem Gespött von anderen versucht wird, die Grenzen von Genie und Wahnsinn zu studieren.

Zwei kleine Vorfälle geben sinnige Beispiele dafür, mit welcher Zeitentrücktheit und Weltabgekehrtheit Hörbiger bisweilen der Sternbeobachtung huldigte. Während der Wiener Zeit als Hörer des Maschinenfaches hantierte er höchst eigenartig mit einer Art Diebslaterne und einer Sternkarte bewaffnet auf einer Praterwiese herum. Der bisweilen aufflackernde Schein ist schon höchst verdächtig und ein sich heranschleichender Polizist glaubt einen guten Fang zu machen. „Es war mein Glück, daß ich meine Dietriche nicht bei mir hatte, er hätte mich anders sicher mitgenommen." Und während der Soldatenzeit in Budapest glaubt das Auge des Gesetzes einen Lebensmüden an seine Pflicht zum Leben erinnern zu sollen. An einem mondlosen Oktoberabend im Lampenschatten eines Postamentes der Margarethenbrücke mit der Sternkarte versteckt, packt plötzlich eine Hand zu, um den vermeintlich in den Donaustrom Springenden gerade noch zu retten. Denn daß man als Soldat des Nachts mit Hilfe einer Sternkarte den Himmel sondiert, hat der wachsame Hüter des Staates grundsätzlich nicht begreifen und sein Mitleid mit dem nicht ganz Normalen auch nicht unterdrücken können.

Im Herbst 1881 wird der erste bescheidene Berufsverdienst eingestrichen und schon werden einige Naturgeschichtswerke erworben, darunter Gustav Adolph Jahns „Katechismus der Astronomie". Auf vierhundertvierzig den Himmel, die Erde und den Kalender angehende Fragen wer-

den hierin entsprechende Antworten erteilt. Hörbiger hat dies Buch mehrmals gelesen, reichlich mit Randbemerkungen und Randzeichnungen versehen und hält es noch heute wie ein kleines halbjahrhundert altes Heiligtum inmitten seiner reichen Bibliothek verwahrt. Ein späterhin von ihm gegenüber den Mondbildnissen eingeklebtes Druckbild, Erde, Mars und Mond im Sinne der Glazialkosmogonie erörternd, trägt die bezeichnende Überschrift: „Eine Gegenreformation". Und ein ursprünglich von ihm überlesener Vorwortsatz wird rund vierzehn Jahre später dick unterstrichen, daß nämlich der Geist den Menschen die geistige Kraft erahne, die das All durchdringt und den Verlauf der Dinge beherrscht. Denn damals in den neunziger Jahren vollzog sich die Wandlung zum wieder Gottergebenen nach langen Jahren gewisser Abgestumpftheit in religiösen Dingen.

Noch andere dieser „Illustrierten Katechismen" werden vermerkt und zum Teil auch erworben. Allein die Hervorkehrung der Titel genügt, um zu erkennen, auf welchen Geleisen sich das Denken Hörbigers frühzeitig bewegte. Es sind darunter eine Chemie, Geologie, Geographie, Botanik, Meteorologie, Kalenderkunde und Mechanik, aber auch eine Ästhetik, Philosophie und Mythologie, eine Kompositionslehre und Literaturgeschichte, eine Gedächtnis-, Nivellier-, Rede- und Turnkunst. Mit seltener Klarheit finden sich ständig wieder Naturwissenschaft und Technik beieinander, und daß Hörbiger auf seinem eigentlichen Berufsgebiet manch nützliches Fachwerk studierte, sei nur gerade erwähnt.

Sobald nach den ersten achtziger Jahren der junge Mann eine vorübergehend etwas eingeschränkt gewesene Bewegungsfreiheit erhält und in Brünn ein anspruchsloses Heim mit seiner kleinen Familie bezieht, werden vornehmlich wieder astronomische und geologische Heimstudien aufgenommen. W. Valentiners „Astronomische Bilder" geben eine dankbare Lektüre ab und Hörbiger wird auch gedrängt, dem Verfasser sich mitzuteilen, der als bescheidener Gelehrter an der ebenso bescheidenen kleinen Sternwarte zu Karlsruhe in Baden wirkt. Damals 1886 erscheint gerade die siebente Auflage der großen Littrowschen gemeinfaßlichen Darstellung des Weltsystems, die unter dem Titel „Wunder des Himmels" sich hinreichender Wertschätzung erfreut. Die Überarbeitung dieser Auflage hatte just jener Edmund Weiß als Direktor der Wiener Universitätssternwarte unternommen, den Hörbiger neun Jahre später vergeblich um Gehör für seine umstürzenden Anschauungen bat. Dieses nahezu dreizehnhundert Seiten starke Werk, das letzten Endes alles streift, was theoretische, beschreibende und beobachtende Astronomie, sowie die Gesetze der himmlischen Bewegungen angeht, wird nicht nur gekauft und gelesen, sondern Jahre hindurch immer wieder erneut aufgeschlagen und gründlichst studiert. Einige himmelsmechanische Probleme darin werden in Kol-

legenkreisen mehrfach diskutiert. Ohne Zweifel hat gerade dieses Buch entscheidenden Einfluß auf Hörbiger ausgeübt und ihn auch frühzeitig zur kritischen Stellungnahme gegenüber verschiedenen Behauptungen in kosmogonischen Dingen gedrängt.

Schon im Herbst 1887 waren „zwei Bücherkästen da und auch ziemlich gut besetzt gegen ratenweise Abzahlung. Vornehmlich für Astronomie und Geologie hatte ich mich für die Winterabende weitestgehend ausgerüstet, und zwar nicht zur Zufriedenheit meiner Frau, die gerne schuldenfrei geblieben wäre. Es handelte sich aber durchweg um Bücher, nach denen es mich schon in der Studienzeit gelüstet hatte, nachdem sie in den verschiedenen Bibliotheken schon einmal aufgestöbert waren. Natürlich hatte ich mir auch die dringendsten Klassiker angeschafft und eine Serie der damals modern gewesenen Romane zu dem Zwecke, um meine Frau zu besänftigen." Sehr launig weiß Hörbiger nach nunmehr rund vierzig Jahren über so manche harmlosen Zwistigkeiten zu berichten, die sich infolge allzu reicher Bibliotheksanschaffungen mehrmals wiederholten. Wie hätte damals eine sorgende junge Frau auch nur ahnen sollen, wozu dies alles gut gewesen! Hörbiger selbst wußte es ja auch nicht, wenn auch der ständige Drang, sich naturwissenschaftlich weiterzubilden, manchmal schon auffallend genug erscheint.

„Mit dreizehn Jahren", hören wir ihn einmal 1915 sagen, „trug ich zur Sommernachtszeit mein Bettzeug verstohlen in den Garten aufs frische Heu, um im Anblicke der Milchstraße, dieses später als oberstes Rätsel des Kosmos erkannten Phänomens, einzuschlafen und um nachmitternachts nachsehen zu können, ob sich dieses unheimliche, scheinbar einen zarten irdischen Wolkenring bildende Lichtband auch wirklich mit den übrigen Sternen weitergedreht hat! Mit dreißig Jahren durfte ich mich damit brüsten, sämtliche quälenden Rätsel der Astrophysik zu kennen, ohne in der zu solchem Selbststudium zusammengeschleppten Literatur eine befriedigende einheitliche Erklärung des Ganzen gefunden zu haben. Mit vierunddreißig Jahren machte ich die glazialkosmogonische Schlüsselentdeckung am Monde mittels eines scharfen Teleskopes, für welches mir Baron Rothschild heute eine runde Million bieten darf, um es dem technischen Museum zu stiften." Überheblichkeit spricht keineswegs aus dieser Bemerkung, sondern sie gibt am nachhaltigsten der Vorstellung Raum, in welch entscheidendes Stadium seines Schicksals Hörbiger 1894 zu treten gezwungen war.

In vieler Hinsicht wohl vorbereitet für diese Entdeckung, sollte sie in einem Augenblick geschehen, da Alltagsferne die harte Fron des Berufslebens zu erleichtern sucht.

Die Entdeckung

Budapest 1894. Ein milder Septembertag, etwa zur Neumondzeit, ist dem Verdämmern nahe. Der durch seine berufliche Tätigkeit etwas verstimmte Hörbiger weilt nach Feierabend bei den Seinen, gegenüber der Langschen Fabrik in der äußeren Waitznerstraße. Er spricht wenig an diesem Abend und zieht sich bald in seinen dem Hofe zu gelegenen Wohnraum zurück.

Bald ruht das dunkle Auge der Nacht wie ein versöhnender Ausklang über Sorge und Mühsal des Tages. Stern um Stern blinkt auf. Und während die Lockungen der nächtlichen Großstadt zur zweifelhaften Erholung rufen, entsinnt sich dagegen Hörbiger, nun schon einige Jahre hindurch den Himmel etwas vernachlässigt zu haben. Greift zu seinem bescheidenen kleinen Zweizöller, stellt ihn am Fenstergesimse auf und späht durch ihn in die ruhlos befragten Urtiefen des Alls. Denn dort, wo die Silberspur der Sterne zur Fährte des Unendlichen wird, wo höchste Geheimnisse thronen und das Sinnen des Menschen zur Andacht wandeln, dort vergißt man leichter die Sorge des Augenblicks und fühlt sich selbst als Wunder, das kein Stachel des Alltags verletzen kann.

Sternhaufen und kosmische Nebel fesseln das Auge, bis der Mond sozusagen störend den Blick verbaut, und unwillkürlich zur Beobachtung seiner rätselhaften Oberfläche zwingt. Denn rätselhaft war diese nächste Nachbarwelt der Erde trotz aller ergiebigen Beschäftigung mit ihr dennoch geblieben. Daß diese Mondberge und Mondkrater, Ringgebirge und Rillen, diese Wallebenen und dunkelgetönten Niederungen (Mareebenen) nicht ähnlichen Gestaltungen der Erdoberfläche gleichzusetzen sind, und dementsprechend auch nicht an irgendwie irdisch geartete Entwicklungswege knüpfen, war allenthalben zugegeben. An Deutungen zur Bildungsgeschichte des Erdtrabanten fehlte es keineswegs, doch war auch hiervor immer wieder ein großes Fragezeichen stehengeblieben.

Im großen und ganzen sind Hörbiger die vergeblich gebliebenen Bemühungen um eine Entzifferung der Mondhieroglyphen wohl bekannt.

Er erinnert sich, wie insbesondere jene die Mondoberfläche strahlenförmig überziehenden Gebilde den Himmelsforschern völlig schleierhaft geblieben sind. Er überdenkt die ganze Fülle der um den Mond sich scharenden Merkwürdigkeiten, die ungeheure Ausdehnung einzelner Ringebenen, das Wunder der Mondmare, das Wesen der Schwankung (Libration) des Erdbegleiters, die auffallenden Verfärbungen bestimmter Wallebenen und anderes mehr.. Daß die zuständige Forschung hier überall nur ungenügend antwortet, wußte er schon längst.

Doch das Antlitz des Mondes hatte ihn trotz allem nie recht gefangen genommen. Was darüber vermutet oder ausgesprochen worden war, hatte er seinem Wissensschatze einverleibt, ohne sich viel Kopfzerbrechen zu machen. Jetzt fesselt ihn der Mond ganz ungesucht um so mehr. Einem unwiderstehlichen Drang nach Klärung seiner Geheimnisse ist er verfallen. Schon in dieser ersten Septembernacht findet er kaum Schlaf, kehrt wiederholt zum Rohr zurück, nachdem er das Beobachten bereits eingestellt hatte. So war er wirklich auf „andere Gedanken" als Ausgleich für berufliche Verstimmung gekommen! Aber noch ahnt er nicht, daß ihm dieses selbe Jahr 1894 neben seiner grundlegend technischen Erfindung alsbald eine Entdeckung schenken soll, die ihn vor Freude und Schreck fast lähmend zu Boden wirft. Eine Entdeckung, die wohl der Mond verschuldet, die aber nicht beim Monde stehenbleibt, sondern in ihren letzten Folgerungen jeden nach Höhenwerten strebenden Menschen einfach erschüttern und beglücken muß.

Dies Zugeständnis mag als schlechter Scherz erscheinen, sofern ich anfänglich über Hörbigers Mondentzifferung als solche zu berichten habe. Nacht um Nacht weilt er in der Folge hinter dem kleinen Rohr. Unsere verfängliche Leuchte der Nacht gibt ihn nicht mehr frei! Darüber ist es Ende September geworden. Der zunehmende Mond hat das erste Viertel bereits überschritten und steht als nahezu erreichte Vollscheibe am Firmament. Eine dieser Nächte spendet nun Hörbiger den für sein Gefühl einzig wahren Schlüssel zum Weltgeschehen! Ich glaube das bessere Teil erwählt zu haben, wenn ich möglichst leidenschaftslos und annähernd wortgetreu wiedergebe, was mir Hörbiger selbst über diese für ihn denkwürdige Herbstnacht 1894 und die folgenden Monate ausgeplaudert hat:

„Nach stundenlangem Anstarren der Mondscheibe blitzte plötzlich ein ungeheurer Gedanke auf! Wie ein Keulenschlag traf mich dieser Blitz und siedeheiß lief es mir über den Rücken bis in die Zehenspitzen: Noch kann kein Sterblicher den eigentlichen Mond gesehen haben! Kein einziger! Wir blicken auf einen ungeheuer tiefen, also uferlosen Eisozean! Dieser aber muß einst unter einer mächtigen starren Eiskruste dennoch flüssig gewesen sein! Nur so sind diese eigenartigen Ringformen der Mondoberfläche aus wechselnden Sonnen- und Erdenflutkräften sofort zu erklären!

Aus Öffnungen in dieser starren Kruste mußte das Wasser im Takte der Lunationen (Mondumläufe) aus- und einatmen! Hierdurch verursachte Überflutungen der Mondkruste mußten am äußeren, allenthalben kreisförmig verlaufenden Rande niedergefrieren, bevor noch der Wasseraustritt zum Stillstand kam. Der restliche Teil der ausgetretenen Wassers mußte den Eisgrund ständig etwas vertiefen. Ganz besonders Wargentin (Mondgebirge) meldete sich sofort zu Worte: das austretende Wasser mußte im druckfreien Raume oberflächlich stark verdampfen und sich auch rasch überkrusten. Und da mußte es einmal geschehen sein, daß eine derart schwimmende Eistafel beim Wasserrücktritt gleich einer Saugventilplatte auf die Rückflußöffnung niedergesaugt wurde und somit die ganze Schüsselfüllung erstarren mußte!

Mareflächen dunkeln beim Sonnenhochstande nach, weil der über Mondnacht sich bildende weißliche Reifflor zur Verdunstung kommt. An den Radialstreifen einzelner ‚Neptune' (wie ich die ‚Mondvulkane' als Eisgebilde sinngemäß sofort umgetauft hatte) lag dagegen dieser Reifflor schon so dick, daß ihn auch die hochstehende Sonne nicht mehr auflösen konnte. Aber um so deutlicher treten diese Radialstreifen (als bloße Kontrastwirkung) bei Sonnenhochstand hervor.

Je länger der rhythmisch erfolgende Wasseraustritt währte, um so höher bauten sich die niedergefrorenen, uns als Ringwälle erscheinenden, Beflutungsränder empor. So waren dem unter der Eiskruste des Mondes befindlichen Wasser naturgemäß erhebliche Mengen entzogen worden. Die Eiskruste büßte ihr Schwimmgleichgewicht ein, und um dieses wiederherzustellen, mußte es da und dort zu Krustenniederbrüchen mit entsprechenden Großüberflutungen kommen. Die Kälte ließ alles erstarren. In unseren ‚Mondmaren' haben wir das Produkt derartiger Vorgänge vor Augen.

Nach solchen Marebildungen begann dann das Aus- und Einatmen des Wassers von neuem, teils in den bereits vorhandenen ‚Neptunen', teils aus neuen Öffnungen. So bauten sich in den Neptunen die bekannten ‚Terrassen' ein. Alte Wälle konnten inzwischen radiale Risse erhalten haben, durch die neues Wasser hinausströmen und die Risse zu Schluchten erweitern konnte. Durch solche Schluchten strömte dann bei den folgenden Lunationen auch der Dampf des Füllwassers über das Glacis hinaus, lagerte dort Schicht auf Schicht von Eisstaub ab, eben jene radialen Lichtstreifen erzeugend, denen wie erwähnt die auflösende Kraft der Sonne nicht mehr gewachsen ist." Das waren die ersten, in überstürzend gedrängter Fülle offenbar werdenden Erkenntnisse Hörbigers.

Ein anstürmender Gedanke jagte in dieser aufregenden Septembernacht den andern. Die erkannte Eisnatur des Mondes an Stelle einer toten Lavawelt muß zwangsläufig erheblich weitere Erkenntnisse im Gefolge

haben, die schlechterdings das Gesamtschicksal unseres Sonnenreiches, wie des ganzen Weltalls überhaupt, berühren! Hörbiger ahnt dies sofort, ohne sich noch selbst Rechenschaft über das Ausmaß seiner Entdeckung geben zu können. Etwas Entscheidendes ist ihm erlebnisstark begegnet, für das die Endformel noch fehlt, das aber sein Innerstes um so dämonischer bewegt.

„Es dürfte", fährt Hörbiger fort, „um Mitternacht gewesen sein, als ich zu meiner Frau hinüberschlich ihr zu klagen, soeben ‚unsterblich' geworden zu sein, wiewohl ich mich gar nicht verständlich machen konnte. Wie aber beneidete ich jetzt wieder meine Frau um den gesunden Schlaf und um ihre Sorgen für die Kinder, nachdem uns im April der Storch unser drittes Söhnchen Paul gebracht hatte. Um Schlaf zu finden, versuchte ich es mit einigen Turnübungen und kalten Abreibungen. Doch vergeblich! Ich bestieg mein Rad, fuhr hinaus zum Donaudamm und Stadtwäldchen, besann mich auf meine Berufsarbeiten, und nahm mir vor, tüchtig zu turnen, zu kaltwassern und Zither zu spielen. Mich soll der Mond nicht unterkriegen, so dachte ich und fuhr auf weitem Umwege wieder heim. Schon graute der Morgen und unausgeschlafen versuchte ich mich alsbald in meine technische Arbeit zu stürzen. Aber ich hatte meine Rechnung ohne den Mond gemacht. Nichts wollte gelingen, meine innere Unruhe wuchs mehr und mehr. Ich ließ die Arbeit liegen, eilte ins Ofener Bad und ins Gebirge, schlief dort ein paar Stunden und fand auch in der folgenden Nacht einigen Schlaf, nachdem ich zuvor eine Gewaltradfahrt unternommen hatte."

Der freudige Schreck und das Erahnen einer weltwendenden Perspektive waren es gewesen, die Hörbiger das Wörtchen „unsterblich" sprechen ließen. Das eigene „Ich" war hierbei völlig ausgeschaltet und nichts wäre törichter als hier an eitle Überheblichkeit zu denken. Er konnte gar kein besseres Wort finden, um unvermittelt die Stärke seines inneren Aufgewühltseins zu verraten. Er stellt diesem schicksalsschweren Verrat die Diagnose einer Klage, und deutet damit unbewußt das ganze Martyrium der folgenden Monate und Jahre an. Denn schon in den nächsten Tagen befällt ihn inmitten seiner Konstruktionsarbeit ständig das Mondproblem.

Immer klarer wächst die Überzeugung, daß der Mond schon damals einen Eispanzer trug, als sich sein heutiges Antlitz formte, daß jedoch inzwischen das flüssige Element zwischen Eispanzer und mineralischem Mondkern längst zu Eis erstarrt sein muß. Physikalische und mechanische Gesetzmäßigkeiten, wie wir sie vom Monde und seinem Umlauf um die Erde kennen, stützen diese Überzeugung und erwecken gleichwohl den Verdacht, daß der Mond ursprünglich weder Trabant der Erde war, noch als deren Sohn angesprochen werden darf. Damit verbunden dämmert die

Erkenntnis, daß schon ein denkbar feinstes, den Weltraum gleichmäßig erfüllendes Mittel (der Äther allenfalls) jedem wandernden Weltkörper einen gewissen Widerstand entgegensetzt, daß wiederum ein kleiner Körper diesen bahnhemmenden Widerstand um so merklicher verspürt.

„Solche Gedanken kreuzten unabänderlich mein Hirn und lähmten meine Tätigkeit am Zeichentisch. Auf die Frage des Chefingenieurs nach meinem Befinden erschrak ich gar sehr und merkte erst so recht, daß ich nich' am Teleskop, sondern im Konstruktionsbüro einer Maschinenfabrik sitze. Ich täuschte wohl einiges Wohlbefinden vor, konnte aber nicht verhehlen, daß ich meine Gedanken noch immer nicht so recht auf meine Arbeit konzentrieren kann." Da Hörbiger seit Jahren auf Urlaub verzichtet hatte, und seine Firma Überarbeitung befürchtet, wird alsbald eine Kur auf dem Riesenhof bei Urfahr an der Donau vorgeschlagen. Schon einige Tage später weilt er dort und hofft „einige astronomisch infizierte Kurgäste zu finden, um diesen sein Erlebnis am Monde klagen zu können". Aber niemand will so recht an seine „Mondesabenteuer" glauben, sein Zitherspiel interessiert weit mehr.

Die beiden Ärzte, denen er seine Erlebnisse der letzten Jahre beichtet, raten von seiner Liebhaberbeschäftigung mit astronomischen Dingen geflissentlich ab, zumal es für die Menschheit höchst gleichgültig sei, ob die Erde dereinst den Mond gebar oder sich dieser als ehedem selbständiger Planet bewegte, ob seine Oberfläche vereist oder sonstwie beschaffen sei. „Es war da also nichts zu machen. Ich blieb mit meiner Gedankenlast auch im Riesenhof allein!" Der Versuch, seine astronomischen Befunde und die daraus sich ergebenden Folgerungen schriftlich niederzulegen, wird alsbald durch weitere, entscheidende Überlegungen gestört.

Wenn dieser Mond ehedem als Nachbarplanet des Mars die Sonne umlief und damals schon einen beträchtlichen Eispanzer trug, was war wohl Mars zu jener Zeit und was ist er heute noch?

Ergeben sich da nicht sofort auch die dunklen Linien auf Mars als Randüberflutungen erneut aufbrechender alter Sprünge in einer frei schwimmenden Eiskugelkruste?

Sollte Mars bei der Vorwegnahme einer entsprechenden Kerndichte nicht ebenfalls über eine ungeheuere Ozeantiefe verfügen? Sollte diese Ozeantiefe auf Mars nicht im Zunehmen begriffen sein? Und sollte derart dem Problem der Marskanalverdoppelung nicht beizukommen sein?

Mußten nicht alte Ureistafeln im Verlaufe eines langsamen Ozeananstieges auseinanderweichen und mußten nicht im selben Maße Jungeisstreifen dazwischen gefrieren?

Und müssen bei geeigneter Breite von Jungeisstreifen im Falle des Aufberstens ihrer Ränder nicht je zwei parallel verlaufende Dunkelstraßen entstehen? War damit das große Rätsel der Linienverdoppelung, der nebeneinander her laufenden „Marskanäle" nicht mit einem Schlage erhellt?

So etwa geht das Befragen Hörbigers, und je mehr er über diese Dinge nachdenkt, um so mehr werden ihm die in diesen Fragen schon enthaltenen Antworten zur Gewißheit. „Das alles ist doch die selbstverständlichste Sache von der Welt! Nun konnte ich es erst recht nicht mehr aushalten und eilte zu dem mich behandelnden Arzte mit der Bitte, mich doch anzuhören. Natürlich gab es keine Widerrede mehr, da die Kausalität der Gedankenfolge schon sichtbar zu werden begann. Fast hätte ich den alten Herrn ungestüm umarmt. Doch schon duschte er mich wieder gewaltig ab und riet, lediglich der Kur zu leben. Meine Vorstellungen, gar keine Kur zu gebrauchen, sondern lediglich Freiheit und Geld nötig zu haben, um dem Verfolg und der Ausarbeitung meiner ersten Erkenntnisse dienen zu können, wurden nur lächelnd quittiert. Und als ich gar bemerkte, daß eine entsprechende Eingabe bei der Akademie der Wissenschaften mir doch sicher staatliche Hilfe brächte, da schüttelte mein lieber Arzt nur den Kopf und setzte meinem Optimismus einen stark kühlenden Dämpfer auf! Was sollte ich nur machen, um mich in dieser Einsamkeit von den wirbelnden Gedanken zu retten, wenn schon ein alter Arzt nicht einsieht, welcher Art Hilfe ich bedarf?!"

Drei Möglichkeiten werden erwogen, doch ebenso schnell wieder verworfen: Eine Aussprache mit einem Physikprofessor der nahen Linzer Realschule, eine Fahrt zu Collmann nach Wien, ein Telegramm an den Mailänder Marsspezialisten Schiaparelli mit Besuchsankündigung! „Welche Enttäuschung hätte ich mir wohl in Linz, in Wien oder in Mailand erst noch geholt, wenn ich einen dieser drei Pläne ausgeführt hätte. Der Gedankenandrang ließ mich ja zu keiner Ausführung gelangen. Denn schon tauchten das geringe spezifische Gewicht der äußeren Planeten auf, die Jupiterstreifen, der Saturnring ...! Wohin sollte ich fliehen?! Wohin mit meinem zur Siedehitze gesteigerten Mitteilungsbedürfnis, sofern mich jetzt der ganze Schauer einer in ihren letzten Folgen noch gar nicht übersehbaren Weltausdeutung befiel?!" Wieder blitzt eine scheinbar erlösende Idee auf! Möglichst fort von hier, zurück nach Budapest, alles vergessen und sich blindlings in die Gebläsearbeit stürzen!

„Dieser Vorsatz brachte mir wenigstens etwas Erleichterung! Wenn ich nur die kommende Nacht schon hinter mir hätte! Ich eilte in die Abendgesellschaft des Riesenhofes, trank mir bewußt einen kleinen Bierschwips an, spielte einer Damengesellschaft meine besten Repertoirestücke vor, machte dann noch eine kleine Nachttour mit dem Rade, um schließlich müde ins Bett zu sinken. Nachdem ich diese erste Marsnacht glücklich überstanden hatte, verbrachte ich den nächsten Tag wieder in Gesellschaft, nahm an Ausflügen teil, verschmähte nicht den Gerstensaft und war

tags darauf fest entschlossen, nicht zurückzukehren. Auch Mars darf mich nicht unterkriegen! Die dröhnende Sprache des Mondes war schon verhallt, und nun hatte auch Mars gesprochen, der mir gar viel zu erzählen hatte.

Alles war doch eigentlich sonnenklar: Hatte die Erde den Mond einst zu ihrem Trabanten gemacht, so konnten die winzigen Marsmonde (Daimos und Phobos) sehr wohl einstige Kleinplaneten (Planetoiden) gewesen sein. Die ganze Zone von Mars bis Neptun hinaus mochte dereinst von solchen Kleinkörpern erfüllt gewesen sein! Und nur aus dem Einfangspiel derselben haben sich die äußeren erheblich großen Planeten (Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun) aufgebaut. Deren dem Wasser genähertes spezifisches Gewicht spricht aber für Eis! Der Weltraumwiderstand hatte zur Folge, daß kleine Körper rascher schrumpfen als größere, sich demnach in den äußeren Zonen unseres Sonnenreiches die größeren und selteneren, in den inneren dagegen die häufigeren und kleineren Kleinkörper sich tummeln! Nichts anderes als von Mars eingefangene Eiskörperchen sind seine beiden Monde, und Mars hat schon tausende dieser Art zu sich gezogen und sich einverleibt! Daher seine gewaltige Ozeantiefe. Und die große Exzentrizität der Marsbahn?! Ohne Zweifel mußte Mars in seinem Perihel (sonnenfernsten Punkt) eine größere Abplattung gewinnen und im Aphel (sonnennächsten Punkt) wieder mehr kugelig werden, d. h. seine Eiskugelkruste muß im Takt des Marsjahres atmen. Dieser Atmung aber war die geringe Plastizität des Eises nicht gewachsen, so daß die alten Sprünge immer wieder aufbrechen müssen. Da aber seine Eiskruste in den höheren Breiten stärker sein muß, als in den niedrigen, so bersten vornehmlich die Krustenzonen der letzten. War hier überhaupt noch ein Zweifel möglich?!"

Immer klarer, überwältigender und schicksalsreicher türmen sich in der geistigen Schau Hörbigers weitere Erkenntnisse auf. Wenn sich diese Großplaneten des äußeren Sonnensystems aus massigen Eiskörpern aufgebaut hatten, so mußten diese Bausteine des Alls sich selbst wieder aus kleineren Blöcken und Splittern aus Eis geformt haben. Gebilden, wie wir sie heute noch als Sternschnuppen neben echten mineralischen Meteoren durchs Weltall ziehen sehen! Eine echte Sternschnuppe nichts anderes als ein außerhalb des Erdschattens im reflektierten Sonnenlicht leuchtender Eiskörper . . .! Der sichtbarste Zeuge dafür, daß Eis tatsächlich im All, im Sonnenreich eine erhebliche Rolle spielt! Fast noch benommen von dieser Einsicht reiht sich unwillkürlich ein weiterer Ausblick an.

Sobald nämlich solch ein Eiskörper in die irdische Atmosphäre dringt, muß sich ein Sturmstoß ereignen, der verheerend wirkt! Die Silleiner Katastrophe vor einigen Jahren gab ja ein Beispiel hierfür. Kein irgendwie aufsteigender Luftstrom, der damals schon Zweifel löste, war am

Einsturz schuld. Ein Bote von außen her, eine Eisschnuppe hatte das Vernichtungswerk ursächlich bewirkt!

Aber wenn nun wirklich Eisschnuppen, Eisblöcke dem inneren Sonnenreich zustreben oder die Sonne ihnen irgendwie begegnet — sollte nicht Eis in die Sonne stürzen können? Ein fürwahr schon schwindelerregender Gedanke, dem Wärme- und Maschinentechniker aber durchaus gangbar erscheinend! Und kaum gedacht, steht schon wieder die Folge davon vor Augen! Eis, das in die Sonne stürzt, und bei genügender Größe des Eisblockes nicht völlig geschmolzen der Glutgashülle sich mitteilen kann, erlebt dort eine Zersetzung. Und der Vorgang dieser Zersetzung wird uns im Sonnenfleck offenbar, eine Erscheinung der Sonnentätigkeit, die schon Galilei fesselte und über die nun schon hinreichend geschrieben und gestritten ward! Und wenn man seit dem Tage, da vor Jahrzehnten der Dessauer Hofapotheker Schwabe die Periodizität der Sonnenflecken erkannte und studierte, noch immer im unklaren war, woher solche Flekken und weshalb ihr bald vermehrtes, bald vermindertes Auftreten — soviel glaubt Hörbiger einstweilen zu wissen, daß ein nach Stärke wechselnder Zuzug kosmischen Eises diese Periodizität bewirken muß.

„Nun war es aber kaum mehr auszuhalten! Hätte ich nicht schon am Mond, Mars, Jupiter und Saturnring (Eisgebilde) meine Nerven abzuhärten Gelegenheit gehabt, die Sonne hätte mich sicher umgeworfen! Ein Sonnenfleck ist ja nichts anderes als ein tiefer Verdampfungsabgrund in der Photosphäre (Sonnenleuchtschicht). Diesem Abgrund aber entströmt Wasserdampf, der zufolge des raschen Entweichens weiter draußen im All zu Eisstaub gefrieren muß. Und solcher Eisstaub (Koronastrahl) bestreicht auch die Erde und ruft jene Landregen hervor, die mir im Silleiner Hochsommer und Herbst die Klebearbeiten am großen Shed verdarben! Hatte denn jemals ein Meteorologe eine so zwingende Veranlassung gehabt, über die lokalen Stürme einerseits und über die allgemeinen Trübungen andererseits an Hand von solchen Erfahrungen zwangsläufig nachzudenken?! Keineswegs!

Ich hatte wirklich für einige Zeit genug. Und es war mir auch endlich gelungen, dem Gedankenandrang standzuhalten oder ihn nach Belieben abzuwehren. Ich entschied mich mehr für die Abwehr, um vor allem erst wieder das seelische Gleichgewicht zu erlangen. Wohl hatte ich mich nunmehr am hochgelegenen Riesenhof auch auf das Sternschnuppen-Beobachten verlegt, indem ich mir bei Tage die Lage des Erdschattens zurechtlegte und es dann des Nachts bestätigt fand, daß diese Gespenster des Nachthimmels im Sonnenlichte leuchten. Im übrigen aber widmete ich mich von da ab noch ein paar Tage dem sorglosen Kurleben."

Irgendwie „sorglos" kann das Kurleben nach all diesen aufregenden Oktobertagen 1894 auch gegen Ende zu bestimmt nicht gewesen sein,

wennschon Hörbiger möglichst viel Ablenkung von seinen großen Erlebnissen suchte. Als er Mitte November wieder im Budapester Konstruktionsbüro tätig ist, behält er zunächst seine „gehabten Abenteuer am Himmel" für sich. Eine wohlverständliche Atempause gegenüber der Fülle des fast übermenschlich Erschauten! Sind ihm doch im Zeitraum von wenigen Wochen sehr wesentliche Fundamente jener Weltschau offenbar geworden, die späterhin (und recht eigentlich gegenwärtig erst) als „Glazialkosmogonie" oder „Welteislehre" die Gemüter bewegt*).

Statt sich vorschnell mitzuteilen, bewegt ihn sein „konstruktives Gefühl", einen Apparat zu bauen, der jene das Mondantlitz formenden Kräfte und die daraus entstehenden Gebilde in kleinem Maßstab nachahmt. Über einem auf drei Füßen ruhenden geschlossenen Kupferkessel befindet sich eine wassergekühlte Plattform, in die flüssiges Paraffin durch Luftdruck abwechselnd hinaufgedrückt und zum Auseinanderfließen gebracht wird. Zu Beginn des Jahres 1895 experimentiert dann Hörbiger mit diesem Apparat, nachdem er bereits in Vajdahunyad sitzt und die dort vorzunehmende Gebläsemontierung leitet.

In einem geräumigen Zimmer des Hotels „Zur Hunyadiburg" hat er sich häuslich eingerichtet. Die zu Versuchen fertig aufbereitete Apparatur bietet einen eigentümlichen Anblick dar. Manch neugieriges Auge späht in das Zimmer und staunt über diesen wunderlichen Hotelgast, der zwischen Bottich-, Pumpen- und Kesselgerät in seiner Freizeit (und selbst bei Nacht) höchst merkwürdig hantiert. Hotels mit „fließendem Wasser" gab es damals auch in Vajdahunyad noch nicht! Folglich mußte Hörbiger ein großes Wassergefäß erhöht aufstellen und ein weiteres für das Abwasser bereithalten. Grund genug also, sich über diesen seltsamen Ingenieur seine Gedanken zu machen! Wenn sich auch sehr schöne „Mondneptune" aus Paraffin erzeugen lassen, die Sache hat für Hörbiger doch bald ihren Reiz

*) Vgl. Behm, „Welteis und Weltentwicklung", kurz gefaßte Broschüre, einen Blick in die gesamte Welteislehre vermittelnd (z. Zt. 15.—17. Tausend).

Behm, „Welteislehre" (Ihre Bedeutung im Kulturbild der Gegenwart) 1929. Nach einem Vortrag bearbeitete Broschüre, die Perspektivität der Welteislehre für das gesamte geistige, künstlerische und wirtschaftliche Leben unserer Zeit aufzeigend.

Behm, „Von Sintflut zu Sintflut". Neuausgabe 1930. 365 Seiten Text, mit 85 Abbildungen, 4 farbigen, 16 einfarbigen Tafeln und 3 Tabellen. Die Probleme der Erd- und Lebensentwicklung im Sinne der Welteislehre behandelnd.

Behm, „Schöpfung des Menschen" (Revolution um Charles Darwin und sein Erbe). 1929. 248 Seiten Text und 54 Abbildungen. Einen Querschnitt durch die neuesten Erkenntnisse und Probleme der Abstammungslehre unter Hineinbezug der Welteislehre gebend.

Behm, „Hörbigers Welteislehre". Auf ca. 320 Seiten Text und ca. 30 Tafeln einen ersten Versuch einer methodisch einwandfreien, allgemeinverständlichen Einführung in die Welteislehre bietend. Erscheint Anfang 1931.

Sämtliche Werke im Verlag Köhler & Amelang, Leipzig.

verloren, da es seiner Meinung nach allenthalben überflüssig ist, eine für ihn feststehende Tatsache erst noch durch künstliche Versuche zu erhärten. Schließlich beschäftigen ihn dazumal noch andere, minder gefahrlose, Versuche.

Schon bevor er mit seinem „Megvan" (d. h. etwa „Ich hab's entdeckt) getauften Paraffinapparat experimentiert, taucht er Eiskugeln verschiedener Größe in weißglutflüssige Hochofenschlacke von 12 bis 1500 Grad und legt Eis auf das 2000grädige Stahlbad des Martinofens, um sich die ungeheure Wärmekapazität des Wassers und die Explosionskraft des Wasserdampfes praktisch zu veranschaulichen. Möchte er sich doch das Geschehen vorstellen, sobald ein Eiskörper von Kubikkilometer Größe bei 5 bis 700 Kilometer sekundlicher Endgeschwindigkeit in die Gluthülle der Sonne dringt!

„Im Februar hatten wir in diesen Bergen trotz der südlichen Lage noch heftigen Frost. Nach Vereinbarung mit der Hochofenleitung ließ ich mir einige fingerdicke Eisenstangen mit einer vogelkrallenartigen Zerspaltung an einem Ende fertigen. Über Nacht stellte ich Gefäße mit Wasser auf, tauchte die Eisenenden hinein. Das Wasser gefror und ich konnte nunmehr stattliche, an den Stangen haftende, Eisbrocken versuchsweise benutzen. Mit solchen Eisbrocken von etwa Kopfgröße gelangten zugleich schwere Manganstücke in den Glutfluß des Martinofens, um mir ein besseres Gefühl über die Wärmekapazität des Wassers und des Eises bilden zu können. Schmolz doch der Manganbrocken viel rascher weg als das Eis, wie ich dies auch auf Grund theoretischer Überlegungen gar nicht anders erwartet hatte. Und an den ‚Schlackenhunden' konnte ich eruptive Protuberanzen (Miniaturausgaben der Sonnenprotuberanzen) erzielen. Und, was sehr wichtig ist, ich konnte bisweilen noch ungeschmolzene, jedoch stark schlackenumkrustete Eisreste aus der weißglutflüssigen Hochofenschlacke ziehen!

Auf der Hochofenhalde studierte ich das Verhalten der Schlacke im Regen, den Grad ihrer Lösbarkeit je nach dem Eisengehalt. Eisenarme Schlacke zerfällt mit der Zeit zu Lehm, also zu Löß, wie wir solchen auch im Mondkern vermuten müssen. Kein Zweifel demnach, daß bei Annäherung eines Mondes an die Erde und seinem schließlichen Zerfall erhebliche Lößmassen zur Erde gelangen müssen." Wenn ich bemerken darf, daß ja mehrfache Mondangliederungen im Sinne der Welteislehre den ganzen geologischen Aufbau unseres Erdgestirns bewirkten, so möchte mein Leser allein schon vor diesem Löß eine Ahnung gewinnen, wie tiefgreifend zumal kosmische Bindungen auch unser ganzes Wirtschaftsleben bestimmen. Denn ohne diesen weltweit verbreiteten Löß würden unsere Weizen-, Mais- und Zuckerrübenfelder allenthalben verkümmern. Und überall, wo man Löß antrifft, tritt seine große Bedeutung für die Be-

siedelungs- und Wirtschaftsverhältnisse der Bewohner hervor, da er durch seine Feinheit und sonstigen Vorzüge einen äußerst fruchtbaren und denkbar geeigneten Boden für Getreide-, Wein- und Feldbau liefert. Doch dies nur nebenbei.

„Natürlich gab es auch manches Kopfschütteln über meine Eisexperimente: Eisstücke in das Stahlbad des Martinofens werfen, das kann doch nur ein Narr! Und Eisstücke in die flüssige Hochofenschlacke tauchen, was soll das heißen!? Niemand erfuhr nämlich von mir, was ich mit solchen scheinbar verrückten Experimenten bezwecke. Ebensowenig hat außer einem vertrauten Photographen irgend jemand etwas Näheres über meinen Megvanapparat erfahren. Schien mir doch alles so selbstverständlich zu sein, daß ich fürchtete, daß mir jemand vorzeitig Lärm schlägt und etwa die Gelehrten abschreckt, bevor ich Zeit gewinne, mit der Sache so recht überzeugend hervorzutreten. Und dennoch, was war ich doch damals noch für ein maßloser Optimist!"

Während dieses Vorfrühlings 1895 beginnt Hörbiger nebenher mit der schriftlichen Wiedergabe seiner bislang gehabten Schau. „Dabei ließ ich mir gar nicht die Zeit, mir erst ein Berichtsgerippe aufzustellen, sondern ich nahm Mond, Mars, Jupiter, Saturn mit Ring, Sternschnuppen und Sonnentätigkeit, anschließend den zweifachen kosmischen Eiszufluß zur Erde als neue Grundlage der Wetterkunde etwa in der Reihenfolge vor, in der mir die Erkenntnisse zuteil geworden waren. Die erdgeschichtlichen Probleme wurden nur insofern behandelt, als die geologischen Hauptformationen durch Mondannäherungen und Mondauflösungen bestimmt werden. Daß ein heranschrumpfender Mond eine Gürtelflut erzeugt, die als Sintflutschleusenwehr anzusehen ist, und daß nach der Mondauflösung diese Schleusen gezogen erscheinen, versuchte ich überzeugend darzustellen. Bis zur Einsicht der Flutbergbewegungen (Oszillationen), des Rück- und Vorschleichens von Flutbergen über die Erde war ich noch nicht vorgedrungen, wohl aber schien mir die Luftverarmung der Erde durch den anrückenden Mond wahrscheinlich, und damit das Rätsel einer Eiszeit auf Erden gelöst zu sein. Vorerst schienen mir aber die mehr astronomischen Probleme wichtiger als alles übrige zu sein. Ich hatte ja noch keine Ahnung, daß ich auch noch über das Werden der Welten, bzw. des Gewordenseins unseres Sonnenreiches Aufschluß erlangen sollte. Es genügte mir vollkommen über das ‚Sein' des Sonnensystems, und das heutige Geschehen auf Sonne und Erde zu vollkommen neuen und plausibleren Einsichten vorgestoßen zu sein."

Daß Hörbiger bei dieser Niederschrift mitunter sehr weit ausholt und somit Beweise eines äußerst umsichtigen und beweglichen Denkens liefert, darf nicht verschwiegen werden. Verwickelt er sich doch beispielsweise in eine reizvolle Fehde mit Flammarion und dessen Nachbetern, die Mars

für eine mit hohen Intelligenzen ausgestattete Planetenwelt halten. Er geht sogar so weit, politische Vergleiche zwischen Flammarions Marsmenschen und unseren Erdbewohnern zu ziehen oder Betrachtungen über den Bienen- und Ameisenstaat (Monarchie und Republik) anzustellen. Er wird zum heiteren Moralphilosophen, bevor ihm noch dämmert, in Kürze diese Heiterkeit in schwersten Prüfungen überwinden und fortan das Schicksal derer teilen zu müssen, die dem Welterkennen zugleich eine sittlich erlösende Sinngebung verleihen.

Naturgemäß war es Hörbiger nicht vergönnt, mit nötiger Muße seine reichbeschwingte Ideenwelt sich erlösend von der Seele zu schreiben. Entweder sehen wir ihn schon beim frühen Hahnenschrei zur Feder greifen oder die ersten Nachtstunden müssen genügen. Der Gedanke, diese erste Formung seiner Erkenntnisse der Wiener Sternwarte zu unterbreiten, beflügelt aber seine Energie, wiewohl er beruflich angestrengt genug zu arbeiten hat. Aber war erst dieses mit seinen Ventilen arbeitende Gebläse glücklich montiert und in Betrieb genommen, so durfte er wohl hoffen, einen besonders großen Erfolg damit errungen zu haben, einen Erfolg, der ihn weithin bekannt machte und alle bisherigen Prüfungen seines harten Lebensweges reichlich belohnte. „Jeder Ingenieur, der in seinen jüngeren Jahren das Glück hatte, selbst etwas zu finden und mit Erfolg in Betrieb zu bringen, wird mir das nachfühlen." Aber wiederum wird dieser ziemlich sicher erscheinende Erfolg für sein Gefühl nochmals von seiner Weltschau überboten werden müssen, sobald diese erst öffentlich geworden. So denkt er zum mindesten und fühlt sich bisweilen grenzenlos glücklich. Zudem ladet unweit des Werkes ein Eichenwald zu häufigen Spaziergängen ein, und bei einem befreundeten Gutsbesitzer steht ein Reitpferd zur beliebigen Benützung.

Im März dieses versprechend begonnenen Jahres gestattet er sich, sowohl bei dem Leiter der Berliner Urania, dem hinlänglich bekannten Urania-Meyer, als bei dem alten Hofrat Weiß der Wiener Sternwarte die Anfrage, ob sie Gefallen daran fänden, eine große und wichtige Neuigkeit entgegenzunehmen. Die freundlich gehaltenen Rückantworten ermutigen ihn, die endgültige Abfassung des Manuskriptes zu beschleunigen. Es spricht für sein erregtes Innenleben, daß er in Sorge ist, der gute Hofrat würde bei nicht gefestigter Gesundheit nach Erhalt der Arbeit infolge allzu freudigen Schreckens sterben können! Sollte es deshalb nicht besser sein, sich erst vorsichtig über den augenblicklichen Gesundheitszustand des Wiener Sternwartendirektors zu erkundigen? „Heute 1930 plagen mich solche Sorgen schon längst nicht mehr!" Das kann Hörbiger schon mit bestem Gewissen sagen und hätte es schon vor Jahrzehnten sagen können, denn dem Welteis ist in der Folge weder Edmund Weiß noch sonst ein Gelehrter tödlich erlegen.

In der zweiten Aprilhälfte entschließt sich Hörbiger, seinen „aufrührerischen" Bericht zunächst an Dr. M. Wilhelm Meyer nach Berlin zu senden. Nur noch wenige Tage trennen ihn vom vielleicht schicksalsreichsten Augenblick seines Lebens, da er die noch offen gebliebenen Fragen seiner Weltenschau beantwortet sieht — die Quelle der kosmischen Eiskörper des Sonnenreiches, die Rolle des Eises im Rhythmus alles Weltgeschehens, das Auf- und Absinken von Sonnenwelten, die Geburtengeschichte unseres eigenen Sonnensystems, seine Vergangenheit und seine Zukunft! Da er des weiteren die für sein Weltbild so entscheidende Einsicht gewinnt, daß alle Fixsternbewegungen, somit auch die Bewegung der Sonne dem Herkulen zu, lediglich dem Gesetze der Trägheit oder der Beharrung folgen. Für unser Sonnenreich will dies besagen, daß es seine Wanderfahrt durchs All lediglich jenem Bewegungsimpulse verdankt, der anläßlich der Sonnenreichgeburt ausgelöst wurde, und der den notwendig einzuschlagenden beharrlich bleibenden Wanderweg bestimmte. Es wird mit anderen Worten dieser Flug unseres Sonnenreiches nicht schwerkraftsbedingt durch ein die Sonne zu sich lenkendes übergeordnetes Himmelssystem diktiert. Das Gesetz der Schwere oder Gravitation (demzufolge zwei Massen einander mit einer Kraft anziehen, die dem Produkt der Massen direkt und dem Quadrate ihrer Entfernung voneinander umgekehrt proportional ist) — dieses Gesetz verliert im größeren Universum seine Gültigkeit, wie wiederum die Anziehungskraft der Sonne selbst schon bald außerhalb der Neptunbahn erloschen ist!

In der Frühe des 29. April 1895 werden ihm diese (hier ja nur mit wenigen dürren Worten angedeuteten) Einsichten zuteil, blitzt zugleich die Quelle des kosmischen Eises, das unsere Erde unabänderlich speist, d. h. die dem Sonnenreich zugehörige Eismilchstraße, vor seinem geistigen Auge auf! Was vermag mir Hörbiger selbst hierzu zu sagen?

„An diesem Aprilmorgen hatte ich eine Art von Wachtraum: Ich befand mich mit Professor August Thiersch, dem Verfasser der ‚Physiognomie des Mondes' im Dom zu Pisa mit Pendelversuchen beschäftigt! Ich träumte mit offenen Augen im Wachbewußtsein. Aber dennoch war es wie ein Traum, als sich das Gewölbe des Domes zu erweitern begann. Es wurde zum Himmelsgewölbe mit ungefähr der Schwangegend der Milchstraße im Zenit (= Scheitelpunkt senkrecht über dem Beobachter), bis endlich Wega im Sternbild der Leier im Scheitelpunkt stand. Am unteren Ende eines am Wegastern befestigten Drahtseiles hing unsere Erde als Pendelgewicht. Thiersch tippte daran und versetzte die Erde in Schwingungen. Tief unter uns stand die Sonne und zu ihr hin wies die Erde. Die Sonne befand sich in der Milchstraßenebene, in welcher auch die Schwingungen des Pendels erfolgten. Als Thiersch das Pendel zum lebhaften Ausschlagen brachte und das Pendelgewicht beidseits bis zur freisichtbaren Milchstraße schwang, kam es gar nicht mehr zurück, sondern bewegte sich mit gespanntem Hängeseil über die Milchstraße hinaus, einen Kreis um den weit außerhalb des Milchstraßengewölkes befindlichen Aufhängepunkt Wega beschreibend. Erst auf der anderen Seite kam dann das Pendelgewicht wieder zur Milchstraße zurück und bei Erreichen der ursprünglichen Ruhelage gebot ich dem Riesenpendel Halt.

Damit war ich vollends wach geworden. Es drängte mich, über das gehabte Gesicht nachzudenken. Ich brauchte mich aber gar nicht lange zu bemühen, denn die Gedanken krochen von selbst an mich heran: Wenn die Erde als Pendelgewicht am hellen Fixstern Wega hängt und bei schon geringem Ausschlag außerhalb der freisichtbaren Milchstraße schwingt, so muß diese Milchstraße weit innerhalb der Fixsternwelten liegen, und weiterhin muß die Anziehungskraft der Sonne schon innerhalb des Milchstraßengewölkes ganz verlöschen. Denn sonst hätte die Erde nicht über die Milchstraße (Galaxis) hinausschwingen können. Hierbei war unter Galaxis aber immer nur das mit freiem Auge sichtbare lichte Gewölke der Milchstraße verstanden. Es war mir wohl bekannt, daß es eine gewisse Reihe von kleinen Sterngrößen gibt, die alle nur teleskopisch sichtbar sind, die aber vom galaktischen Äquator*) bis zu den galaktischen Polen nur ganz allmählich an Häufigkeit abnehmen, und die demnach etwas ganz anderes sein müssen**) als die Körper des galaktischen Lichtbandes. Doch das beschäftigte mich vorläufig noch gar nicht so intensiv.

Die Hauptsache war vorläufig der aufdringliche Gedanke, daß das freisichtbare Gebilde der Milchstraße unmöglich den fixsternerfüllten Raum umgürten kann, sondern weit innerhalb der uns nächsten Fixsterne das Sonnensystem umgürten muß, wenn dieses am Wegastern hängende Riesenpendel nur einen ganz kleinen spitzen Ausschlagwinkel zu beschreiben braucht, um schon bis über den Radius des galaktischen Wolkenringes hinauszupendeln. Wenn aber die Sonne samt ihren Planeten mit zwanzig Kilometer Geschwindigkeit pro Sekunde nach dem Herkulesbilde hinfliegt, so müßte sie diesen freisichtbaren galaktischen Ring schon längst durchflogen haben. Weil dies aber nicht zutrifft, so muß dieser Milchstraßenring mit ihr fliegen, muß also zum Sonnensystem gehören!!

Die Erkenntnis, daß der Flug der Sonnenwelt dem Trägheitsgesetz folgt, war ein geradezu ungeheurer Gedanke! Mußte da nicht ursprünglich die gesamte Baumasse des Sonnensystems einschließlich der freisichtbaren Milchstraße dahin ‚geworfen' oder gar ‚abgeschossen' worden sein?

---

*) = Großkreis am Himmelsgewölbe. Zeichnet man den Verlauf der ganzen Milchstraße auf einen Himmelsglobus, so sieht man die Milchstraße nahezu längs dieses Großkreises verlaufen.

**) Im Sinne der Welteislehre die dem Sonnenreich nicht mehr zugehörige Glutmilchstraße (= Glutgalaxis) bestreitend. Verf.

Sollte es nicht eine Art von kosmischer Ballistik geben? Daß man da nicht an Riesengeschützrohre denken darf, war von vornherein klar. Es kann aber partielle Fixsternexplosionen geben und da denkt man als Dampfexplosionskenner in erster Linie an Dampfexplosionen! Warum auch nicht?! Wenn wir schon das Wasser bzw. das Eis als fast ausschließlichen Baustoff des äußeren Planetensystems erkannt haben, wenn Eis in die Sonne stürzen kann und schließlich zu explosionsabgeschleuderten Partikelchen (nachmaligem Feineis) führt, sollten die Gegenpole Glut und Eis nicht das ganze Weltgeschehen tätigen, Sonnenreiche gebären, sich vollenden und absinken lassen?"

Schon fällt die Antwort dieser Frage bejahend aus: Glutsternriesen kennt dieses Weltall! Stark wasserdurchtränkte und vereiste Kaltgestirne begegnen diesen zuweilen. Ein ins riesenhafte gesteigertes Abspiel, wie etwa bei der Entstehung eines Sonnenfleckes, wird dadurch ausgelöst. Als Explosionsprodukt der Jahrbillionenferne stürmt auch unser eigenes, inzwischen zu seinem jetzigen Zustand entwickeltes, Sonnenreich durchs All. Und keine Frage mehr: dieser freisichtbare Milchstraßenring ist wiederum nur das Produkt von Vorgängen, die sich bald zu Beginn der Werdensgeschichte unseres Sonnenreiches abgespielt haben — ist nichts als Eis! Ist Heimstätte jener Eiskörper, die wir als Sternschnuppen sehen, die bald die Erde, bald die Sonne treffen! Uranfänglich schon wurde unserem Sonnenreich jener Wasservorrat vorsorglich mitgegeben, der unsere Erde, ihr Leben, uns Menschen werden ließ, — jenes glitzernde Eisband am Himmelsgewölbe, das heute noch unaufhörlich den Erdstern segnet!

„Sie müssen nämlich wissen," schreibt Hörbiger (23. 2. 28) dem befreundeten Universitätsprofessor Bergmann, „daß mir die ganze Größe meiner Welteisentdeckung erst mit jenem Augenblicke zu noch dunklem Bewußtsein gekommen war, als ich an jenem Morgen im Halbschlummer erkannt hatte, daß es nicht eine Gravitationserscheinung sein kann, die unser Sonnensystem in Bewegung hält, sondern daß dies eine Trägheitserscheinung sein muß. Und dies ließ mich eine kosmische Ballistik ahnen, so daß auch sofort die Riesensternmütter über meinen astronomischen Erkennungshorizont heraufgedämmert kamen." Schon damals waren wohlverstanden die noch fehlenden wesentlichen Grundlagen der Welteislehre skizzenhaft erschaut! Alle weiteren Jahre des Forschens und Grübelns dienten lediglich der nunmehr einsetzenden Verarbeitung eines urgewaltig sich weitenden Stoffes.

Tausend und aber tausend Details steigen auf, die zu meistern sind. Schritt für Schritt tastet sich Hörbiger durch ein wahres Urwaldgebiet von Erkenntnissen, Widersprüchen und Problemen, die urbar gemacht und seiner Ganzschau eingegliedert werden müssen. „Es wäre wohl aus gewesen mit mir," betont er des öfteren, „so mich alle Einzelheiten allzu

gedrängt überfallen hätten." Schrieb man doch schon 1906, als es ihm beispielsweise gelingt, über die Bahnwege des der Sonne zustürzenden kosmischen Eises ins klare zu kommen, und diese Erkenntnis zur räumlich lebendigen Anschauung (Eisschleiertrichter) zu bringen.

„Aber," so hören wir Hörbiger ergänzend sagen, „im Eichenwalde oberhalb des Eisenwerkes Vajdahunyads hatte ich an dem so entscheidenden 29. April 1895 ein schweres seelisches Erlebnis, nachdem sich mir der Schlußstein der Welteislehre samt der Schöpfungsgeschichte des Sonnen- und Milchstraßensystems ergeben hatte!" Es ist dies jene Schicksalsstunde im Leben Hörbigers, die im grauenhaft tiefen wie urschönen Erlebnis zwei Weltanschauungen trennt! Die Stunde, die ihn zur menschlichen Demut läutert und die ihn zwingt, sein Schicksal als Fährte höheren Waltens zu erkennen. Die Stunde nicht zuletzt, die seine Weltenschau über alles Naturforschliche hinaus dem erwachenden Gewissen eines Zeitalters begegnen läßt! Doch darüber werde ich erst auf späteren Seiten zu berichten haben. Vielleicht habe ich auch dann erst die Gewähr, daß begriffen werden möchte, daß alle großen Entdeckungen, alle tiefgreifenden Erkenntnisse der Menschheit unter nur schwer umschreibbaren Umständen geboren werden. Schließlich war ja auch dieser Wachtraum vom Pendelgewicht nur ein Gleichnis, das dazu diente, die Wirklichkeit erahnen zu lassen! Wer das Schicksal so mancher kennt, die zu schöpferischen Taten ausersehen waren, weiß zur Genüge, wie unaussprechlich elementar (mitunter ganz zufallsbedingt erscheinend) plötzlich etwas aufblitzt, das zu weittragenden Erkenntnissen führt! Und wer wüßte nicht gleichfalls, wie ein solches Erleuchtetwerden naturnotwendig den Widerstand derer herausfordert, die der Erleuchtung abseits stehen?

Das soll Hörbiger frühzeitig genug erfahren. Nachdem jener Uraniameyer jede Hoffnung auf Entgegenkommen schwinden läßt, Eduard Sueß von der Akademie der Wissenschaften lediglich zur Publizierung des Ganzen rät, der Prager Professor Weineck die „fixe Mondeisidee" bespöttelt, die Sternwarten in Budapest, Berlin, Potsdam, Münster usw. sich ablehnend verhalten, hat Hörbiger schon die Feuertaufe in seinem nunmehr beginnenden Kampf um sein Weltbild empfangen. Und 1896 erliegt der Wiener Sternwartendirektor Weiß, dem inzwischen das Manuskript „Über die gebirgsbildenden Kräfte des Mondes und die merkwürdigen Vorgänge auf Mars im Lichte technischer Erfahrung" zugegangen war, nicht dem freudigen Schreck, wie das Hörbiger ursprünglich vorgeschwebt hatte. Im Gegenteil: Weiß glaubt, ihn väterlichst ermahnen zu sollen, auf der schiefen Bahn umzukehren, die ihn schon hart an den Rand des Abgrundes geführt habe und die ein Unglück für seine Familie sei.

Wie ein Keulenschlag trifft Hörbiger die von Weiß harmlos humorvoll vorgebrachte Frage, ob er denn wenigstens schon die Wiener Meteori-

tensammlung mit seinen Eisschnuppen bedacht hätte? Im übrigen würde er (Hörbiger) nur dort festes, flüssiges oder sublimatförmiges Olivenöl einzusetzen haben, wo er von Eis, Wasser oder Eissublimat spreche, um den Beweis zu führen, daß eben weniger das Wasser als das Olivenöl im Weltgeschehen eine Rolle spiele! Die Duplizität der Fälle scheint sich auch hier wiederholen zu wollen, denn genau dreißig Jahre später unterstellte mir ein Ordinarius der Mineralogie dieselbe Frage. Wozu dem Wasser eine solche Vorzugsstellung einzuräumen? Als Biologe vertraut mit der Bedeutung des Wassers im gesamten Haushalte der Natur und im Lebensgeschehen konnte ich nur raten, den Durst statt mit Wasser mit Rhizinusöl zu stillen und dann die Katastrophe abzuwarten, vielleicht auch in Schwefelwasserstoff statt in Wasser zu baden ...

„Daß," meint Hörbiger, „meine klaren Darlegungen von einem uferlosen Diamond und Mars zu einem Rundgang durch das ganze Planeten- und Milchstraßensystem einluden, bis hinaus zu dem vermeintlichen Gasnebel der auf Laplace festgelegten Astrophysiker, hatte Weiß gar nicht begriffen." Auch jener verdienstvolle Entdecker der Marskanäle, Schiaparelli, den Hörbiger 1897 um Gehör bittet, verhält sich ablehnend, und andere, wie etwa (1901) der Potsdamer Gelehrte Scheiner, folgen diesem Beispiel. „Als ich die Potsdamer Schanze bereits erklommen hatte, ward mir vom Kommandanten der Festung persönlich versichert, daß der Ringnebel in der Leier mit mathematischer Sicherheit aus glühenden Gasen besteht und Eis im Weltraum überhaupt unmöglich sei. Es war nichts anderes zu machen als beladen mit bestgemeinten Ratschlägen unter heiter verbissenem Ingrimm den Rückzug anzutreten." Nicht selten verschließen sich Gelehrte aus mehr oder minder entschuldbarer Erfahrung jedem zufällig nicht beamteten Forscher überhaupt oder vermögen es nicht zu begreifen, daß abseits der gangbaren Gelehrtenstraße sich nicht zuletzt die großartigsten Entdeckungen vollzogen. So brauchte sich Hörbiger über eine gewisse Gleichgültigkeit seinen Bitten um Gehör gegenüber durchaus nicht zu wundern.

Im Juni 1907 tagt — um dieses Beispiel vorgreifend zu erwähnen — in Wien die Internationale Assoziation der Akademien. Es sollen Normen für die Beobachtung der Sonnentätigkeit aufgestellt werden. Gelehrte von Ruf, wie die Professoren Turner und Hale aus London, Schuster aus Manchester oder G. H. Darwin aus Cambridge sind vertreten. Hörbiger ergreift diese Gelegenheit, mit ihnen in Fühlung zu treten, und schreibt beispielsweise u. a. an Darwin: „In einem mit gleicher Post an Herrn Professor Turner gerichteten Schreiben erlaubte ich mir die Herren Professoren zu bitten, mir gemeinsam mit den Herren Prof. Hale und Schuster vielleicht Sonntag nachmittag oder Montag vormittag, evtl. mit einzuholender Erlaubnis des Herrn Hofrat Prof. Dr. Edmund Weiß, auf

der Sternwarte oder im Hotel, je nach Belieben, gütigst einiges Gehör schenken zu wollen. Es würde mir eine große Ehre sein, den Herren einige Mitteilungen machen zu dürfen, nach welchen Gesichtspunkten auf Grund meines langjährigen astronomischen Liebhabertums das solare Problem im Lichte einer neuen Kosmogonie zu lösen wäre und welche Perspektiven sich hieraus für Meteorologie, Geologie und Biologie ergeben. Ich glaube keine Fehlbitte zu tun, wenn ich Sie dringendst ersuche, dieses Vorhaben im Interesse der Sonnenforschung im speziellen und der kosmischen Forschung im allgemeinen auch Ihrerseits fördern zu wollen. Ich bitte ebenso dringend als ergebenst, sich mit den Herren Professoren Turner, Hale und Schuster gütigst ins Einvernehmen setzen zu wollen und zusammen auf die Herren Professoren Weiß und Sueß dahin zu wirken, daß die beiden Herren mithalten; denn je mehr Zweifler, um so kurzweiliger würde die Sache auch für die fremden Herren Gäste."

Sich dieser Begebenheit entsinnend, teilte mir Hörbiger vor vier Jahren einmal mit, daß er bestimmt damit rechnete, „daß sich diese Gelehrten sofort zusammensetzen und mir mit offenem Munde, gespitzten Ohren und gestielten Augen zuhören und sofort auch die ganzen astronomischen Kabel- und Drahtlinien zum Glühen bringen werden!" Doch der damalige Erfolg? Darwin antwortet erst aus Cambridge: „Dear Sir! I regret that the great pressure of my engagements made it impossible, to give you the interview for which you asked during my short stay in Vienna. I remain Yours faithfully G. H. Darwin." Turner antwortete erst aus Karlsbad, daß er Kurrenthandschrift schwer lesen könne und überhaupt nicht gut deutsch verstehe.

Heute, nach vielen Jahren gehäufter derartiger Erfahrungen, mag Hörbiger nicht ganz zu Unrecht von vier Typen sprechen, die sein Werk umranken: „Solchen, die von der Welteislehre überhaupt noch nichts wissen und sich im eigenen Fache bereits unrettbar auf die herrschende Erklärung der Grunderscheinungen festgelegt haben. Solchen, die die Welteislehre nur aus den gegnerischen Entstellungen und daher bequemen Vernichtungen kennen und die darnach ihr festes Urteil bilden. Solchen, die die Welteislehre zwar zu studieren versuchen, aber daraus nur das anerkennen konnten, was ihren bisherigen Arbeiten nicht widerspricht, in den ihnen nicht genehmen Gebieten uns aber aus dem Traume helfen wollen; schließlich solchen, die in der Lage waren, die Welteislehre nach zweijährigem oder nach längerem Studium zu ihrer eigenen Sache zu machen und zu verteidigen."

Nichtsdestoweniger fehlt es schon zu Ende der neunziger Jahre an Freunden, die die Größe der Hörbigerschau erfassen und die uns noch begegnen werden. Von Berufsastronomen war es zumal der später noch zu erwähnende Düsseldorfer Sternwartendirektor Wilhelm Luther,

dem Hörbiger das Zeugnis ausstellt „über jenes Maß astronomischer Bescheidenheit zu verfügen, das nötig ist, mich so weit anzuhören, bis der Fund der Wahrheit erschaut ist". Und wenn es immer und immer wieder das Milchstraßenproblem ist, das in der Welteisdeutung manche so seltsam abschrecken läßt, so möchte Hörbiger „die Zeiten kommen sehen, da die Astronomen durch eine Spezialkommission untersuchen werden, wieso durch die ersten Ansichtsäußerungen eines Herschel die Raumbegriffe ganzer Generationen in eine derartige Verwirrung gebracht werden konnten, wie es in Sachen des Milchstraßenproblems geschehen ist" War doch der ehemalige Militärmusiker William Herschel derjenige gewesen, der zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts entsprechend seiner Grabinschrift „die Schranken des Himmels durchbrach" und die neue Milchstraßenforschung begründete.

Ein eigenartiger Umstand führt 1899 zur erstmaligen Verteidigung glazialkosmogonischer Perspektiven vor größerem Kreise. Jener Uraniameyer, der noch vier Jahre zuvor das kosmische Eis sozusagen als Hirngespinst verurteilte, veröffentlicht im „Neuen Wiener Tageblatt" (20. 9. 1899) einen Artikel, der an die Beobachtung eines Gewitters in den Alpen knüpft. Das ganze Abspiel dieses Unwetters würde dafür zeugen, daß es sich hier um einen Eiseinschuß aus dem Kosmos handelt! Der Astronom Palisa kämpft dagegen (N. Fr. Presse, 7. u. 8. 11. 99) mit der Betonung an, daß in solchem Falle der Himmel glühend werden müßte! Durch Vermittlung Professor Radingers von der Wiener Technik zeigt sich die Schriftleitung der N. Fr. Presse geneigt, Hörbigers Auffassung in Hinblick auf den zu erwartenden Leonidenschwarm (Novembersternschnuppen) zu veröffentlichen. Herrschte doch dazumal unter den Wienern geradezu ein Leonidenfieber, und ganze Heere von Neugierigen hielten den Semmering und den Kahlenberg besetzt.

In der Frühe des 11. November erreicht Hörbiger (im Hotel „Nordbahn" weilend) die Zuschrift der Schriftleitung. Sofort setzt er sich hin und schreibt ohne alle Behelfe einen Artikel „Über Sternschnuppen, Sonnentätigkeit und die Leoniden". Die Ermahnung an die Leser, alle bisherigen Vorstellungen über Sternschnuppen zunächst einmal zu vergessen, gibt den Auftakt. In scharf geschliffenen Sätzen werden dann der Unterschied zwischen Schnuppen und Meteoren, die Flugbahn der Schnuppen und die Bedeutung des Erdschattens, das bevorzugte Auftreten von Schnuppen in bestimmten Nachtstunden und die Abhängigkeit gehäufter Einzelschnuppen von der Jahreszeit behandelt. Die Hilfsannahme eines winzigen Erdmondes versucht ihrerseits zur Anschaulichkeit beizutragen. Nur schade, daß es der Raum verbietet, diese äußerst originelle Arbeit Hörbigers hier nicht vollständig, auch nicht auszugsweise, veröffentlichen zu können. „Im Reiche der Gedanken aber," so heißt es beschließend,

„darf ich einen Aufruhr prophezeien, wenn die Leser nach der Beobachtung des Leonidenschwarmes mir faktisches Beweismaterial für die hier in den Hauptzügen dargelegte Glazialtheorie der Sternschnuppen liefern können; denn was ich hier aufgetischt, ist nur ein kleines Glied einer neuen und langen, aber bereits lückenlos geschlossenen Gedankenkette."

Daß dieser Beitrag trotz anfänglicher Zusage nicht erschienen ist, liegt in erster Linie wohl in seiner Unzulänglichkeit und seines viel zu großen Umfanges für eine Tageszeitung begründet. Nichtsdestoweniger läßt der Zusatz der Schriftleitung, daß „eine fachgelehrte Diskussion die Hörbigerauffassung erst zu prüfen habe", etwa ahnen, was möglicherweise hinter den Kulissen spielte. Gleichsam als Entschädigung für die unterlassene Veröffentlichung ladet Professor Radinger den enttäuschten Hörbiger ein, alsbald in einem Lehrsaal der technischen Hochschule vor Fachleuten seine Idee zu entwickeln. Dies geschieht denn auch, doch das Referat über diesen Vortrag aus der Feder eines Assistenten Radingers wagt die Wiener Presse nicht zu bringen. Lediglich der „Pester Lloyd" berichtet in seiner Abendausgabe vom 15. November 1899 darüber. Es ist dies die überhaupt erste Veröffentlichung über eine Kernfrage der Welteislehre, die somit einiges historische Interesse hat und die ich deshalb nicht vorenthalten möchte.

„Vor einem Kreise von Fachmännern hielt am Montag abend in einem Hörsaal der Technik Ingenieur Hörbiger aus Budapest einen Vortrag über das jetzt so aktuelle Thema vom Leonidenschwarm. Der Vortragende entwickelte dabei eine neue, von ihm aufgestellte Hypothese betreffend die Natur der Sternschnuppen. Hörbigers Hypothese bezieht sich ausschließlich auf die Sternschnuppen, denn für die Meteore läßt er die bisherige allgemein adoptierte Erklärung vollständig gelten. Er behauptete, es seien die Sternschnuppen im reflektierten Sonnenlicht leuchtende Körper, welche aus der Milchstraße stammen. Diesen Ursprung glaubt er annehmen zu können, indem er die Milchstraße nicht für einen aus Fixsternen bestehenden Ring hält, sondern für eine Unmenge von Eiskörpern. Die Milchstraße, behauptet er, gehöre zu unserem Sonnensystem und bewege sich mit demselben gegen das Sternbild des Herkules. Die Körper der Milchstraße besitzen keine sekundäre Bewegung wie die Planeten, was Hörbiger durch eine Modifikation der Newtonschen Formel begründet. Er ändert dabei die Newtonsche Formel dahin, daß die Anziehungskraft der Massen nicht einfach mit dem Quadrat der Entfernung abnimmt, sondern daß für die großen Entfernungen, welche hier in Frage kommen, die Anziehungskraft eine weitere Abnahme erfährt, welche Hörbiger durch ein Korrektionsglied, das er in die Formel einfügt, begründet. Die Sonne übt demnach auf das Milchstraßensystem keine Anziehungskraft aus. Denkt man sich nun die Milchstraße als aus Eiskörpern verschiedenster

Größe bestehend, so wird mit der Zeit ein Teil der Eiskörper — und zwar die kleineren — durch den Ätherwiderstand zurückbleiben, und diese gelangen so in das Anziehungsgebiet der Sonne. Zu dieser Anziehungskraft, welche noch sehr gering ist, addieren sich periodisch die Einflüsse der äußeren Planeten, und es entstehen in dem konstanten Strome, welcher von der Milchstraße zur Sonne fließt, Stellen, an denen die Zahl der Eiskörper eine weit größere ist, und solche Stellen sind auch die Leonidenschwärme, welche wir beobachten. Dieser Strom bewegt sich in einer spiralförmigen Bahn zur Sonne, und erzeugt, indem er hineinfällt, die Protuberanzen und die Sonnenflecke. Hörbiger zeigte in einem Diagramm den Zusammenhang der Sonnenfleckenperioden mit dem oben erwähnten periodischen Einfluß der Planeten."

Daß Professor Radinger unmittelbar darauf in einem großangelegten Festvortrag das bisherige Werk Hörbigers entsprechend würdigt, möchte zweckmäßig auf späteren Seiten dieses Buches nachgelesen werden.

Eine kleine Begebenheit soll jedoch in diesem Zusammenhang nicht verschwiegen bleiben. Die Kunde von einem „Phantasten", der von der Sonne beschienene Eisstücke im Weltraum schwirren läßt, drang schon damals in einige Kreise. Und eine Briefkastennotiz von „Mutter Erde" gibt etwa zur Jahrhundertwende dahingehend Aufklärung, „daß diese Hörbigertheorie das denkbar Blödeste ist, was seit langem auf diesem Gebiete geleistet worden ist. Besonders die Behauptung, daß diese Sternschnuppen Eismassen der Milchstraße entstammen, ist so absurd, daß es unnütz ist, darüber zu verhandeln." Der damals junge Bruno H. Bürgel, der nachmalig gewiß volkstümlichste aller astronomischen Schriftsteller, schrieb diese Worte. Ein Vierteljahrhundert später (im Juli 1926) glaubt er sich in einem Artikel der „Berliner Morgenpost" erinnern zu können, daß schon Ende der neunziger Jahre sein alter Freund Meyer kosmisches Eis (Alpen) befürwortet habe, was neuerdings (!) Hanns Hörbiger tut! Vergaß er doch nur zu sagen, daß jener Uraniameyer schon Mitte der neunziger Jahre erst durch Hörbiger auf dieses kosmische Eis aufmerksam gemacht wurde, es anfänglich aber für unmöglich hielt! Kurzum, es scheint nicht jedermanns Sache zu sein, Geschichte zu schreiben.

Vielleicht darf ich auch weiterhin an die Tatsache erinnern, daß der gleiche Dr. M. Wilhelm Meyer noch kurz vor seinem 1910 erfolgten Ableben auch ein Mondbuch im Rahmen der weit verbreiteten Kosmosbücher herausbrachte, das in mancher Hinsicht ein verstecktes Bekenntnis zu Hörbiger enthält, ohne diesen Namen auch nur zu erwähnen. „Dennoch kann man sich an vielen Orten der Mondoberfläche des Eindrucks nicht erwehren, daß hier einst eine Flüssigkeit weite Gebiete überschwemmt hat, die später fest wurde... Es könnte sich entweder um wirkliches Wasser gehandelt haben, das jetzt zu Eis erstarrt ist oder um eine magmatische Flüssigkeit... Gewisse Formationen an den Rändern der Mareebenen zeigen bei entsprechender Beleuchtung deutlich, wie sie einst reguläre ‚Ringgebirge' gewesen sein müssen, die später auf der Mareseite teilweise in jenem überflutenden Stoffe ‚ertrunken' sind ... Es macht offenbar den Eindruck, als ob durch die Senkung der Mareebenen der Boden gerissen ist, während die Bergadern wie von den Ufern rückschlagende, erstarrende Wellen aussehen..." Der Betonung, daß wesentlich andere Kräfte als wie sie auf der Erde tätig waren die Oberfläche des Mondes gestaltet haben, folgt der Vermerk, „daß die große Frage immer bleibt, ob wir uns jene von den irdischen so sehr verschiedenen Mondgebilde überhaupt als durch vulkanische Kräfte hervorgebracht zu denken haben... Pickering sagt ausdrücklich, daß er sich diese Erscheinung (schrittweise Verdunkelung der Wallebene Plato, Verf.) nicht anders als durch ein allmähliches Feuchterwerden der Oberfläche erklären könne, indem Eis oder Reif bei höhersteigender Sonne schmilzt und das entstandene Wasser in den Boden sickert. Wenn dann über die Mittagszeit hinaus der Boden wieder auftrocknet, wird er beobachtungsgemäß wieder heller..." Die Hinzufügung Meyers, daß durch die Sonnenstrahlen erzeugter Wasserdampf sich mindestens zum Teil wieder als Reif niederschlagen kann, ist schon bezeichnend! Seine weiteren Bemerkungen über das Rätsel der Strahlensysteme, über die möglichen Eisvorräte auf dem Monde, oder über die physikalisch zu rechtfertigende Existenz von Eis, das im luftleeren Raum erhaltungsfähig ist, weichen kaum von Hörbiger ab.

„Wir konstatieren, daß wir durch die Annahme von Eis auf dem Monde nirgends in Widerspruch mit beobachteten Tatsachen gekommen sind!" Also geschrieben 1909, fünfzehn Jahre nach der Entdeckung des Mondeises durch Hörbiger!

Dieses Paradebeispiel sollte genügen, um denen die Augen zu öffnen, die Hörbiger bekämpfen, ohne auch nur einen richtigen Begriff von so mancherlei „Anleihen" zu haben, die unsere Wissenschaft billigerweise mehr und mehr unbewußt bei Hörbiger macht (vereiste Großplaneten, Rückkehr zur Katastrophentheorie, Deutung des Tierkreislichtes usw.). Das Werk über diese Begebenheiten ist auch noch nicht geschrieben! Hat man ein Gefühl für Wahrscheinlichkeitsrechnung, so dürfte sich ergeben, daß noch manches Jahrzehnt zu verstreichen hat, bis das Anleihegeschäft so weit gediehen ist, daß das Welteis hochschulfähig wird. Dann wird man vielleicht die Entschuldigung finden, daß Hörbiger ja nur „erschaut", was mühsame Gelehrtenarbeit erst streckenweise erarbeitete! Und nur wenige werden es sein, die sich der ewig jung bleibenden Weisheit entsinnen, daß geistvolle Vernunftschlüsse, „sich auf den Flügeln des Gedankens über den beschränkten Kreis der erdenschweren Wissenschaft erhebend" (Prof. Kahn) noch immer bislang verborgen gebliebene Wahrheiten in ihren

Wesenszügen vorausschauend zur Entdeckung brachten! Doch genug des kritischen Spieles!

Noch in die neunziger Jahre fällt das Bekanntwerden Hörbigers mit Philipp Fauth. „Nebst dem gegenwärtig besten Kenner des Mondes bedurfte ich des nachsichtigen Beichtvaters, treuen Freundes und guten Menschen, bei dem ich mich als erschütterter ‚Seher' brieflich aussprechen konnte, ohne erst jedes Wort auf die Wagschale legen oder vorsichtige Irrtumsvorbehalte machen zu müssen. Und diesen begeisterten Sternfreund fand ich 1898 in Landstuhl, also fern von Budapest. Fauth, der sein väterliches Erbgut zur Schaffung einer eigenen Mond- und Planetenwarte verwendet hatte, schien mir geradezu durch die Vorsehung zum ersten ‚Mitseher' bestimmt, der nichts von dem entmutigenden Gelehrtenstolz besaß, den ich mit wenigen Ausnahmen auf den Staatssternwarten und sonstigen Forschungsinstituten bis dahin und auch seither angetroffen hatte. Es schien mir auch ermutigend, daß Fauth nicht im Spezialfach aufging, sondern weitgehendsten Interessen huldigte."

Fauth, am 19. März 1867 in Bad Dürkheim in der Pfalz geboren, zeigt schon früh eine besondere Neigung zur Beobachtung des Sternhimmels, widmet sich bereits in den achtziger Jahren optischen Experimenten und beginnt 1885 mit einem kleinen Handfernrohr den Himmel zu durchmustern. In der Folgezeit mit einem 72-mm-Fernrohr in Kaiserslautern arbeitend, sammelt er die ersten wissenschaftlich wertvollen Beobachtungen. 1890 schlägt er seine erste mit einem Paulyobjektiv von 162 mm Öffnung und 270 cm Brennweite ausgerüstete Sternwarte auf. Schon 1895 sieht er sich mit Unterstützung der Preußischen Akademie der Wissenschaften in die Lage versetzt, auf dem Kirchberg bei Landstuhl (16 km westlich von Kaiserslautern) einen Sternenturm zu erbauen. Dort sehen wir ihn lange Jahre hindurch an einem 176-mm-Pauly-Apochromaten von drei Meter Brennweite unzählige erfolgreiche Nächte als Beobachter verbringen. Daneben stehen ihm aber mehrere größere Objektive, zudem ein Schmidtscher Parabolspiegel von 200 und 260 mm Öffnung zur Verfügung. Damit ist ihm das seltene Glück zuteil geworden, an zahlreichen, verhältnismäßig mächtigen Fernrohrtypen seine Erfahrungen sammeln zu können, und sich einen hochgeachteten Namen im Rahmen der Fachleute zu schaffen.

Ein Würdigungsblatt zum sechzigsten Geburtstag Fauths hebt (damit verbunden) sein außergewöhnlich feinsichtiges, auf die geringsten Helligkeits- und Farbenunterschiede reagierendes Auge hervor, desgleichen seine feine Strichführung des Zeichnens. Nur so wäre es ihm möglich geworden, „als Planetenbeobachter und Feinkenner unseres Mondes allmählich an die erste Stelle unter den Meistern der Beobachtungstechnik in allen Ländern zu rücken." Der also berichtende Fachmann dürfte schon recht behalten, sofern er an die über zweitausend von Fauth geschaffenen Jupiterzeichnungen, an die Hunderte von Marsskizzen und die tausendfachen Sonnenbeobachtungen erinnert, die Fauth inzwischen gesammelt hat. Seines Lebens Höhenwerk als beobachtender Astronom, aus der zeichnerisch (bis in die feinsten Details) nahezu vollkommen aufgenommenen Mondoberfläche eine Mondkarte in dem noch niemals auch annähernd erreichten Maßstab von 1 : 1 000 000 zu schaffen, harrt noch der Erfüllung. Das alles konnte der bis vor wenigen Jahren noch im Lehramt tätige Mann nur dank eines außergewöhnlichen Fleißes und nie ermattender Schaffenfreude leisten.

Damit habe ich aber nur den sozusagen halben Fauth umrissen, denn seine besten Lebensjahre sind ebensowohl dem Werke Hörbigers gewidmet. Vielleicht darf sogar die Vermutung ausgesprochen werden, daß die zu Ende 1912 erschienene „Glazialkosmogonie" niemals das Licht der Welt erblickt hätte, vielleicht weit später erst oder noch heute auf sich warten ließe, so Fauth nicht den ganzen ungeheuren mit Hörbiger geführten Briefwechsel geistig verarbeitet hätte, aus dem schließlich das Werk entstanden ist. So darf Fauth zum mindesten das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, die Ideenwelt Hörbigers erstmals weiteren Kreisen vermittelt zu haben.

„Er war," bekennt Hörbiger 1918 einmal, „überhaupt mein Lebensretter, mein Erlöser aus den Qualen des Alleinwissens ungeheurer Dinge! Und niemand hat ein Recht an der Stoffanordnung, an der Formgebung, an der Sprache, an der teilweisen Flüchtigkeit und grellen Unruhe so mancher Zeichnungen, an den miteingeflossenen Seufzern und Jauchzern, an den halbmetaphysischen Aus- und Seitenblicken, an einzelnen Wiederholungen, Anklagen und Vorwürfen usw. allzu voreilige Kritik zu üben, der das Werk in den wichtigsten Abschnitten nicht mindestens dreimal durchgenommen hat. Noch ist die Geschichte dieses Werkes nicht geschrieben!!" Auch ich habe in diesem Buche diese Geschichte nicht zu schreiben und könnte sie auf wenigen Bogen auch gar nicht meistern, sondern kann nur in wenigen flüchtig groben Strichen eine Andeutung über eine bewunderungswürdige Leistung geben. Ich sehe sie alle vor mir liegen, diese Tausende und Abertausende von Briefen, Skizzen, Zeichnungen, Telegrammen, Projekten, Plänen, Pausen, Korrekturen, Karten, Modellen, Blaupausen, Literaturnachweisen, Schriftwerken und Verzeichnissen, sehe sie heute ruhen wie ein fast undurchschaubares Konglomerat gehäuften Papiers, wage sie kaum anzurühren und den Geist zu begreifen, der da sagt: Auch hier ist alles in schönster Ordnung, bester Harmonie! Und nicht mir allein geht es so.

„Da habe ich auch erst," schreibt sinnverwandt Dr. Heinrich Voigt, „einsehen gelernt, was alles in dem Werke noch nicht gesagt worden ist

und auf welchen, zum Teil überraschend logischen Wegen viele der Schlußfolgerungen zustande gekommen sind. Ins Grenzenlose aber wuchs mein Erstaunen, als ich gelegentlich eines Besuches bei Fauth den Papierstapel sehen konnte, der den Gedankenaustausch Hörbigers und Fauths bei der Ausarbeitung des Buches umfaßte. In einer Ecke des Zimmers waren die Briefe chronologisch geordnet aufgeschichtet und nahmen im Großquartformat eine Höhe von über zwei Metern ein. Das alles hatte Hörbiger in seiner freien Zeit mit Fauth geistig verarbeitet, der ebenfalls nur nach Schluß seiner Berufsstunden sich damit beschäftigen konnte." Die Größe dieser Leistung vermögen aber vielleicht nur diejenigen vollends zu würdigen, die selbst mit Hörbiger nachmals (wie auch Voigt) in engere Fühlung traten. Dann erlebt man erst so recht die nahezu suggestive Gewalt der sprudelnden Gedankenwelt Hörbigers, der kaum mehr zu entrinnen ist. Weil er eben ständig etwas Neues zu sagen hat, Perspektiven aufreißt, die einleuchtend sind, oder Probleme blitzartig durchsichtig macht, über die manch gelehrter Kopf Jahrzehnte vergeblich brütet! Gibt es doch schlechterdings überhaupt keinen Hörbigerbrief, der sich in sachlichen Dingen bewegend, nicht irgendwie stille Bewunderung auslöst.

Daß Fauth sich dennoch erst 1901 zum Mondeis bekennt und das wahre Gesicht dieser Entdeckung in seiner ganzen Tragweite mit zu durchschauen beginnt, darf erfreulich festgestellt werden. Erfreulich deshalb, weil die anfängliche Nüchternheit dieses kühl besonnenen Forschers der beste Maßstab dafür ist, nicht irgendwie voraussetzungslos oder voreilig von Hörbiger „verführt" worden zu sein. Wurde doch dieser Vorwurf auch Fauth gelegentlich sehr zu Unrecht gemacht. „Erst als er sah," teilt mir Hörbiger heute mit, „wie nach meinem Neunkirchener Vortrag im dortigen Ingenieurverein die Maschinen-, Berg- und Hütteningenieure in wärmetechnischer Hinsicht am Monde zu fragen und zu diskutieren wußten, dürfte ihm der uferlose Mondeisozean zur endlichen Gewißheit geworden sein." Noch in der gleichen Nacht dieses Winters 1901/02 erörtert Fauth die Notwendigkeit einer Veröffentlichung der Welteisperspektiven.

Wohl hatte Hörbiger schon Jahre hindurch da und dort mit Manuskripten und endlosen Briefen aufgewartet, hatte sich Freunde und Gegner geschaffen, aber sollte sein Weltbild irgendwie durchdringen, so mußte es notgedrungen in Buchform erscheinen, um bestimmte Kreise darauf hinzulenken. Wer von beiden, Fauth und Hörbiger, hätte wohl damals je gedacht, daß nahezu ein Dutzend Jahre verstreichen sollte, bis endlich anderthalb Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges das geplante Werk erscheinen konnte! Und wer von beiden hätte sich nur träumen lassen, wieviele Tage des Unmuts und der Sorgen, wieviele qualvolle Stunden und schlaflose Nächte noch durchkostet werden sollten, bis all das noch hineinverarbeitet war, was sich während der Bearbeitung an ergänzenden Ausblicken, Verbesserungen und Nachträgen zwangsläufig ergab! Wie auch Hörbiger immer selbst in Briefform zur Entdeckungsgeschichte dieses Werkes sich äußert, schwillt diese Geschichte zu einer gewaltigen Apotheose seltener Tragik an.

1903 weilt Hörbiger beruflich in einem kleinasiatischen Bleibergwerk, entwirft eine ausführliche Sternschnuppenarbeit und schickt diese an Fauth. Dieser überantwortet daraufhin seine bereits begonnene Welteisabfassung dem Feuer. Zwei Jahre regen Briefwechsels verstreichen und führen zur Aufstellung eines allgemeinen Planes, der eine Buchausgabe von zwölf Bogen (zirka 200 Druckseiten) vorsieht. Die Arbeit beginnt, schreitet auch fort, um bald darauf wesentlich gehindert zu werden. Hörbiger leidet ständig mehr an Schlaflosigkeit und allerlei Beschwerden, fühlt sich ermattet und entschließt sich, dem schon 1891 gegebenen Rat eines Bekannten Folge zu leisten, d. h. sich in Niederlindewiese bei Freiwaldau im alten österreichischen Schlesien (jetzt Č. S. R.) einer sogenannten Schrothkur zu unterziehen. Eine Roßkur im wahrsten Sinne, mit Dursttagen und Schwitzmanövern, nach Hörbigers Urteil aber dazu angetan, alle angehäuften Körperschlacken zu beseitigen, das Blut zu entleimen, der Unterernährung lebenswichtiger Organe vorzubeugen, und neue Lebenslust und Arbeitsfreude zu wecken.

Aber diese Kur allein wäre kein allzugroßer Hinderungsgrund für ein gedeihliches Fortschreiten der Welteisarbeit gewesen, wenn nicht im gleichen Jahre 1906 sehr wesentliche Einsichten zur Deutung der Eiskörperfallbahnen und damit verbunden zur Erklärung der jährlichen Häufigkeitskurve (Variation) der Sternschnuppen geführt hätten. Daß alle Planetenbahnen sich senkrecht zum Sonnenflug zu stellen geneigt sind, ein Vorgang, der heute in unserem Sonnensystem noch keineswegs erreicht ist, war Hörbiger längst kein Geheimnis mehr. Aber auch für alle umlaufenden Monde muß schließlich dieselbe Gesetzmäßigkeit Gültigkeit haben, d. h. jeder Mond muß das Bestreben zeigen, seine Bahnebene im Umlauf um seinen Planeten senkrecht zum Sonnenflugzielpunkt einzustellen. Bei den vier Uranusmonden ist dieser Zustand nahezu, bei dem einzigen Neptunmonde Triton (dem hier in Frage kommenden Einfluß Jupiters zur Verzögerung der Steilaufrichtung fast entzogen) bereits erreicht. Durch diese Erkenntnis ist es Hörbiger nicht nur gelungen, auf vollständig neuartige Weise die Flugzielrichtung der Sonne entsprechend seiner Vorausschau zu entdecken, sondern im Zusammenhang damit mit einem Schlage ein Bild von der räumlichen Verteilung des kosmischen Eiszuzugs und der gehäuften oder verminderten Eisbeschickung im Laufe eines Jahres zu gewinnen.

Wenn ich mich hierüber auch nur leise andeutend verbreiten kann, so

möchte ich dennoch den Hinweis nicht unausgesprochen lassen, daß sich gerade hinter dieser „Tritonentschleierung" eine Glanzleistung Hörbigers verbirgt, die nicht nur die ureigene Schlußfolgerungskraft seiner Lehre erneut erweist, sondern um die ihn, wie gelegentlich ausgesprochen wurde, „hundert und mehr Naturforscher beneiden können". Noch ganz im Taumel der ersten Freude und Begeisterung stehend richtet er ein diesbezügliches, über hundert Worte zählendes, Telegramm an die Kieler Sternwarte, der Sammelstelle für astronomische Entdeckungen. Aber niemand regt sich dort sonderlich darüber auf. Man nimmt Notiz und schweigt. Schon kurz zuvor hatte sich Hörbiger bei dem alten Hofrat Weiß eine erneute Absage geholt, der die außergewöhnliche Neigung der Tritonbahnebene für puren Zufall hielt. So war er wieder einsam geblieben mit der ihn „fast erdrückenden" Erkenntnis.

Selbstredend erfährt Fauth davon, muß aber nun seinerseits dies alles in schon gefertigten und teilweise gedruckten Manuskripten mit hineinverarbeiten, muß streichen und ergänzen, ausfeilen und verbessern. Hat doch schon der Druck des Werkes begonnen und die Aufregungen wachsen um so mehr, als das ständige Ändern und Bessern nicht gerade leicht ist, und der Text sowieso schon mehrmals umgeschrieben war. Viele zu spät zur Vollendung gediehene Zeichnungen können dem Text nur gerade lose eingeschoben und ungenügend beschriftet werden, ohne mit dem Text in erwünschtem Zusammenhang zu stehen. Diese Martern stellen sich schon 1907 ein und dauern in der Folge Jahre hindurch. Als man beim elften Bogen angelangt ist, heißt es, mit dem erst roh bearbeiteten meteorologischen Teil zu beginnen. Und wie man beim neunzehnten Bogen steht, ist das umfassende Gebiet der erdgeschichtlichen Vergangenheit noch gar nicht behandelt. Längst weiß man, daß auch mit zwanzig oder einigen Bogen mehr nicht auszukommen ist, und längst ist man sich darüber klar, daß das wetterkundliche und erdgeschichtliche Geschehen nicht wie ursprünglich gedacht als Ganzes zusammenfassend dargestellt werden kann.

Fauth vertröstet wiederholt die Mitleser der Korrekturen. Auch ein fünf Monate währender Urlaub gestattet nicht das Werk zum Abschluß zu bringen. Es ist 1909 geworden, wie Hörbiger gerade die dringendsten geologischen Zeichnungen notdürftig beendet hat, Fauth jedoch schon vordem gezwungen war, eine Fülle geologischen Stoffes zu verarbeiten, was Hörbiger für nützlich hielt. Hält man sich vor Augen, daß während der Bearbeitung des wetterkundlichen Teiles dauernd erweitert werden muß, ganze Teile eine fünf- bis sechsmalige Umarbeitung verlangen, daß Hörbiger nie fertig werden kann und Fauth sich ständig vor neue Schwierigkeiten gestellt sieht, so mag man ermessen, unter welchen Qualen der Schöpfer und der Bearbeiter mitunter zu leiden haben. Bald wird der Verleger ungeduldig und verlangt Kaution, bald können bereits gefertigte Bildstöcke nicht verwendet werden, da sie durch neue ersetzt werden müssen — oder als unzureichend erkannte Abbildungen müssen stehen bleiben, da sich der textliche Teil nicht nochmals umkrempeln läßt.

Hörbiger erkrankt im Herbst 1910 an Lungenkatarrh, muß ausspannen, liest aber dennoch die Korrekturen des erdgeschichtlichen Teiles und arbeitet nun seinerseits erhebliche Teile völlig um. Es ist bereits Spätsommer 1911, als der 527 doppelspaltige Lexikonseiten umfassende Druck vorliegt und Fauth nurmehr das Nachwort zu liefern hat. In Regensburg trifft er sich mit Hörbiger und beide sind sich darin einig, daß der geologische Teil ausführlicher als der meteorologische, und dieser viel ausführlicher als der kosmologische geworden ist, daß die Bearbeitung keine Einheitlichkeit aufweist, daß Sonnenphysik, Sternschnuppen- und Milchstraßenproblem viel zu kurz behandelt sind. Während der ganzen Jahre der Bearbeitung und des Druckes hat sich aber gerade hierzu ein im Werke noch nicht genügend berücksichtigter Stoff angehäuft, so daß die Zugabe eines Anhanges geboten erscheint. Obwohl dieser Anhang schließlich auf 250 Druckseiten anschwillt, scheinen Hörbiger noch gewichtige kosmologische Nachträge zu fehlen. Ebensowohl möchte er noch manche Abspiele des sonnenflüchtigen Eises ausführlicher behandeln und tiefer begründen. Da verliert, man möchte sagen gottlob, der Verleger die Geduld. Es heißt jäh schließen. „Unter ganz unsäglichen Qualen, auch mit meinem Kompagnon, hatte ich endlich mit Fauth das Werk hinausgebracht, dessen erster Einband noch naß vom Buchbinder mich zu Weihnachten 1912 mit Katarrh und Fieber im Bette fand." Zwölf und mehr lange Jahre war daran gearbeitet, gezeichnet und geschrieben und einhalb Dutzend Jahre gedruckt worden!

Der unberufen alleinige Schöpfer der Glazialkosmogonie, Hanns Hörbiger, hat sein Werk in die Lande geschickt, um nun die Wirkung abzuwarten. Zur rechten Stunde hatte er in Fauth den Partner gefunden, der ihm die Veröffentlichung ermöglichte, indem er für große Teile die Bearbeitung übernahm und deshalb zu Recht als Verfasser von „Hörbigers Glazialkosmogonie" zeichnen konnte. Die Polarität des Weltgeschehens, wie sie die Welteislehre kündet, findet allenthalben in Hörbiger und Fauth ein gleichnisstarkes Gegenstück! Das umreißt mit drei Sätzen die Situation, über die mitunter schon viel Irrtümliches verbreitet worden ist.

Und die Wirkung des Werkes selbst? Ich muß im folgenden schon etwas Selbstverrat üben, und erst wenn ich das letzte Wort gesprochen habe, möge entschieden werden, ob Hörbiger nicht schicksalsschwer genug die Kerbe zwischen zwei Zeitaltern ist.

Ein neuer Himmel grüßt die Erde

Solange Menschen denken, haben sie die Welt vieldeutig umschrieben. Gestern so und morgen anders. Der Mensch ist ein Glückskind, das sich zuerst am Gefundenen freut, um schließlich wieder froh zu werden, dasselbe zu verlieren. Der Mensch muß eben die Kleider wechseln, sonst geht er geistig zugrunde.

Das ist das ganze Geheimnis eines freudigen Forschens und alles weitere ist schal gewordener Most. Und diesen Most möchte schon niemand mehr verdauen, es sei denn, es würde bei seiner sonstigen Verkalkung auch dieser Most nicht mehr schaden. Es gibt solche Genügsamen, solche inwendig Hohlen, solche Statistennaturen des ewigen Nurzählens, Nurwägens, Nurprobierens. Sie sind die flügellosen behäbigen Weibchen im Reich der menschlichen Insekten. Sie fürchten jeden Kleiderwechsel, jeden beschwingten Flug zum Äther, jede große Abrechnung, jeden großen Stürmer jenseits der geistig eingeweckten Konservenspeisen. Sie bleiben lieber unter dem Dosendeckel sitzen und fürchten das Licht, die Befreiung aus der dumpfen Behaglichkeit, aus der gelehrt verbrämten Nüchternheit. Sie tun gescheit aus notwendiger Beschränktheit und verurteilen alles, was sich zu Beginn nicht auf eine mathematische Formel bringen läßt. Es wäre schon ein Unglück, wenn zwei mal zwei plötzlich fünf ergäbe.

Für diese allein ist der neue Himmel Hörbigers vorerst noch nicht geschaffen. Darum befehden sie ihn aus der Konservenbüchse heraus. Das ist billig, kostet nicht viel und erzeugt bei manchen Leuten sogar Wohlgefallen. Aber es gibt Mächte im Leben, die sind stärker als alles Konservenbüchsenwissen zusammen. Sie lassen sich nicht beschreiben, sie sind plötzlich da, reißen mit, erst wenige, dann mehr, dann Tausende, dann Millionen. Das ist der Weg, den Hörbigers Himmel augenblicklich beschritten hat. Es ist der Himmel, von dem schon die alten Babylonier etwas ahnten, als sie die Milchstraße zum segenspendenden Partner für irdisches Gedeihen erhoben. Ein wundersamer Himmel fürwahr, wert,

den ganzen Durst nach neuer Perspektivität des Daseins zu stillen. Eine Feststellung und keine Übertreibung, wohlverstanden!

Man muß diesen Himmel erlebt haben, muß eingedrungen sein in seine ganzen Geheimnisse, seine Verlockungen und seine urschöne Weite, um diese Feststellung überhaupt nur wagen zu können. Dann hat man auch erst den Mut, zu seiner Verteidigung bereit zu sein. Man verteidigt ein Stück Kultur damit, das notwendig wieder erwachen muß, ein Avalun der Seele, das kein eitler Hochmut zu bändigen vermag. Man wendet sich an alle, denen das Hoheitsgesetz des Lebens mehr wert ist als statistisches Werten aus Wissenschaftsbedürfnis allein. An alle zunächst, die selbst irgendwie schöpferisch tätig sind und an die weiteren, die hieraus Erbauung und Erquickung ernten.

Wir definieren das Leben und sagen, es sei eine ewige Sehnsucht nach Mutterschaft. Und wäre dem nicht so, auch der letzte Mensch hätte schon längst das Zeitliche gesegnet. Es ist die Urlust des Zeugens, die das lebendige Dasein wach erhält. So frohlockt die rote Blüte nur um der Bestäubung willen, so ruft der Schmelz auf den Wangen eines schönen Kindes den Partner herbei. So war es immer und wird nie anders sein. Gegensätze streben einander zu, berühren sich und vollenden sich im Mysterium der Geburt. Ein notwendig altes Gesetz, das niemand ernstlich verleugnet. Aber jenseits unserer Erde, möchte es auch dort regieren?

Es haben wohl Köpfe mit dieser Möglichkeit gespielt, aber die Sache nie einheitlich zu Ende gedacht. Den Darwinismus haben sie einmal ganz in den Himmel gehoben und vom Kampf ums Dasein der Gestirne gesprochen. Das war auch alles — und wenig. Ganz großartig taucht ja dann ein Himmel in der Antike auf. Es war schön, dieses lustige Geflacker der bunten Laternen da droben und das Geplänkel der Götter dazu. Die Aufklärung hat damit aufgeräumt. Aber diese „Aufklärung" hatte eine gefährliche Seite trotz allem. Sie zerpflückte die Welt in tausend bunte Schnitzel, einer Wiese mit mutwillig abgerissenen Blumen gleichend. Auf jeden Schnitzel wurde eine Weltausdeutung zu bauen versucht, schlug notwendig jedesmal fehl, man meisterte wohl Einzeldinge im Chaos, aber brachte es zu keiner Erkenntnis des Kosmos. Kein Wunder, daß bei der Vieldeutigkeit der Lehrmeinungen jedes Gefühl für kosmisches Denken verloren ging. Denn kosmisches Denken besagt, die Welt als Ganzes im Fluß ihres Geschehens zu begreifen und die Erde als eng verkettetes Glied dieses Geschehens zu betrachten. Das heißt der Welt eine Sinngebung verleihen und das hat Hörbiger seit Jahrhunderten erstmals wieder getan.

Möchte trotz der erzählten Entdeckungsgeschichte zusammenfassend verstanden sein:

Dieser Kosmos als Ganzes unterliegt dem Gesetz der Mutterschaft

ebenso wie diese Erde als Teil. Riesensterne, Glutgiganten, das heißt Sternmütter (wie solche vereinzelt feststellbar sind) schweben im All. Und eine Zeugung geschieht jedesmal, sobald ein stark wasserdurchtränktes oder vereistes Gestirn dem glutenden Leib einer Sternmutter verfallen ist. Aus der Umarmung von Glut und Eis erblüht das ferne Schicksal einer Sonnenwelt. In der Regel so, daß zur geeigneten Zeit nach dem Zeugungsakte sich die Sternmutter eines Teiles ihrer Masse entledigt und diesen mit unausdenkbarer Gewalt und Geschwindigkeit in den Weltraum jagt. Die Geschwindigkeit trotzt schließlich der anziehenden Kraft der Mutter, ein wirbelnder Gluthaufe hat sich zeitig auf eigene Füße gestellt und das Kind, eine werdende Sonnenwelt, wächst heran. Nicht in endlose Fernen reichende Schwerkraft bindet die Gestirne untereinander, keine Sonnenwelt ist einer übergeordneten hörig, sondern sie vollendet ihre Weltraumfahrt auf Kosten der Abschußenergie am Tage ihrer Geburt. So sind, um dies nochmals auszusprechen, die Wanderfahrten aller Sonnenwelten Trägheitserscheinungen. Es könnte etwa der Sternstrom der Hyaden zeigen, wie eine Sternmutter schon reichlich viel Kinder in die Welt geschickt. Auch unsere eigene Sonnenwelt wäre somit nichts anderes als das herangewachsene und sich weiter vollendende Kind einer Glutgigantin, mit einer Wanderfahrt vom Taubesternbild her zum Herkules hin.

Das wäre demnach das oberste Gesetz des Kosmos: Aus ewig ruheloser Sternenzeugung wachsen Sonnensysteme heran, entwickeln sich, formen in sich Planeten und Monde — und schließen ab, sobald die das System beherrschende Sonne die ganze sie umschwingende Gestirnsmasse herangelockt und sich einverleibt hat. Es kann dann dieser Sonnenkörper entweder selbst zu einer Art Sternmutter sich vollenden oder erkalten, das heißt zum kosmischen Sperma bei einer Begegnung mit einer Glutgigantin werden. Ein Kreis wäre geschlossen, der den ewigen Bestand des Weltalls rechtfertigt, von dem aber das Wundersamste erst noch zu sagen übrigbleibt. Es ist die Geschichte einer Sonnenwelt selbst, die wir vorläufig ganz übersprungen haben und aus deren Andeutung heraus erst verständlich wird, in wie wohlgeordneten Bindungen sich der Kosmos in seiner Gesamtheit gefällt.

Es ist ein Wesenszug wohl aller glutenden Gestirne und Sonnen, irgendwie Wasserstoff auszuatmen und dem Weltraum mitzuteilen. Unsere Sonne selbst verrät dies zum mindesten einmal an ihren gewaltigen Glutgasspringern. Und selbst ein oberflächlich erkalteter Körper, wie unsere kleine Erde, dürfte sich noch zeitweise in Wasserstoffabgabe (Vulkanismus) dem Weltraum zu ergehen, wie es unbeschadet der Ansichten Hörbigers von Physikern bisweilen behauptet wird. Und gerade für den Erdstern bedeutet dies wiederum einen Verlust an vordem vorhandenem Wasser, das irgendwie ergänzt werden muß. Wesentlich ist die Erkenntnis, daß bei Wasserstoffverlust eines Gestirns vordem Wasser existiert, das so oder so in seine Wesensbestandteile, in Wasserstoff und Sauerstoff, zerlegt worden war. Und bedeutsam ist die gewonnene Einsicht, daß dieser Weltraum unentwegt mit Wasserstoffgas gespeist wird.

Bringen wir diese Einsicht auf eine nicht ganz willkürliche Formel, so bedeutet diese: In einer noch nicht ganz erfaßbaren denkbar feinsten Verteilung erfüllt Wasserstoff den Weltraum und es wäre dieses Medium allenfalls dem vielumstrittenen Äther gleichzusetzen. Der Weltraum ist demnach nicht völlig leer, und das ihn erfüllende Medium muß jedem wandernden Gestirn, jeder Gestirnsbewegung einen Widerstand entgegensetzen. Ist dieser Widerstand auch kaum meßbar noch, er ist jedenfalls da und je nach der Größe eines Weltenkörpers oder eines Gestirns wirkt er sich verschieden aus. Nur bedingt in die Ferne wirkende Schwerkraft, Widerstand bereitendes Weltraummittel und der ewig währende Gegensatz von Glut und Eis sind im Grunde die wesentlichen Stützen des in einzigartiger Harmonie und Geschlossenheit sich vollziehenden Weltgeschehens! Es bestimmen diese Stützen notwendig das kosmische Großgeschehen bei solchen zur Empfängnis bereiten Sternmüttern, wie auch das kosmische Kleingeschehen im Rahmen einer Sonnenwelt. Auch hier spielt zumal kosmisches Eis eine so wesentliche Rolle, daß ohne dasselbe unser Erdstern schon längst kein Leben mehr trüge.

Eine zwangsläufig sich ergebende Behauptung — wie ja alles und jedes in diesem Hörbigerweltbild zu einem gigantisch großartigen Kreise schließt, lückenlos und organisch geordnet sich erschöpft.

Das kosmische Eis unserer eigenen Sonnenwelt ist ja selbst nur wieder ein Bestand aus Frühtagen ihrer Werdensgeschichte her. Als der von der Sternmutter abgeschossene, ihr für immer entflohene und sich drehende Glutkörperknäuel durchs Weltall stürmte, sog er zunächst kreiselpumpenartig gewaltige Mengen Weltraumwasserstoff an sich. Wasser (im Verbundenwerden mit Sauerstoff) war das sich bildende Produkt, Wasser in Riesendampfschwaden den Glutknäuel umlagernd, um sich schließlich zu einem die heranwachsende Sonnenwelt ringartig umspannenden Eiskörpergewölke (Eismilchstraße) zu formen. So füllt sich auch eine Lücke, die noch offen geblieben war: Dem Weltraum wird Wasserstoff nicht nur dauernd zugeführt, sondern bei Geschehnissen wie einer sich bildenden Sonnenwelt gleichwohl wieder entzogen. Überschuß und Verbrauch halten sich die Wage.

Wer hellhörig den Regungen der Gegenwart folgt, der verspürt deutlich den Ruf nach dem Rhythmus darin. Rhythmisches Geschehen sei ein Höhengesetz, auf das letzten Endes alles zu bringen sei: Der Lauf der Gestirne, die Tätigkeit der Sonne, das Abspiel des Wetters, das Schicksal

des Erdkörpers, das Getriebe des Lebendigen, das Ureigentümlichste nicht zuletzt des Menschenkörpers und seiner geistigen Betätigung. Nun — wir haben diesen Rhythmus in der Weltenschau Hörbigers vor Augen, wie er nicht wünschenswerter gegeben werden könnte. Haben ihn vom jüngsten Tage unserer Sonnenwelt an, haben ihn heute darin und dürfen ihn in Zukunft darin erwarten.

Nicht die Werdensgeschichte unserer Sonnenwelt selbst gilt es hier zu erzählen, das steht auf anderen Blättern geschrieben. Nur die Vorstellung soll siegen, daß ein Meister des Schauens sich selbst übertraf. Wer einmal selbst in die Urgründe geblickt hat, aus welchen Hörbiger das Gegenwartsgeschehen herleitet, das Jüngstvergangne dieses Erdkörpers erschließt und damit schon das Zukünftige erspähen kann, — den möchte vor allem nicht mehr die dem gangbar wissenschaftlichen Denken so ungeheuerlich erscheinende Eismilchstraße befremden. Aus rhythmischem Geschehen selbst emporgedämmert, diktiert dieses milchig dreinschauende Band unserer Sternnächte noch heute den einzigartigsten Rhythmus des kosmisch-irdischen Daseins überhaupt. Gespeist mit der Abschußenergie der Sternmutter vor Jahrbillionen stürmt auch dieses Eiskörpergewölke dem Sternbild des Herkules zu, unsere Sonne und die wenigen noch heute verbliebenen Planeten ringmitten hinterdrein. Und das Weltraummittel bremst etliche der voranstürmenden Eiskörper ab, Sonne und Planeten holen diese auf, und Eiskörper verleiben sich der Glutgashülle der Sonne oder auch der obersten Luftschicht unserer eigenen Erde ein. Die Sonne zersetzt das Eis und bewirft je nach der Stärke des Eiszuzuges wiederum auch die Erde mit feinstem Eisstaub und erdeingefangene Milchstraßenblöcke lösen dorten die plötzlich hereinbrechenden großen Unwetter und Hagelkatastrophen aus.

Im Sonnenfleck das sichtbare Zeichen für kosmische Eiszufuhr, im Tierkreislicht ein solches für sonnenflüchtigen Eisstaub zu erkennen, in der durch Hagelschlag vernichteten Erdflur das kosmische Walten zu registrieren, — kein Astronom als solcher hätte hinter dieses Geheimnis gelangen können. Nur der mit der Wärmetechnik vertraute Praktiker konnte es, und nur ihm brauchte es nicht mehr für sinnlos erscheinen, daß Eis tatsächlich in die Sonne stürzen kann. Nur er konnte, wie auch kein Meteorologe noch, die Folgerungen daraus ziehen, daß die Gesamtwetterlage der Erde von dieser zwiefachen kosmischen Eis- bzw. Wasserangliederung bewirkt wird. Und wiederum nur er konnte die hier zu einem Riesenknäuel verschlungenen Zusammenhänge und Zusammenläufe des Geschehens lockern und entwirren, um auch das kleinste Rädchen im großen Getriebe des Ganzen in seiner rhythmischen Bedingtheit zu erfassen. Um zeigen zu können, warum Tropenregen gesetzmäßig wandern, Sternschnuppen als Sonnenlicht reflektierende Eismilchstraßenkörper leuchten, warum Zirruswolken schweben, meteorologische Tiefs entstehen, warum die wechselnden Bahnverhältnisse der Planeten den kosmischen Eiszuzug fördern oder hemmen, somit die Periodizität des Wetters, nasse oder trockene Jahre, bewirken, — warum und wieso unser gesamtes Wirtschaftsleben hier aufhorchen muß und warum, gemessen an tausend anderen und ähnlichen Begebenheiten, eine Revolution unseres Deutens und Erkennens sich vollziehen muß.

Es liegt urgewaltig Kühnes in dieser seltenen Perspektive, daß das seit kosmischer Ferne gespeicherte Eis gerade gut genug ist, unserer einzigartigen Erde und ihres lebendigen Daseins zum Segen zu gereichen. Wir streiften, wie diese Erde selbst Wasser zersetzt, Wasser dem Innern zu bindet und folglich Wasser verliert. Wir stellen ein nüchternes Rechenexempel an und erschrecken, wie trotz aller Ozeanmengen der Wasservorrat der Erde an sich lächerlich gering ist. Aber die noch immerdar spendende kosmische Wasserquelle ist entdeckt und läßt begreifen, daß heute noch Wälder grünen, Auen sprossen, Nachtigallen schlagen und ewiger Sehnsucht voll Menschengedanken zu Sterngefilden wandern. Und wenn es eine Stunde der Andacht gibt, die ganz groß sein möchte, dann ist es die vor dem Milchstraßenwunder selbst. Und daß diese Mutter Erde die einzige grüne Oase im Sonnenreiche ist, hängt innig mit dessen Bildungsgeschichte zusammen. Die sonnenfernsten Großplaneten mußten sich selbst zu stark wasserdurchdrängten und mit Eisrinden bedeckten Weltkörpern gestalten, die sonnennahen Planeten aus anderen Gründen ein Ähnliches erfahren und Mars, dieser erdennahe Jünger, hat nochmals eine besondere Aufgabe mitbekommen. Er ist der Erde zum Schutzschild geworden, der diese vor allzu starkem Andrang mit kosmischen Eiskörpern bewahrt. Er rettet dieser Erde ihre grünenden Gefilde, ihr jauchzendes Leben Jahrmillionen hindurch, um selbst aber schon längst als hoch überflutetes und dick eisüberkrustetes Wüstenkind im All zu wandern.

Wenn auch erzählt wurde, wie Hörbiger zu seiner Weltenschau gelangte, so gewinnt diese doch erst an Lebendigkeit und würdiger Größe angesichts einer vertieften Beschäftigung mit ihr. Nicht oft genug soll dies betont sein. Es ist etwas Ergreifendes, schon heute zu sehen, wie vielfach anregend diese Weltenschau auf solche wirkt, die von höherer Warte aus der Welt etwas zu sagen haben. Aber es darf ebensowohl ausgesprochen werden, daß diese Anregung sich recht eigentlich erst da ihre stärksten Eindrücke holt, wo das mehr Erdgebundene der Welteislehre zu unerwartet starken Entscheidungen drängt.

Sobald nämlich kosmisches Geschehen mit elementarster Gewalt in das Schicksal der Erde greift, diese schüttelt und aufzucken läßt, Sturmfluten über meilenweite Fluren jagt, den Himmel rötet und das Leben sich bekreuzigen läßt. Sobald —, um dies auf unsere naturschauliche For-

mel zu bringen — die Tragödie eines Erdmondes dem Erdstern seine schicksalsreichsten Tage diktiert! Denn hier gerade reißt der in dem Werden und Wachsen unserer Sonnenwelt zwangsläufig beschlossene Rhythmus zur sinnfälligsten Bewunderung mit. So zwingend logisch geschlossen hat noch niemand Erdgeschichte erhellt, bzw. zu erhellen sich bemüht. Ein Planet jenseits der Erde büßt seine Selbständigkeit ein, wird umlaufender Begleiter unseres Erdsternes, schrumpft weiter der Erde zu, modelliert dabei das Antlitz der Erde durchgreifend um, zerfällt und löst schließlich eine Sintflut aus —: man muß die dramatischen Akte und Szenen dieser sich mehrmals wiederholenden Erfüllungssinfonie auf Erden erst einmal näher durchschaut und durchkostet haben, um in befriedendem Glückserleben zu stehen. Wenn man wohlverstanden auch weiß, wie ausgeschöpft an irgend großen Ideen die Forschung seit vielen Jahrzehnten ist — und wobei man zunächst nur der großen befruchtenden Idee zuliebe mit Hörbiger geht und die zweifellos notwendig werdenden Korrekturen im Detail auf sich bewenden läßt! Das letztere werden tausend und mehr strebsame Arbeiter besorgen können. Nur eine Königin hat der Bienenstaat und Tausende sind die geschäftigen Träger des Staatsgebäudes!

In dieser ganzen Perspektivität der mondlosen Zeiten und der Mondeszeiten der Erde — oder (was dasselbe besagt) den jeweils lange währenden Spannen geologischer Ruhe und den kurz währenden geologischen Großgeschehens — ist ungleich mehr als eine Anregung für Naturforscher nur gegeben. Hier ist jedem Neuland eröffnet, der irgendetwas zur Kultur beizutragen hat. Hier ranken die Wunder der Menschenschöpfung, die Entfaltungsgesetze des Lebens, die Rätsel um Atlantis, die Fragen um verschollene Kulturen, Entdeckungen um Sage und Mytos; hier erfährt das Forschen um Gebirgsbau, Erdbeben, Vulkanismus, Kohle und Erdöl einen überraschenden Klärungsversuch, und das Suchen um kosmisch gegebene Bindungen gewinnt erstmals feste Gestalt. Der Naturforscher löst sich aus den Banden einer längst übersättigten und überall morsch gewordenen Weltausdeutung, der Philosoph erwacht aus dem Schlaf der um Kleinwerte feilschenden Gerechtigkeit, der Kulturforscher legt seine Brille ab und tritt mit großen, offenen Augen eine neue Weltreise an. Der Dichter, gerade noch in einem glimmenden Aschenhaufen wühlend, erspäht ein loderndes Feuer göttlicher Werte voll und entdeckt eine längst begrabene Dramatik. Und der Berufsmensch, er sei was er wolle, läßt endlich einmal seine Tageszeitung sinken und erfährt, daß es wirklich noch Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, die sein Alltagslos verschönern helfen.

Sternmutter und Sonnentätigkeit, Ursonne mit tausenden, Heutesonne mit wenigen Planeten, Eismilchstraße und Sonnentätigkeit, Sternschnuppe und Orkan, Erdgebirge und Erdentäler, Lebensläufe und Menschenträume, das Heute im Gestern, das Morgen im Heute ankernd, d. h. alles und jedes in den einen großen Rhythmus verwebt, der da das Weltgeschehen tätigt — das ist der wesenhaft formvollendete Kern der Hörbigerschau. Und ihr wird es zwingender denn je möglich, statt Chaos Kosmos, statt toter Materie organisches Sein, statt Zufall Sinnfall, statt Kenntnis Erkenntnis zu setzen und statt materialistischem Genügen Grenzen zu ziehen, die vor Gott bestehen. Noch einmal zwingt in grausiger Wüstenei die uralte Sphinx ein Staunen herbei, sie, die man schon vergessen zu können wähnte. Denn vor der wundersamen sich rankenden Hörbigerkette des All- und Erdgeschehens, vor seinem neuen Himmel, der die Erde grüßt, gibt es schlechterdings für jeden Menschen nur zwei Möglichkeiten: Entweder er sieht vorbei und entschlägt sich des seltenen Genusses oder er greift zu — und wird begeistert!

Ein Märtyrer steht auf

Sechsunddreißig lange Jahre sind bis zur Stunde seit jener denkwürdigen Septembernacht 1894 vergangen, da das „Gläserne Meer" unseres Erdbegleiters einem Seher von Gnottesgnaden die seltsamsten Rätsel offenbarte. Und ich habe wenigstens andeutungsweise gezeigt, welch dornenvollen Weg Hörbiger zu gehen hatte, bis seine „Glazialkosmogonie" zur Jahreswende 1912/13 das Licht der Welt erblicken konnte. Daß er dieses Werk selbst immer nur als „Notschrei, geboren aus den Qualen des Alleinseins und des Alleinwissens" bezeichnete, liegt in seiner Entstehungsgeschichte und der für das Werk damit verbundenen Mängel begründet. Und daß diese in Einzeldingen steckenden Mängel der Kritik genügend Handhaben bieten, hat Hörbiger sehr wohl empfunden. Trägt er sich doch schon seit dem Erscheinen der „Glazialkosmogonie" mit dem Gedanken einer erweiterten Neubearbeitung und Neuherausgabe und erschütternd genug liest man zuweilen in seinen Aufzeichnungen von noch unausgesprochenen Ideen, die er wahrscheinlich wird ins Grab mitnehmen müssen.

Mag auch dies tragische Eingeständnis über dem Leben jedes Großen schweben, im Dasein Hörbigers fällt es um so schwerer ins Gewicht, da kaum zu erwarten ist, daß er noch selbst einen Teil jener Ernte miterleben darf, die für die Zukunft unausbleiblich erscheint.

Nichtsdestoweniger hat sich unser Meister stets gegen den Vorwurf des Phantasten gewehrt und das Werk in seinen Wesenszügen als gegeben bezeichnet. So oft er sich auch gegen diesen Vorwurf zu schützen hatte, am sinnfälligsten hat er seiner Abwehr einmal im Jahre 1917 Ausdruck verliehen: „Wohl die zehnfache geistige Arbeit hätte auf die Sache verwendet werden müssen, wenn das, was ich der vorurteilsfreien wissenschaftlichen Welt vorlege, etwa eine ersonnene Hypothese sein soll, wie meine verehrten Skeptiker zu meinen belieben. Eine solche ‚Dichter'-Arbeit wäre mir bei meiner andauernden geschäftlichen Gebundenheit nicht nur physisch und moralisch unmöglich, sondern auch zu

langweilig und undankbar gewesen. Nur das sich auseinander von selbst Ergeben der einzelnen Problemlösungen und die daraus zu schöpfende Gewißheit, daß es sich um eine neue Wahrheit handelt, hat mir diese Riesenarbeit ermöglicht." Wenn er alsbald nach dem Erscheinen der „Glazialkosmogonie" den Glauben hegte, nunmehr „mit Musik und Glockengeläute" von der fragenden und suchenden Welt eingeholt zu werden, so hätten ihn eigentlich schon vordem gemachte Erfahrungen eines Besseren belehrt haben sollen. Es kam doch in vielem anders und schließlich trat noch das Ereignis des Weltkrieges und seiner unglückseligen Nachwehen dazwischen, das für viele Jahre hindurch einen anfänglich erhofften Erfolg außerordentlich behinderte.

Weniger die Vertreter der reinen als der angewandten Wissenschaft, die Techniker vor allen sind es, die anfänglich dem Werk einige Beachtung zollen. Die Mühe, es überhaupt erst einmal gründlich durchzuarbeiten, haben sich nur verhältnismäßig wenig Köpfe der Wissenschaft genommen und gar manche glaubten höchst voreilig ein Urteil über eine Sache fällen zu müssen, die sie allenfalls dem Hörensagen oder doch nur höchst ungenügend kannten. Wenn erst einmal das Buch über den Kampf um die Welteislehre geschrieben ist, dann wird ein Staunen darüber nicht geringer sein als das über die Welteislehre selbst. Ein Stoff bietet sich dar, wie er in der Geschichte der Menschheit, ihres Suchens und Erkennens, ihrer Schwächen und ihrer Eitelkeit, nur selten ein Gegenstück findet.

Kein Wunder, daß Hörbiger noch 1927 sagen kann: „Wohl beginnen jetzt endlich einzelne Berufswissenschaftler uns moralisch zu unterstützen und mitzuarbeiten. Aber in der großen Gelehrtenrepublik werde ich noch immer als feindlicher Eindringling behandelt, so daß ich bei Lebzeiten von den europäischen Gelehrten nicht mehr viel zu erwarten habe." Daß es sich bei dieser Welteislehre um etwas kulturwendend Großes handelt, das haben gewiß sehr viele, auch manche ihrer heutigen Gegner erkannt, aber bei dieser Art Erkennen ist es auch meistens geblieben. Es scheint sich eben wieder einmal zu bewahrheiten, daß die Größe eines Werkes im umgekehrten Verhältnis zu seiner Durchdringung steht. Die These, die 1914 ein vielgelesener Astronom aufstellte, daß die Glazialkosmogonie noch viel von sich reden machen wird, hat sich ja allenthalben erfüllt, denn auch der Gefahr des vorläufig Totgeschwiegenwerdens ist sie glücklich entronnen. Wenn derselbe Astronom aber gleichwohl drei Jahre später gestand, daß „die Einzelwissenschaften sich prüfend mit der neuen Anschauung auseinanderzusetzen haben werden" so wartet man recht eigentlich noch heute darauf. Mag das auch etwas übertrieben klingen, in der Regel schien gerade eine Tageszeitung gut genug zu sein, um ein Für oder Wider bei an sich ungenügender Darstellungsmöglichkeit von sich zu geben.

Die Gründe, die mich schließlich bewegen, Hörbiger als Märtyrer erscheinen zu lassen, sind kaum auf eine einheitliche Basis zu bringen. Freunde, die ihm anfänglich mehr oder minder begeistert zustimmten, haben ihn heute verlassen. Ohne Zweifel haben persönliche Empfindsamkeiten hierbei bisweilen eine wesentliche Rolle gespielt, denn mit Hörbiger umzugehen ist nicht gerade leicht und oft, wenn er seinem Unmut hemmungslosen Ausdruck verlieh, mochte sich mancher gekränkt oder gar verspottet fühlen. In mittelbarer Nähe Hörbigers selbst wäre dies nicht möglich gewesen, weil ihm niemand ernstlich böse sein kann, der ihn kennt. Bei einem Gedankenaustausch mit ihm in der Ferne bestand leicht die Gefahr, sich mit ihm zu entzweien. Wenigstens bei solchen, die nicht in der Lage sind, manche Eigenheiten eines genialen Menschen zu verstehen oder die aus minder derben Holz geschnitzt waren, um manchen, im Grunde humorvollen Seitenhieb zu verschmerzen. So mag sich Hörbiger diese oder jene Verbundenheit selbst verscherzt haben. Das Verzeihen dafür liegt bei seiner Größe, aber auch ein Verständnis dafür bei denen, die ihn verließen.

Wiederum ist die „Glazialkosmogonie" schon dem äußeren Aufbau nach kein sehr glückliches Buch, was ebenfalls in ihrer Entstehungsgeschichte entschuldbar ankert, aber nun einmal nicht verschwiegen werden darf. Der nüchterne Wissenschaftler liebt nicht ein Werk mit reichlichem Beischmuck mehr literarischer Natur und auch nicht ein solches, das vorschauend Dinge unterbreitet, die erst hundert und mehr Seiten später eine befriedigende Erörterung finden. Meine eigene Vortragstätigkeit hat es mir bestätigt, daß Wissenschaftler, die tatsächlich nur Einleitungsabschnitte gelesen hatten, vollkommen unorientiert über das waren, was Hörbiger nun wirklich lehrt und ihn zu Unrecht befehdeten. Es ist naturgemäß richtig, daß jedermann erst durch ein Vollstudien des Werkes zur Kritik berechtigt ist, aber dieses Vollstudium nicht bewältigt zu haben, dürfte eben dem, wie erwähnt, wenig glücklichen Aufbau des Werkes zuzuschreiben sein. Das dem Werke trotzallem zu eigene Weitengefühl dramatischer Naturauffassung haben nur wenige erst begriffen und auch ich selbst benötigte vor Jahren einen langen vollständig damit ausgefüllten Winter hierzu. Dieses umspannende Netzwerk ineinandergreifender Linien, darin Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft graphisch gesehen werden, ist anfänglich nicht leicht zu meistern. Doch hat man sich erst einmal in diesem Netzwerke verfangen, das den Sturmschritt des Werdens in graphische Formeln kleidet, in Diagrammen Wirklichkeit reproduziert und konkretisierte Begriffe in Bildern denkt, dann steht man ebenso entzückt wie zutiefst erschüttert vor einem Geschenk, das man nicht mehr missen kann.

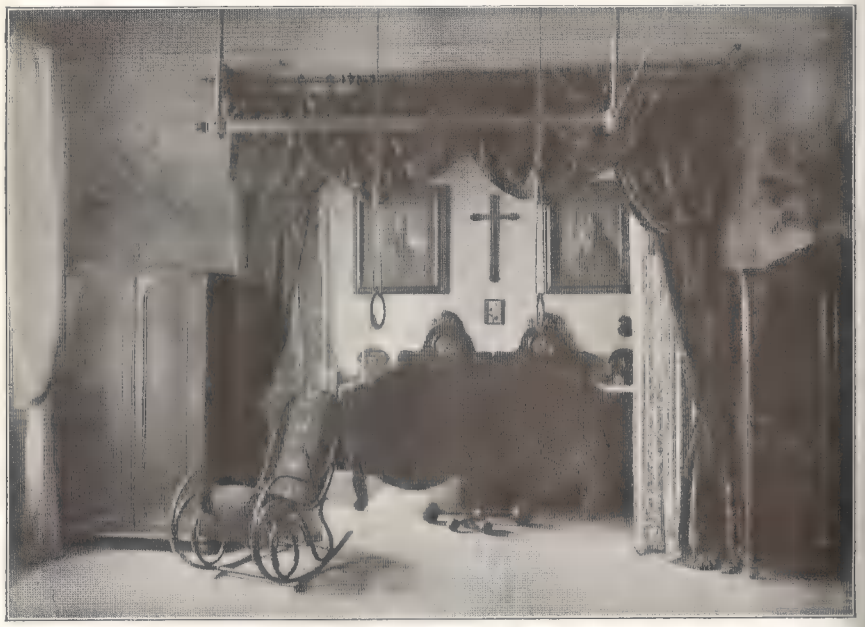
Gerade an der höchst eigenartigen Darstellungsweise Hörbigers sind

Graf Csákysches Schloß in Budatin, das Hörbiger mit seiner Familie im Frühjahr 1891 bewohnte

Die im Jahr 1890 unter Leitung Hörbigers erbaute und eingerichtete Tuchfabrik bei Villein

Blick in den großen Webereisaal des Villeiner Werkes (Anfang der neunziger Jahre)

Wohnzimmer Hörbigers während der Budapester Jahre. Neben dem Fenster links Zither mit Notenpult



Das Budapester Schlaf-, Turn- und Kinderzimmer. Rechts davon ist das einfenstrige Hofzimmerchen zu denken, von wo aus Hörbiger mit seinem kleinen Zweizöller zum Nachthimmel spähte und im Herbst 1894 das Welteis entdeckte

[illegible] nur allzuviele gestrandet, nicht etwa, weil Hörbiger nicht zu verstehen wäre, sondern weil sie sich nicht der Mühe unterzogen, diese konstruktive Eigenheit Hörbigers verstehen zu lernen. Wer nicht über einiges Raumgefühl verfügt und nicht die geringste Fertigkeit in Raumzeichnen oder in der Schauliniendarstellung besitzt, und dies ist bis heute den meisten Gelehrten fremd, wird nur schwer überblicken können, wie tief Hörbiger allein in seinen Bildern in die Zusammenhänge kosmischen Geschehens eingedrungen ist und selbst die feinsten Feinheiten zur Darstellung gebracht hat. So mag er selbst nicht zu Unrecht von heute noch unerledigten Wertstücken sprechen, in denen seine Rechtfertigung vor der Nachwelt verschlossen liegt.

Soweit es bislang wenige, wie etwa der schon erwähnte Heinrich Voigt, Hans Valier († 1930) oder Hanns Fischer, vermochten, Teilgebiete der Welteislehre der größeren Mitwelt aufzuzeigen, hat der Erfolg dieser Bemühungen nur wieder erwiesen, daß das Laientum vermöge seines größeren Abstandes von den Dingen meist fähiger als der Wissenschaftler ist, den Schwerpunkt von dem engen Fachgebiet auf universellere Gesichtspunkte zu legen. Einmal läßt sich auch die kompakte Majorität der Wissenschaft, um hier ein Wort Ibsens zu gebrauchen, nur schwer überwältigen und mit neuer Wesensschau durchdringen, und zum anderen sieht der minder traditionell Eingeengte auch meist klarer, schärfer und zwangsläufiger. Und schließlich ist jeder produktive Geist noch immer vom Volk zunächst gefühlsmäßig erfaßt und verstanden worden. „Die Kraft des Erlebens, die Inbrunst der Überzeugung wirkt unmittelbar, der Wille, das Ethos, das im Denker so gut wie im Künstler stecken muß, wird vom Lebenswillen des Volkes zuerst begriffen." So hat dies Werner Kuntz unlängst in den Annalen der Philosophie ausgesprochen und vor der Welteislehre gewinnt es an Bedeutung.

„Ich möchte nicht sterben ohne zu wissen, ob Du recht hast," schreibt ein Studienkollege Hörbigers bald nach dem Erscheinen der „Glazialkosmogonie" und bekundet damit nur die gefühlsstarke Hochachtung vor dem Werke als solchem. Und eigenartig, schon in den ersten Besprechungen des Werkes aus dem Jahre 1913 kehrt mehrfach der Wunsch wieder, zum mindesten einmal ohne Voreingenommenheit das Ganze auf sich wirken zu lassen. „Möchten," schreibt ein pfälzischer Professor, „recht viele Fachleute und Spezialforscher die Anregungen, die ihnen die Glazialtheorie an die Hand gibt, ohne Vorurteile auf sich wirken lassen und ihren Lehren wenigstens im Sinne einer Arbeitshypothese prüfend nachgehen ... Hörbigers Theorie erweist sich nämlich erklärungskräftig für eine große Anzahl bisher als unlösbar erschienener Probleme, und wenn weitere Forschung auch betreffs des einen oder anderen oder sogar einer Reihe von Vorgängen eine Änderung der von der Glazialkosmogo-

nie zur Zeit gegebenen Erklärung heischen sollte, die Einheitlichkeit des Gesamtbildes wird dadurch keine wesentliche Störung erleiden." Eine in derselben Richtung sich bewegende Mahnung kehrt in den Worten eines Hochschulprofessors wieder: „Die Richtigkeit der neuen Lehre auf das Gründlichste ohne Voreingenommenheit zu prüfen, wird Gewissenssache der berufenen Vertreter der alten Wissenschaft sein." Und ein ausführliches Referat (um nur dieses Beispiel noch anzuführen) der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure (Nr. 23, 1913) sagt beschließend: „Diese kurzen Andeutungen einiger Grundzüge des Werkes können nur einen schwachen Eindruck von seinem schier erdrückenden Reichtum an neuen Gedanken und Anregungen geben. Die Ergebnisse zwanzigjähriger Arbeit dürfen beanspruchen, von den Fachleuten aller in Frage kommenden Gebiete scharf, aber ohne Vorurteil geprüft zu werden."

Diese immer wiederkehrende versteckte Angst, daß Vorurteil und Voreingenommenheit nur allzusehr die weitere Entwicklung der Glazialkosmogonie hemmen könnten, ist zwiefach interessant. Alle spüren den Hauch des urgewaltig Neuen, das sich aufbereitet, zugleich aber auch den Hemmschuh, der seitens einer im geruhsamen Gleichtakt sich bewegenden Wissenschaft gegeben ist. Und all die späteren Jahre haben es nur zu deutlich bestätigt, welche Rolle diese beiden Worte Vorurteil und Voreingenommenheit im Forschungsleben zu spielen vermögen. „Ich halte in der Tat dafür, daß Ihre Anschauungen der Beachtung der Fachleute im höchsten Grade würdig sind. Die Gedankengänge sind aber von solcher Kühnheit und widersprechen so schroff den landläufigen Vorstellungen, daß es Zeit braucht, um den Umschwung herbeizuführen. Für Sie persönlich bedeutet dies allerdings so viel als: Geduld! Ich sage nicht, daß ich persönlich schon bekehrt bin; aber ein Verstockter bin ich gewiß nicht und will es nicht sein." Als der Universitätslehrer und nachmalige Rektor der Universität Breslau J. Pohle im Januar 1914 dieserweise an Hörbiger schrieb, gab er noch entsprechende Mahnungen mit auf den Weg, den Mut zur Erhellung der Welträtsel nicht erlahmen zu lassen.

Ein gewiß gründlicher Kenner der verschiedenen und gangbarsten Weltbildungstheorien hatte sich mit Pohle auch der Sache Hörbigers angenommen. Man fühlt, daß er sein Werk hingebungsvoll studiert hat, um dann sechs Jahre später in seiner überschaulichen Darstellung der Ansichten über „Entstehen und Vergehen der Welten" die Worte zu finden: „Man mag über die manches Gemüt ‚ketzerisch' anmutende Glazialkosmogonie urteilen, wie man will, sie ist jedenfalls der umfassendste, originellste und mit schwerster Armierung ausgerüstete Versuch einer einheitlichen Welterklärung größten Stils, ein Versuch, der die älteren Weltbauspekulationen eines Thomas Wright, Heinrich Lambert, William Herschel, Immanuel Kant über Fixsternhimmel und Milchstraße an Leistungsfähigkeit weit hinter sich läßt." An solch ehrlicher Zustimmung und ähnlichen Lichtblicken hat es ja in den langen Jahren seit Erscheinen der „Glazialkosmogonie" gewiß nicht gefehlt, aber den Unmut Hörbigers, nicht entscheidender und rückhaltloser „entdeckt" zu werden, haben sie nicht beschwichtigt.

Diese Entdeckung läßt wohlweislich noch auf sich warten. Nichtsdestoweniger waren es vor rund zwanzig Jahren drei Berufsastronomen, die nach genauerer Kenntnis schon der Korrekturbögen der werdenden „Glazialkosmogonie" aus ihrer Bewunderung dafür keinen Hehl machten. Der Hörbiger heute noch eng verbundene Direktor der Düsseldorfer Sternwarte W. Luther statuiert die endlich wahr gewordene Veröffentlichung als „wahren Segen für die Naturwissenschaft". Der Leiter der Benediktinersternwarte zu Aosta, P. M. Amann spricht sich damals ähnlich aus, und auch der nachmals so heftige Gegner der Welteislehre, der jetzige Professor am Berliner astronomischen Recheninstitut Johannes Riem, weiß sich anfänglich nur lobend der Glazialkosmogonie gegenüber zu stellen. Er hat diese seine ursprüngliche Anschauung gewechselt, aber es will mir scheinen, daß auch manche persönliche Verstimmung hierbei die Hand im Spiele hat, nachdem ich den zwischen Hörbiger und Riem dereinst reichlich getätigten Briefwechsel einigermaßen kenne. Wohl habe ich mich in manchen Gesprächen mit Riem in letzter Zeit gerne überzeugen lassen, welche sachlichen Bedenken für sein Gefühl in die Wagschale fallen, aber ebensowohl habe ich den Eindruck gewonnen, daß manche der vielen unsachlichen Dutzendartikel gegen die Glazialkosmogonie in den letzten Jahren mit dazu beigetragen haben, auch bei ihm nicht ganz wirkungslos abzuprallen. Sonst hätte er sich bei unserer ersten Begegnung wohl auch den Humor ersparen können, daß ich ihm als Verehrer der Lehre Hörbigers trotzallem als ganz vernünftiger Mensch erschiene.

Daß das Leben mitunter ein wirklich eigenartig Würfelspiel ist, zeigt sich aber im besonderen wieder hier. Als Riem im Jahre 1913 in „Petermanns Geographischen Mitteilungen" ein Referat über „Hörbigers Glazialkosmogonie" brachte, beschloß er mit dem gewichtigen Satz: „So schwer es auch ist, die bisher gewohnten kosmologischen Gedankengänge verlassen zu müssen, es ist ein Tausch, der uns ein einheitliches und in allen Teilen befriedigendes Bild des Weltwerdens gibt." Das war aber im Grunde ein wesentlicher Umstand für den Bremer Kosmologen Friedrich Nölke, um seinerseits einen der ersten Fanfarenrufe gegen die Welteislehre öffentlich ertönen zu lassen. Riem war nicht beschwert gewesen, eine eigene Kosmogonie zu Gunsten der Glazialkosmogonie verleugnen zu müssen, bei Nölke war es aber damals der Fall. Das ist ein ernster Fingerzeig zum Verständnis des bis heute währenden Streites Hörbiger-Nölke.

In der Dezemberbeilage 1914 der gleichen Zeitschrift knüpft Nölke an die Ausführungen Riems an und man merkt deutlich, wie den in seinen eigenen Anschauungen gründlich festgelegten Forscher nahezu ein Entsetzen befällt, denn „wenn die Glazialkosmogonie in ihren Annahmen und Schlüssen wirklich unangreifbar dastünde, würde sie die ganze Meteorologie und Geologie revolutionieren und fast alle den Grundstock dieser Wissenschaften bildenden Hypothesen in die Rumpelkammer menschlicher Irrtümer verbannen." Überzeugender hat bestimmt noch niemand das Wesen der Glazialkosmogonie gekennzeichnet, wußte doch Nölke damals im selben Atemzuge zu sagen, daß erst eine gründliche Kritik entscheiden kann, ob die Schlußfolgerungen Hörbigers stimmen oder nicht! Dieses Zugeständnis wird auch durch seine Schlußbemerkung nicht abgeschwächt, daß die Glazialkosmogonie „als wissenschaftlicher Erklärungsversuch nicht betrachtet werden kann."

Mit viel sachlichem Geschick, aber auch einigem persönlichen Ungeschick hat Hörbiger alsbald geantwortet. Eine Kostprobe muß genügen: „Wenn beispielsweise ein reiner (d. h. praktisch-mechanisch augenscheinlich unerfahrener) Mathematiker wie der Engländer G. H. Darwin herauszurechnen imstande ist, daß der heutige Erdmond sich als Ganzes von der Erde losgetrennt haben und auch heute noch im Abrücken von ihr begriffen sein soll (ein Erfordernis der verbesserten Nebularhypothese), — oder wenn ein Physiker wie Helmholtz uns mathematisch beweist und Ritter ihm darin sekundiert, daß die Sonne sich erhitze, indem sie sich durch Abkühlung zusammenzieht (abermals ein nebularhypothetisches Erfordernis) —, oder wenn Poincaré, Jakobi und Darwin auf rechnerischem Wege zu dem vorgefaßten Resultate gelangen, daß flüssige Rotationskörper auch meridional-birnenförmige Gestalt annehmen können, um der Loslösung des Mondes und der nebularhypothetischen Doppelsternentstehung vorzuarbeiten, so müssen wir das vom technischen Erfahrungsstandpunkt aus als einen denkgesetzwidrigen Mißbrauch, ja geradezu als eine Entehrung der mathematischen Hilfswissenschaft bezeichnen —, und die Nebularhypothese ist es, die solche kindliche Gefolgschaftsleitung samt dem Nölkeschen Buche auf dem Gewissen hat. Indem wir also diesen und anderen Gewährsmännern unseres scharfen Kritikers den Glauben im vorhinein versagen mußten, haben wir uns seine grimmige Gegnerschaft zugezogen, und damit dürfte auch schon sein Handlungsgrundmotiv, seine Kompetenz und die Objektivität seines Kritikerstandpunktes beiläufig gekennzeichnet sein. Allerdings wurde uns schon gelegentlich einer brieflichen Zurückweisung des Nölkeschen Ungetüms naiverweise bedeutet, daß es sich ja nicht um sein, sondern um unser Buch handelt. Wir müssen aber Dr. Nölke jede Möglichkeit absprechen, unser Buch jemals objektiv studieren zu können, eben weil er

das seine geschrieben hat!" Man sieht, wie sich schon anfänglich zwei Gegner ineinander verbissen haben.

Der eine rügt die Taktlosigkeit des anderen, wie es schon aus Briefen vor dieser angezogenen Artikelkontroverse zu entnehmen ist. Verurteilt doch Nölke einmal im Februar 1914 den Mangel „an Höflichkeit und Wohlanständigkeit" in einem Hörbigerbrief, um nun seinerseits wieder recht bezeichnend zu schreiben, daß er den Inhalt seines Buches jetzt selber nicht mehr vertritt. Nach längeren Ausführungen zur Sache und einer Betonung seines Staunens über die „Selbstherrlichkeit" Hörbigers berührt Nölke seine glazialkosmogonische Kritik in der „Weserzeitung" mit den Worten: „Sie stellen an mich das Ansinnen, ich solle widerrufen. Ich habe nichts zu widerrufen! Was ich gesagt habe, halte ich aufrecht. Die Richtigkeit meiner Angaben kann ich wissenschaftlich erweisen. Ihre Erregung über meine Kritik erkläre ich mir dadurch, daß sie die erste ist, die Sie zu Gesicht bekommen haben. Ich fürchte, daß andere Kritiken, die Sie noch kennenlernen werden, nicht so milde ausfallen, wie meine ... Wenn Sie an die Weserzeitung eine Zuschrift richten und mich darin ‚angreifen', werde ich natürlich aus meiner Zurückhaltung heraustreten müssen. Dann würde ich gezwungen sein, Ihr Geisteskind, die Glazialkosmogonie, beim richtigen Namen zu nennen. Appellieren Sie immer an die Öffentlichkeit! Sie werden keinen Ihnen günstigen Wahrspruch erleben, denn das wissenschaftliche Forum möchte ich kennenlernen, daß Ihre unwissenschaftlichen Phantasien nicht als solche erkennen und bezeichnen würde!" Das klingt bestimmt, wenn auch weniger höflich!

Nölke hatte wohl wenig Ahnung von den ganzen Kämpfen Hörbigers schon die Jahre zuvor. Aber ebensowenig schien er etwas zu wissen von der Anerkennung, die ebenfalls schon regsam gewesen war. Die Wunden, die sie sich in beiderseitigem Draufgängertum geschlagen hatten, saßen schon anfänglich zu tief, als daß sie die Zukunft noch hätte heilen können. Und wie oft haben sich die beiden noch befehdet und bestimmt nicht immer ganz zum Schaden Hörbigers, denn jeder Kampf gibt Anregung und in der Verteidigung sachlicher Meinungsverschiedenheiten schlummern auch gewisse Werte. Hatte mich doch selbst erst eine der vielen Nölke-Hörbiger-Attacken 1922 zur Welteislehre geführt, wenn auch damals mein Akademikergefühl als wissenschaftlich geschulter Biologieassistent es mir nahezu verwehrt hätte, mich noch weiterhin mit dem offenbar geistesgestörten Hanns Hörbiger zu beschäftigen! Aber gottlob steckte ja noch eine andere Welt in mir, die sieghaft zugreifen ließ. Und vielen anderen ist es vielleicht durch solche Attackenlektüre auch so ergangen, wenn auch weniger entscheidend für sie selbst.

Ich könnte mich wohl über diesen ganzen Nölkestreit kürzer fassen, denn auch Nölke hat seine wissenschaftlichen Gegner, die nicht Hörbiger

heißen und zuweilen seinen kosmologischen Perspektiven das letzte Haar gekrümmt haben. Ich könnte auch getrost zur Tagesordnung übergehen und nur erneut sagen, daß zwölf kosmogonisch eingestellte Gelehrte schon des guten Tones wegen eben zwölf verschiedene Ansichten vertreten müssen. Bei der Glazialkosmogonie handelt es sich aber erstens nicht um einen alltäglichen Wissenschafts-, sondern um einen gerade noch menschenmöglichen Geniefall. Und zweitens — und das allein ist hier entscheidend — spielt Professor Friedrich Nölke im Leben Hörbigers etwa die Rolle des dunklen Partners des lichten Helden der Fausttragödie. Wenn nicht alles trügt, kommt die Zeit, da Nölke von sich sagen kann, eigentlich erst durch Hörbiger einige Berühmtheit erlangt zu haben. Denn in hunderten von Hörbigerbriefen der rund letzten zwanzig Jahre kehrt Nölke und sein vermeintlich schlimmer Geist in allen Schattierungen wieder.

Wo auch immer von mehr oder minder berufener Seite irgendetwas gegen die Welteislehre vorgebracht wurde und wird, konnte und kann sich Hörbiger nicht des Verdachtes erwehren, daß der doch an sich genug geplagte Bremer Professor irgendwie die Hand im Spiele haben müsse. Als ob dort in Bremen eine geheime Zentrale bestünde, der alle geschworenen Gegner der Welteislehre untertan sind, oder ob der Bremer Professor wie ein mißliebiger Geist in einem Fesselballon säße und nun stündlich die Welt mit Pfeilen gegen die Welteislehre spickte! Es hält schwer, einen triftigen Grund für diese fixe und nicht unterzukriegende Idee Hörbigers zu entdecken. Und es berührt manchmal schon schmerzlich zu sehen, wieviel unnütze Zeit Hörbiger bisweilen am „Nölkeproblem" verschwendet hat, weil es einmal gar kein Problem ist und es zum andern noch nirgends in der Welt einen mathematisch nüchtern eingestellten Professor gegeben hat, der problematisch erscheint und sei er noch so zerstreut. Diese Einschätzung eines Gegners durchaus anderen Formates mutet jedenfalls ganz eigenartig tragikomisch im tätigen Leben und Schaffen Hörbigers an.

Ich persönlich möchte Nölke und seinen zweifellos wissenschaftlichen Verdiensten wirklich nicht zu nahe treten, obwohl Hörbiger auch den Verdacht hegt, bei einer besonderen, damals durch viele Tageszeitungen gehenden, Kritik meines 1926er Vortrages im Auditorium maximum einer mitteldeutschen Universität mitgewirkt zu haben. Ich möchte vielmehr das soeben Gesagte nur noch durch einen an sich ergötzlichen Vorfall illustrieren, der sich anläßlich der Welteistagung 1925 auf Burg Lauenburg abgespielt hat.

Als unschuldig objektiver Biograph darf ich mir wohl die Freiheit nehmen, hierüber zu berichten, ohne die Gefühle und die Forschertätigkeit Professor Nölkes verletzen zu wollen. Wir saßen im tiefgelegenen Speisezimmer der Burg gerade beim Nachtmahl, zu meiner Rechten mein

unvergeßlicher Freund Max Valier, mit dem ich mich in anregendem Gespräch unterhielt. Zur Linken, schräg gegenüber, steht eine Tafel, deren Existenz nicht weiter aufgefallen war. Plötzlich ein Gemurmel

Professor Nölke ist eingetroffen und wird jetzt einen Vortrag beginnen. Und schon ist er da, etwa so ausschauend, wie ich mir einen durch viel Mathematik zerfurchten Gelehrten wirklich vorgestellt hatte. Und er beginnt zu reden, zeichnet eine Formel an die Tafel, und mich bewegt zunächst immer nur der Gedanke, warum man ausgerechnet einen Welteisgegner hierher geladen und uns beiden, Valier und mir, dies überdies ganz verschwiegen hatte. Doch alsbald merkte ich den Scherz, wenn schon es fast beschämend ist, eine allzulange Leitung bis zur plötzlich sich ergebenden Durchschaubarkeit desselben besessen zu haben. Es war der „gute Papa Voigt", — wie wir Jüngeren damals den Kasseler Dr. Heinrich Voigt aus den Reihen der älteren Hörbigerfreunde bezeichneten —, der hier als nahezu Siebzigjähriger wohl sein Meisterstück als Laienkomiker bestand. Noch heute blättere ich gerne in der zur Erinnerung aufbewahrten Rede, die einleitend umständlich beweist, warum die Quadratwurzel aus 4 = 2 ergibt. Das war ein unentwegtes Halloh damals und auch die zwischen die Zähne geklemmten Korkstückchen zur Verstellung der Sprache dürfen recht eigentlich nicht vergessen bleiben. Großartig war's! Und ein glücklich gelungener Scherz hatte gewiß dazu beigetragen, Herrn Nölke gerade bei denen weit harmloser und gutmütiger erscheinen zu lassen, die ihn bislang nur durch die Brille Hörbigers gesehen hatten.

Daß jeder Schritt in die Öffentlichkeit eben auch Kritik, und sei sie noch so ungerechtfertigt, nach sich zieht, hat Hörbiger ursprünglich nicht so recht einleuchten wollen. Der ältere Potonié, durch seine Moorwaldtheorie und seine Verteidigung der bodenständigen Steinkohlenlager sehr bekannt geworden, lehnte die Schwemmtheorie Hörbigers rundweg ab. Der Münchener Meteorologe Schmauß glaubte sagen zu müssen, daß die ganze glazialkosmogonische Hagel- und Federwolkendeutung etwa anmute, als ob es nie eine meteorologische Wissenschaft gegeben habe. Der Wiener Gelehrte J. M. Pernter, der als Wetterfachmann selbst nicht verschwiegen hatte, daß niemand weiß wo und wie das Wetter gebraut wird, hatte einen Einblick schon in die Korrekturbögen der „Glazialkosmogonie" rundweg abgelehnt. Und solche, die dies getan hatten, wie etwa Plaßmann und Damian Kreichgauer, bekannten sich aus diesen und jenen Gründen als grundsätzliche Gegner. Ein Utrechter Sonnenphysiker, der seinerseits das Sonnenfleckenphänomen als optische Täuschung zu erklären trachtete, empfahl die „Glazialkosmogonie" als vorteilhaftes Objekt für Irrenärzte und bezeichnete es als unverständlich, daß akademisch graduierte Personen in holländischen Zeitschriften wohl-

meinende Referate schreiben konnten. Auch das Bemühen Hörbigers durch Herausgabe einer kleineren Schrift über „Wirbelstürme, Wetterstürze, Hagelkatastrophen und Marskanalverdoppelungen" (1913) einige Gegenliebe zu finden, stieß in der Regel auf Granit. Ein erneutes Anklopfen an die Pforten der Wiener Urania verlief abermals im Sande. Und doch habe ich damit nur ein paar Beispiele aus der allerersten Sturmzeit der glazialkosmogonischen Veröffentlichung herausgegriffen.

Auch über eine gewisse Gleichgültigkeit, mit der da und dort sein Werk aufgenommen wurde, weiß sich Hörbiger bisweilen bitter zu beklagen. Ein Sternwartendirektor, dem er auf Grund besonderer Empfehlung seine ihm hochwichtig erscheinende Entdeckung unterbreiten möchte, daß der Nordpol der Neptunmondbahn genau nach dem Sonnenflugzielpunkt hinweist, zeigt kaum ein Verständnis dafür. Nicht einmal der Empfang der zugesandten Glazialkosmogonie wird bestätigt. Und solche Fälle haben sich wiederholt. In einer aus dem Jahre 1917 stammenden Hörbigerreplik über diese Leidenstage wird denn auch die Resignation verständlich: „Aber wir Österreicher sind schon so: Ingenieur Kreß hatte seine Flugmaschinenmodelle schon vor fünfunddreißig Jahren im Großen Musikvereinssaal über die Köpfe seiner Zuhörer dahin fliegen lassen. Wir applaudierten und gingen fröhlich schlafen, ohne uns viel dabei zu denken. Aber fliegen ließen wir zuerst einen Amerikaner, dann die Franzosen. Doch als Kreß nun endlich doch das Bene hatte, nicht gerade als erklärter Narr sterben zu müssen, haben wir ihm flugs ein Denkmal am Tullner Teich errichtet! Was will der Mann noch mehr?!" Oftmals, auch in späteren Jahren noch, hat sich Hörbiger ähnlich geäußert, wiewohl es manchmal auch nicht gerade vorteilhaft erscheint, in Verbindung damit seinen Gegern klar zu machen, daß er schon längst den Nopelpreis verdient hätte. Wir möchten dies ja gerne glauben, aber einem Andersgesinnten eine solche Eröffnung selbst zu machen, ist schon immer gefährlich. Das gab den Gegnern Wasser auf die Mühle und brachte Hörbiger unverdienten Schaden.

Ohne Zweifel haben manche wenig erfreuliche Kritiken mit dazu beigetragen, den Wunsch nach Herausgabe einer verbesserten Auflage der „Glazialkosmogonie" noch vor dem Kriege reifen zu lassen. Im Herbst 1913 hatte sich Hörbiger vom Berufsleben allenthalben zurückgezogen. Der Winter 1913/14 verging mit den Plänen der Adaptierung seines eben angekauften Landhauses in Mauer. Inmitten der frischen Wienerwaldluft sollten Körper und Geist neue Stählung erhalten, um insbesondere die Neubearbeitung tatkräftig in Angriff zu nehmen. Die meisten Zeichnungen sollten neu verfaßt, Verbesserungen und Erweiterungen angebracht und das Ganze auf eine Form gebracht werden, die so hiebfest ist, daß kein Gegner mehr etwas dagegen einzuwenden hätte. Dieser

Glaube adelt wohl Hörbiger selbst, doch alles Forschen der Menschheit gewinnt nur dadurch an Sinn und Bedeutung, daß es ein ständig ruhloses Greifen einem ewig schwindenden Ziele zu ist! Niemand kann die Welt ergründen, er gäbe nicht Raum zugleich für Ideen, die weiter reifen und wachsen!

Manch schöne Hoffnung vereitelte dann der hereinbrechende Krieg und gab auch Hörbiger zu verstehen, daß es Mächte gibt, die stärker sind als der Wille des Einzelnen und die neue Schwierigkeiten bringen, die es zu überwinden heißt. Vier Söhne damals bei der Fahne zu wissen war an sich keine leichte Zugabe, und niemand konnte sagen, was dieses Kriegsungeheuer noch alles nach sich zieht. Auf selbst erworbenen und ebenso wohlverdienten Lorbeeren auszuruhen, ging schon 1916 nicht mehr an. Die Aussicht, sich für den Rest seines Lebens ausschließlich seinen Lieblingsforschungen widmen zu können, war schon damals verbaut. Als dann gar noch in den letzten beiden Kriegsjahren der Kompagnon erkrankte und schließlich verstarb, war Hörbiger schließlich gezwungen, seiner Firma zum mindesten wieder einen wesentlichen Teil seiner Arbeitskraft zu widmen.

In diesen Kriegsjahren hat er vornehmlich eine Reihe jener umfassenden Manuskripte gefertigt, deren Inhalt sich jenseits der Linie rein naturforschender Erkenntnis bewegt, die uns im folgenden dritten Abschnitt dieses Buches beschäftigen und zweifelsohne Erstaunen auslösen werden. Einige Anspielungen hierauf finden sich in den sehr zahlreichen glazialkosmogonischen Abhandlungen Hörbigers in den Heften der „Österreichischen Flugzeitschrift". Vom Dezember 1914 bis zum März 1917 fehlt der Name Hörbiger kaum einem Heft. Insbesondere der Jahrgang 1915 ist mit laufenden Beiträgen von ihm ausgefüllt. Hier glaubte er in allenthalben allgemein verständlicher Form zu einem größeren Kreise sprechen und ihn für seine Ideen begeistern zu sollen. Im Grunde behandeln diese vielen in sich jeweils abgeschlossenen Aufsatzreihen eine Einführung in die wesentlichsten Grundgebiete der Glazialkosmogonie. Seine Ausführungen über die geologische und meteorologische Notwendigkeit eines kosmischen Eiszuflusses zur Erde ergeben eine zusammenhängende meteorologische Einzeldarstellung. Und entsprechende Beiträge über Gebirgs-, Schicht-, Kohle- oder Erdölbildung runden sich zu einer geologisch-glazialkosmogonischen Gesamtschau ab.

Es entbehrt nicht des Reizes zu erwähnen, daß sich bald nach Beginn dieser Aufsatzreihen ein kleiner Voltaire einschmuggelt, über „Erfinder und Entdecker" schreibt und dies als Beitrag zur Glazialkosmogonie unterbreitet. Etwa so: Gleich unverstandenen Dichtern sind ebensolche Entdecker möglich. Ist eben Schicksal! Hörbigers nun schon zwanzig Jahre währenden Raufereien mit allerhand Gelehrten zu kennen, müßte ergötz-

lich sein. Eisblöcke fliegen im Weltraum umher! Keine Idee ohne Grund aber! Man muß also „psychisch analysieren". Auch Hörbiger kann keine Sonnenfleckentheorie gelegentlich befriedigen. Schon die Idee — Feuer wird durch Wasser gelöscht und an dieser Stelle entsteht daher ein dunkler Fleck! So auch auf der Sonne! Woher aber das Wasser nehmen? Kurzum von außen, vom Weltraum. Der ist kalt und folglich die Form des Wassers das Eis. Vom Sonnenfleck ist dann alles Weitere logisch gegeben, die zwiefache Eisbeschickung der Erde, die ganze Glazialkosmogonie schließlich! Aber wenn ein provinzgroßer Eisblock einmal vergißt, rechtzeitig zu platzen — was dann? Und wo der Beweis, daß es kosmische Eisblöcke gibt, die noch kein Mensch gesehen? Der kleine Voltaire ist pfiffig, erkennt nicht an, lehnt aber auch nicht ab, und weiß auch schließlich von den Grundlagen der Welteislehre ebensowenig wie von denen der allgemeinen Physik. Aber er redet —, wichtig, aufgepickt, fast stolz, so etwas zu können. Warum ich das erzähle? Weil es kein Spezial-, sondern ein Dutzendfall ist, der mir hundertmal selbst im Kampfe um die Welteislehre begegnet ist!

Hörbiger antwortet damals einigermaßen belustigend unter der Klausel „Zur vorläufigen Beschwichtigung". Rügt die danebengeratene „psychologische Analyse", verwahrt sich dagegen, aus irgendwelchen „Feuerlöschspekulationen" zur Welteislehre gelangt zu sein, deckt des Verfassers Irrtum über das wahllose Herumschwirren von Eiskörpern auf und begegnet dem ständig gemachten Einwand, daß man die Erde treffende Eiskörper auch sehen müsse! Als Sternschnuppen wohl, die die Erde passieren, und allenfalls als Hagel, sobald Eiskörper sich der Erdatmosphäre einverleibten. Und Voltaire rührte sich nicht mehr.

Daß es Gelehrte gibt, die nur aus gewissen Hemmungen Kollegen gegenüber, und manchmal aus Furcht eigene Schwierigkeiten zu erleiden, der Welteislehre nur im „Geheimen" gebührende Achtung zollen, darf nicht unerwähnt bleiben. Solche Fälle stehen durchaus nicht vereinzelt da, die Gegenwartsstunde verbietet mir aber noch, hier mit entsprechenden Belegen ans Licht der Öffentlichkeit zu treten. Man hätte ja vieles dazu zu sagen. Einstweilen soll das Belegmaterial hierfür einer späteren Zukunft vorbehalten bleiben. Ich weiß, daß derartige Bemerkungen gerade diejenigen entrüsten, die angeblich für sich allein das Wissen gepachtet glauben, daß es aber noch lange keine „freie Wissenschaft und freie Lehre" gibt, das weiß ich auch. Standes- und Interessengemeinschaft lieben es nur selten, einem Eindringling Sinn und Tür zu öffnen.

Schon 1901 hatte Hörbiger bei dem damaligen Direktor der Berliner Sternwarte, Geheimrat Prof. Wilhelm Förster, persönlich vorgesprochen, um ihm die Grundidee seiner Neuerkenntnis an Hand einer Milchstraßenzeichnung darzulegen. Förster verteidigte zunächst in den Marsmonden

den Glutgasball und fragte schließlich mit der Uhr in der Hand, ob Hörbiger ihm die Sache nicht ganz kurz sagen könne. Dieser zog es daraufhin vor, in einem günstigen Augenblick samt Zeichnungen zu verschwinden. Als man 1916 schrieb, war Förster inzwischen pensioniert und die Glazialkosmogonie bereits veröffentlicht worden. Und nun glaubte er sich endlich nicht mehr verschließen zu sollen, in den „Mitteilungen der Vereinigung von Freunden der Astronomie und Kosmischen Physik" sich zaghaft für die Sache Hörbigers auszusprechen. Sein Referat über „Die Aufnahme von neuen kosmischen Theorien, insbesondere von Hörbigers Glazialkosmogonie, in der Fachwissenschaft" schließt mit dem Satz: „Das eine nur möge schon heute ausgesprochen sein, daß die energische Mitarbeit eines Ingenieurs und Maschinentechnikers an den dynamischen Problemen der Welterforschung zweifellos freudig zu begrüßen ist." Über Försters Empfehlung hin erschien dann in der gleichen Zeitschrift Ende 1916 ein achtseitiger Beitrag über die Glazialkosmogonie aus der Feder des akademischen Lehrers für Mathematik und Physik Anton Würstle. Es ist einer der wenigen Beiträge, die bis heute in einer Fachzeitschrift astronomischen Charakters über die Welteislehre überhaupt erschienen sind.

Der Verfasser erkennt die Größe der Leistung an, zeigt knapp und einwandfrei die Wesenszüge der neuen Lehre auf und bemerkt sehr eindrucksvoll, daß erst eine Diskussion von Jahrzehnten genügen wird, um schließlich beurteilen zu können, wieweit Hörbiger vorausschauend richtig gesehen. Er unterstreicht die Hörbigerforderung, daß seine Kritiker das ganze Werk durcharbeiten müssen, da auch erst dann der hohe Genuß sich einstellt, den die Glazialkosmogonie gewährt. Professor Plaßmann als Herausgeber der Zeitschrift knüpfte eine Fußnote an den Artikel, daß er „aus gewichtigen Gründen einer so ausführlichen Besprechung Raum gegeben" habe. Wenn auch sein Standpunkt ein ablehnender sei, so sei eben das „Verdienstliche des Werkes die Durchführung des Gedankens vom Stoffaustausch zwischen Himmel und Erde". Hörbiger hat dieses Beginnen Jahre später dahin umschrieben, daß Plaßmann wohl fühlte, daß viele Blätter seiner „Himmelskunde" in den Ofen gehörten, wenn er ihm recht gäbe! Mir scheint der Schwerpunkt auf die nicht ganz durchschaubar werdenden „gewichtigen Gründe" zu legen zu sein. Vielleicht ahnte Plaßmann doch mehr, als er zuzugeben wagte.

Hatte Würstle schon vordem in den „Mitteilungen des Pfalz-Saarbrücker Bezirksvereins deutscher Ingenieure" eine Aufsatzreihe zur Welteislehre veröffentlicht, so griffen auch einige andere Autoren zur Feder und verbreiteten sich da und dort nicht ungünstig über die neue Weltenschau. Zum Teil sind es wenige längere Vortragsreferate, die noch während der Kriegsjahre erschienen. Aber alles in allem blieb die Welteislehre doch ziemlich zugedeckt und zudem existierte die inzwischen eingebürgerte Be-

zeichnung „Welteislehre" für die Glazialkosmogonie damals noch gar nicht. Indessen benutzt Hörbiger selbst in zähester Unbeugsamkeit verschiedene sich bietende Gelegenheiten, um seinen Anschauungen Geltung zu verschaffen. Bald gilt es abzuwehren, bald Widerspenstige zu zähmen. Doch letzteres gelingt in der Regel nicht.

Und diese Zähmungsversuche — ich muß schon dieses Wort prägen und kann mir nicht anders helfen — waren in der Regel die Sache gar nicht wert, kosteten Zeit und wieder Zeit, kamen bis heute nicht zur Ruhe und konnten doch niemand bekehren, der nun einmal nicht zu bekehren war. Der Welteislehre sich zu nähern muß aus eigenem Können und Müssen heraus geschehen, sonst bleibt immer ein dunkler Punkt bestehen zwischen dem, was Genialität verlangt und Alltäglichkeit nicht zu meistern versteht. Die Meinung Hörbigers, durch seine tausend und mehr Bemühungen dieser Art der Welteislehre empfängnisstarken Boden bereitet zu haben, vermag ich nicht zu teilen, wie mir dies Erfahrung und geschärfter Blick in diesen Dingen längst gezeigt haben. Die Welteislehre, wie jede andere Tat von Gehalt, hat es gar nicht nötig um die zweifelhafte bewegliche Gunst jener zu werben, die oft mehr zufällig an einem Plätzchen stehen, wo sie einem Häuflein Menschen aufklärende Worte spenden können.

Warum z. B. diese ausführlichen Schreiben an den früheren Herausgeber des „Sirius"? Im Sternbüchlein 1917 des bekannten Stuttgarter Kosmosverlages mag dessen zwölfseitiger Bericht zur Glazialkosmogonie nachgelesen werden, der im großen und ganzen doch nur ein beschwingtes Feuilleton darstellt. Daß durch diese Ausführungen die Welteislehre etwa „in ihren Grundpfeilern erschüttert wird", kann niemand ernstlich glauben, wiewohl er sich damit befreunden kann, daß „die nicht zu unterschätzende Bedeutung der Welteislehre als Anregung zu neuen Untersuchungen durchaus nicht bestritten ist". In späteren Jahren hat Hanns Fischer einmal überzeugend dargetan, wieweit gerade der Siriusherausgeber Kritzinger in seiner Betonung kosmisch-irdischer Bindungen sich Perspektiven der Welteislehre zunutze gemacht haben soll. Doch dies nur nebenbei.

Hörbiger antwortete schon damals (Januar 1917) höchst ausführlich, wenn auch mit der Miene eines väterlichen Freundes einem jungen Forscher gegenüber. „Nun stellen Sie sich doch meine Lage vor: Angebunden wie der heilige Sebastian werde ich von Ihnen mit Pfeilen beschossen und ich darf nicht einmal schreien! Finden Sie solches etwa nett von Ihnen? Und Sie tun dies nicht etwa aus Notwehr oder aus Vergeltungsbedürfnis, sondern aus rein akademischem Mutwillen. Soll ich Ihnen da etwa nicht grimmig gram sein? Und trotzdem bin ich es nicht, wiewohl ich es dennoch bin, — wie man's eben nimmt. Sie können versichert sein, daß Sie als Herausgeber des Sirius von mir nicht so lange unbehelligt geblieben wären, wenn der Weltkrieg nicht gekommen wäre. Aber wie klein sind doch unsere eigenen Angelegenheiten geworden im Lichte dieses Ereignisses! Wäre das nicht der Fall, so hätte ich Ihnen kaum Zeit gelassen, sich auf das mir längst bekannte fachastronomische Urteil über unsere Ketzerei festzulegen. Doch genug der Präludien ... Der Kampf um die glazialkosmogonische Wahrheit wird ja auch nicht am Himmel entschieden werden, sondern im irdischen Luftozean, auf der Erde, im Meere und unter der Erde. Sie als Astronom werden noch einmal von den Liebhabergeologen, später auch von den Berufsgeologen, zur Rechenschaft gezogen werden. Denn Ihr französischer Laplace hat den englischen Lyell zum internationalen Geologenführer verführt ...

Sie stützen sich auf die Forschungsergebnisse der physikalischen Laboratorien gegenüber den Erfahrungen der praktisch angewandten Physik (Technik) und übersehen dabei, daß jene von uns als irrig bekämpften astronomischen, geologischen und meteorologischen usw. Grundsätze aus einer Zeit stammen, in der es noch keine den heutigen annähernd vergleichbaren Laboratorien gab, geschweige denn die Erfahrungen des heutigen Maschineningenieurs besonders auf dem Gebiete der Heißdampf- und Verbrennungskraftmaschinen, der Kälte- und Eismaschinen, des Berg- und Hüttenwesens usw. Mangels dieser Erfahrungen waren Ihre klassischen Altmeister überwiegend auf Phantasie angewiesen; und darin tun auch Sie noch immer allzu kritiklos mit, nehmen aber mir die paar zur eigenen und des Lesers Erholung und Kurzweil unternommenen metaphysischen Seitensprünge übel und setzen sich die Brille des Psychiaters auf, die Sie doch gar nicht gut kleidet ...

Kenntnis von unserer Ketzerei werden Ihre Leser im Verlaufe der Jahre unter allen Umständen nehmen — es wird aber Ihr und des Sirius Schaden sein, wenn sie solche Kenntnis ohne Ihre wohlmeinende Vermittlung erlangen müßten. Es wird übrigens der Schriftleitung schon jetzt schwerfallen, sich vor dem Forum der Forschungsgeschichte dafür zu verantworten, daß sie ihren Lesern die Grundidee der Glazialkosmogonie nun schon über drei Lustren verheimlicht. Denn ich hatte Herrn Dr. Hermann J. Klein schon 1901 persönlich in Köln aufgesucht, mich mit ihm damals einen ganzen Nachmittag über glazialkosmogonische Prinzipien unterhalten, ihm aber auch schon Ende der neunziger Jahre Ausführliches über die Eisnatur der Mondoberfläche geschrieben, worauf ich noch heute seine ganz unleserliche Antwort verwahre ..."

Zwischen diesen hier wörtlich wiedergegebenen Zeilen Hörbigers finden sich aber jeweils längere Erörterungen mehr sachlicher Natur, eine Verteidigung der Namensgebung Glazialkosmogonie, Bemerkungen zur Herkunft des kosmischen Eises und ähnliches mehr. „Ich hoffe, Ihnen demnächst ausführlichere Mitteilungen übersenden zu können und wäre dann

sehr begierig, ob Sie Ihre Frage: Woher das Eis? noch zu stellen für notwendig halten werden. Bis dahin also (womöglich zur Gewissenserforschung auszubeutender) Burgfriede, in welchem nun seinen Bekehrungsversuch beschließt Ihr ergebener usw." Dieser Burgfriede steht dann allerdings Jahre hindurch nur auf dem Papier, Kritzinger ist wie viele andere in Dingen gegen die Welteislehre nie ganz verstummt und die einzige Lehre, die man immer nur daraus ziehen kann, ist doch nur die, nicht bekehren zu wollen, wo ein Bekehrtwerden nicht wünschenswert erscheint oder in anderen Fällen wieder die Voraussetzungen dafür mangeln.

Ein ähnliches Beispiel, wenn auch anderer Natur, ist der „Fall" F. E. Sueß. Ein Fall unter Fällen!, aber kennzeichnend genug. Dieser Professor Sueß hatte das Erbe seines berühmten Vaters angetreten und für den 30. März 1917 einen Vortrag über „Vulkangestalt der Erde und des Mondes" angekündigt. Neun Tage zuvor schreibt ihm Hörbiger einen siebenseitigen Brief mit der Bitte, ihn nach seinem Vortrag als „Gegner der plutonistisch-selenologischen Mondauffassung" zu Worte kommen zu lassen, stellt mit Bedauern fest, daß man ihn trotz Mitglied der geologischen Gesellschaft gänzlich ignoriert, fügt einen Teil von Druckschriften und günstig lautende Referate bei, und bemerkt gegen Schluß des Briefes: „Nachdem nun Herr Professor zufällig über jene Probleme (lunarer Vulkanismus) einen Vortrag ankündigen, mit deren rein neptunistischer Lösung meine Ketzerei begonnen hat, wäre das die schönste Gelegenheit, Ihr teilweises Unrecht gut zu machen und mich bei den geehrten Mitgliedern als Mitarbeiter der Geologischen Gesellschaft einzuführen. Wenn es angenehm ist, so stelle ich mich gerne zu einer vorhergehenden Programmbesprechung zur Verfügung und wäre es vielleicht sehr ersprießlich und für mich auch erfreulich, wenn Sie die Güte haben wollten, auch die Herren Professoren Diener und Schaffer, sowie den jetzigen Präsidenten Dreger hinzuzubitten. Das geeignetste Lokal wäre eigentlich unser Konstruktionsbüro in Mauer, weil ich da alle Zeichnungen zur Hand hätte. Da ich aber nicht erwarten kann, daß Sie sich so weit bemühen, so bitte über mich zu verfügen. Ich würde die nötigen Zeichnungen mitbringen, an Hand welcher ich den lunaren Neptunismus auszuführen mir erlauben würde. Um Ihnen die gegenseitigen Mitteilungen zu erleichtern, gestatten Sie vielleicht gütigst, daß ich den oben genannten drei Herren einfach eine Kopie meines Heutigen sende, da ich ja eigentlich allen Herren dasselbe mitzuteilen hätte. Wenn Herr Professor noch andere Herren der Geologischen Gesellschaft beiziehen wollten, würde es mir eine Ehre sein."

Gleichzeitig erhält der Gesellschaftspräsident Dreger nebst der Kopie einen Sechsseitenbrief mit entsprechenden Druckbeilagen. Wenn ich der Versuchung nicht wiederstehen kann, auch einiges aus diesem Hörbigerschreiben hierher zu setzen, so leitet mich dabei immer nur der Gedanke,

Hörbiger selbst in seiner Eigenheit zur Geltung kommen zu lassen und damit zugleich manche beredte Stelle einzuweben, die sein unduldsames Kämpfen und Anklopfen vor Augen führen. „Als langjähriges und abseits vom Wege ziemlich tätiges Mitglied der Geologischen Gesellschaft darf ich aber doch Anspruch erheben, daß die sich gegenseitig ablösenden Herren Präsidenten auch meiner Sache fürsorglich annehmen. Wenn ich die Intensionen der Gründer richtig deute, soll die Gesellschaft nicht nur den Zweck haben, Belehrungen vom Zentrum nach außen zirkulieren, sondern eventuell an der Peripherie Gefundenes auch zur Prüfung nach innen gelangen zu lassen.

Oft hätte sich mir bei den einzelnen Vorträgen über geolgische Prinzipienfragen die Gelegenheit aufgedrängt, mich in meinen Beiträgen zu diesen ausdrücklich als offen stehend bezeichneten Fragen zu Worte zu melden. Da ich aber sicher war, daß die Sache nur mit meiner erheiternden Niederlage endigen könnte, solange nicht die glazialkosmogonische Gedankenfolge als Ganzes im Schoße der Gesellschaft ruhig und ausdauernd erörtert wird, so schweige ich lieber. Mit meiner seinerzeitigen Einsprache gegen Professor Böhms Gebirgsbauhypothese habe ich denn auch nur teils Unwillen, teils Heiterkeit, teils Mitleid erregt. Ein andermal, als Herr Hofrat Höfer (derzeit bekannter Erdölgeologe, Verf.) in einem Vortrag die Verwerfung auf Trockenrisse zurückführte, hätte ich schreien mögen, indem auch damals unser Hauptwerk längst in den einschlägigen Bibliotheken stand und ich durch Vermittlung des Herrn Professor Wendelin (damals montan. Hochschule, Verf.) in Leoben unsere Aushängebögen schon 1911/12 dem Herrn Hofrat unterbreiten ließ und er mir auch deren Studium für später in Aussicht gestellt hat. Als der Münchener Rekonstrukteur seine Modelle vorführte, oder als Herr Professor Schaffer über seine amerikanische Reise zu den Saurierausgrabungen berichtete, was hätte ich da alles sagen mögen, wenn ich nicht wüßte, daß es zwecklos ist, solange die Glazialkosmogonie nicht im Plenum der Gesellschaft unter Aufopferung entgegenstehender Schulmeinungen entgegenkommend und geradezu dankbar erörtert wird. Ich konnte nur die Hoffnung nähren, daß die Zeit das Eis bricht. Nun geht aber schon das fünfte Jahr nach dem Erscheinen unserer Ketzerei ins Land und da darf ich doch wohl daran erinnern, daß in Deutschland unsere Sache schon in den Winterunterständen der Westfront gelesen wird, daß da Vorträge gehalten und Artikel über unsere Glazialkosmogonie geschrieben werden — kurz, die treffendste Illustration zu dem bekannten: ‚Nemo propheta in patria'.

In Österreich fällt zwar auch hier und da ein anerkennendes Wort ab, aber ganz ohne Wirkung auf die berufenen Vertreter der Wissenschaft. Man bringt es bei letzteren im besten Falle zu einem pathologischen Versuchsobjekt für zu Hilfe gebetene Psychologen und Psychiater, wie ich in

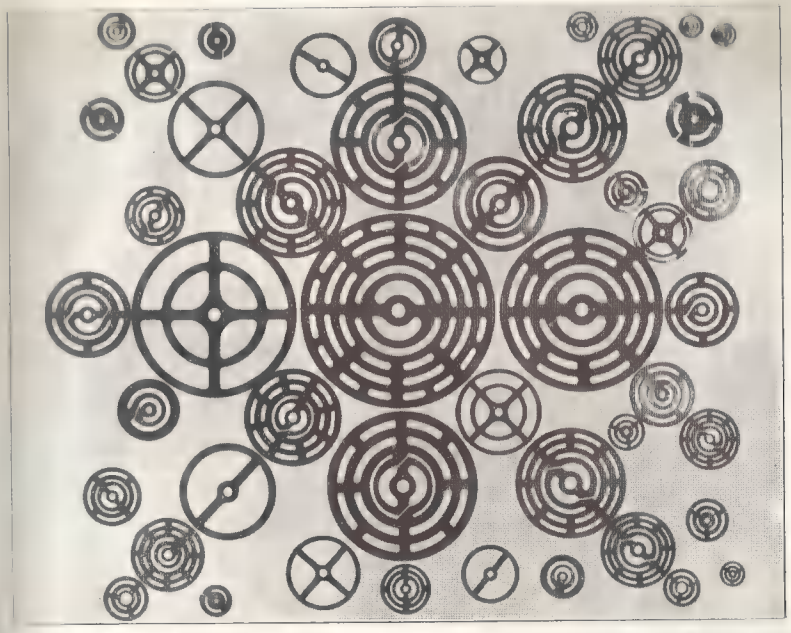
fünf Beispielen zu zeigen später nicht verfehlen werde ... Ich käme solchen Psychologen gegenüber wirklich in die schwerste Verlegenheit, wenn ich nicht auch auf die tragikomische Irrenhaus-Zwangsjackenbehandlung eines Robert Julius Mayer verweisen könnte, als auf ein für alle Ewigkeit heiter gültiges Beispiel vorschnellen Gelehrten Ab- und Vorurteiles."

Und der Erfolg dieser Bemühungen? Sueß bestätigt alsbald schriftlich, daß die erbetene Aussprache unnötig sei, da er die Glazialkosmogonie als ganz verfehlt erkannt habe. Hörbiger erwidert, daß ihm die Gründe, die Sueß und seine Kollegen davon abhalten, seine Forschungsresultate ernst zu nehmen wohl bekannt sind und für seine Person (Sueß) auch menschlich vollends begreiflich erscheinen. „Eben darum schien mir eine mehrmalige zwanglose Unterhaltung im engeren Fachkreise an Hand meiner Zeichnungen geboten. Wollen Sie das nicht gerne tun, so muß ich natürlich das Odium des Spielverderbers auf mich nehmen, wenn ich mir eine unvermittelte Einsprache erlaube. Ob ich das tun werde, weiß ich nicht. Wäre ich vollends gesund und Herr meiner Zeit, fiele mir der Entschluß leichter. Sie mir zu noch schärferen Mißgönnern zu machen, ist natürlich durchaus nicht mein Wunsch. Sei dies also dem Zufall überlassen." Und dieser Zufall fügte nicht viel mehr, als daß die ganze Sache im Sande verlief. Und wie oft haben sich ähnliche Abspiele wiederholt!

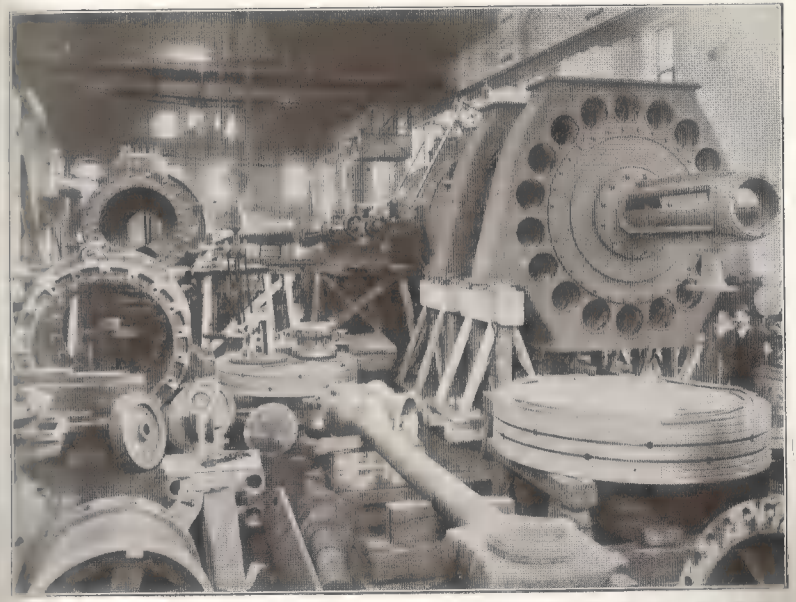
Professor Dreger hatte sich damals etwas sympathischer gezeigt, aber obgleich schon wochenlang eine Hörbigermappe mit geologischen Zeichnungen in seinen Amtsräumen lag, und es zu einer Aussprache darüber im Kreise von Geologen nicht gekommen war, ging auch dieser Lichtblick verloren. Personalmangel und außergewöhnliche Beschäftigung in Frage kommender Persönlichkeiten sollen für diesen Verlust entscheidend gewesen sein. Hörbiger durfte sich seine Zeichnungen beim Portier des Instituts abholen.

Gleich Korn an Korn, das durch die Sanduhr rinnt, reiht sich Enttäuschung an Enttäuschung. Nicht verwunderlich deshalb, daß Hörbiger zuweilen von Narren spricht, die man an sich nicht widerlegen kann. Und zehn Jahre später (1927) fällt einmal das scharfe Wort: „Hier muß man mit Gewalt kommen, mit Dynamit oder Ekrasit; denn es handelt sich nicht so sehr darum, den Leuten die Welteiswahrheit glaubhaft zu machen, als vielmehr darum, die der Welteislehre den Weg versperrenden Grundirrtümer der kosmischen Voraussetzung in die Luft zu sprengen. Die Skeptiker wollen mich immer auf die Strohhalme aufmerksam machen, die auf meinem Wege liegen, und über die ich in ihrer Meinung stolpern soll; sie sehen aber nicht die Felsblöcke ihrer Grundirrtümer, die ihnen den Weg versperren. Um ihnen diesen Weg frei zu machen, dazu brauchen wir Dynamit!"

Die Einfalt eines Physikprofessors, dem er vor Jahren in Kronstadt



Bewegliche Stahlteile von Ventilen, als Sinnzeichen der 1894 erfolgten und sich späterhin äußerst fruchtbar erweisenden technischen Erfindung Hörbigers

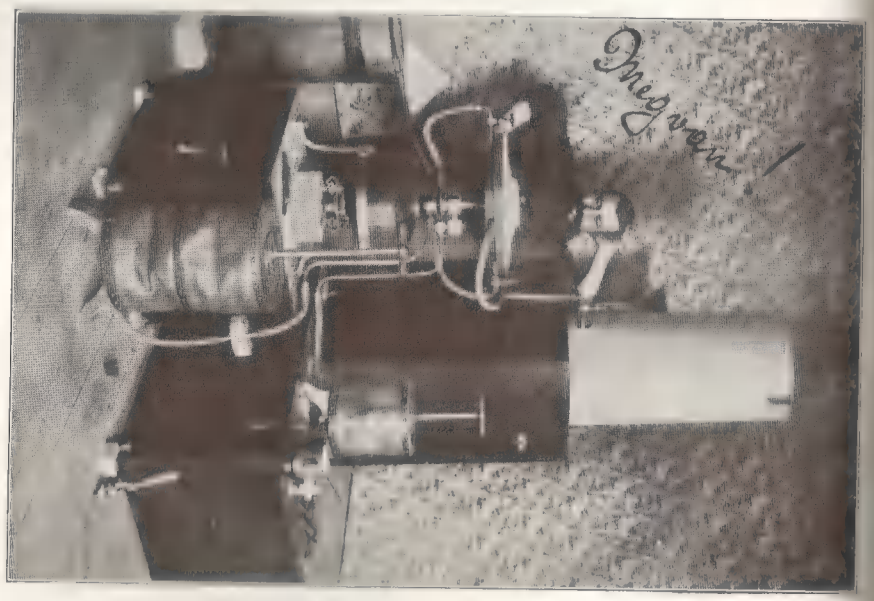


Blick in die Montierungswerkstätte einer Maschinenfabrik. Rechts ein Hochofengebläse (noch unvollendet) mit 72 Hörbigerventilen

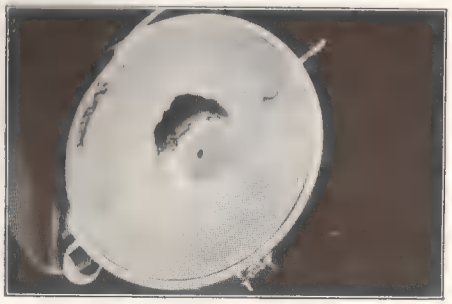
begegnete, wählt er gelegentlich (1925) zum Prototyp auch anderer „Ganzgescheiten". Es handelte sich damals um den Druckmittelpunkt einer unter Wasser schief stehenden Dreieckfläche. „Der Physiker behauptete steif und fest, daß der Schwerpunkt zugleich auch der Druckmittelpunkt sei. Vergeblich machte ich geltend, daß dies nur stimmt, wenn die Fläche horizontal liegt. Erst bis ich die Sache aufzeichnete, Buchstaben einschrieb und eine Formel mit dem Kosinus des Neigungswinkels hinzuzumalen begann, fing er an zu begreifen. Oder weil die Waschtischbrause einen Wind machte, wollte er ein Gebläse zum Patent anmelden, bis ich ihm erklärte, daß die Schmiede des Mittelalters schon ihren Essenwind auf diese Weise machten und daß man in verbesserter Form auf diese Weise schon längst staubige Fabriksäle ventiliert. Es sind wirklich einfältige Spielkatzen, diese Reinmathematiker und modernen Schulphysiker!" Dieses Versagen vor dem Kleinding gar erst auf die Welteislehre projiziert! Nun — Hörbigers Selbstdiagnose hierzu gegen Ende des Weltkrieges hätte ihn eigentlich immer trösten sollen: „Das ist doch auch klar: Wenn ich heute zu einem ahnungslosen Astronomen gehe und ihm ohne Einleitung und Begründung sage: Die Marskontinente schwimmen, oder die Mondvulkane bestehen aus Eis! oder der Saturnring ist einteilig und besteht aus Eis! oder die Milchstraße ist pseudoplanetarischer Natur und besteht aus mit uns nach dem Herkules fliegenden Eiskörpergewölken, daraus die Sternschnuppen stammen; und solch galaktisches Eis stürzt auch unaufhörlich in die Sonnenphotosphäre und Erdatmosphäre, um dort die Flecken und Protuberanzen und hier die Hagelschläge, Wolkenbrüche und Wirbelstürme zu erzeugen! Oder der Erdmond ist kein Sohn der Erde, sondern der ehemalige Nachbar des Mars! — so klingelt dieser Astronom um den Irrenwärter!" Es haben ja nun nicht alle Astronomen nach diesem Wärter geklingelt und das mag vorläufig ein weiterer, wenn auch überflüssiger Trost sein.

Erstaunlich ist dann schon zu sehen, wie Hörbiger jahraus, jahrein kaum einen Tag verstreichen läßt, da er an möglichen und unmöglichen Stellen versucht, Gehör für seine Weltenschau zu finden. Kaum eine Fabrikdirektion, mit der er geschäftlich in Verbindung steht, bleibt verschont. Behörden, deren zuständige Beamte gar nicht in der Lage sind zu erfassen, um was es sich eigentlich handelt, werden angegangen. Dutzendweise werden Drucksachen versandt und häufig wird die kostspielige „Glazialkosmogonie" verschenkt. Kollegen noch aus der Studienzeit werden ersucht, nun ihrerseits etwas für die Verbreitung der Welteislehre zu tun. Ingenieurverbände werden interessiert, Erdöl- und Kohlensyndikate mobil gemacht. Und an humorvollen Zugaben fehlt es bisweilen nicht. Ein junger Privatdozent verspürt die Lust, ihn hinterrücks mit einem Psychiater bekannt zu machen, der untersuchen soll, ob ein Mensch noch zurech-

Aus flüssigem Paraffin nachgebildeter Mondeiskrater



Hörbiger experimentiert 1895 zu Vajdahunyad mit seinem im Hotelzimmer aufgebauten Apparat für künstlich nachgeahmte Mondgebilde. Megvan! (ung.) = „Ich hab's entdeckt!"



Ein ähnlicher, ebenfalls pneumatisch hochgepumpter Paraffinkrater

nungsfähig ist, der Eis in die Sonne stürzen läßt! Ein Eiszeitgeologe, mit dem sich Hörbiger wiederholt unterhielt, ladet bei der vierten Sitzung einen Arzt hinzu, der erforschen soll, ob der „Eisnarr" wirklich noch zu retten wäre. Als Hörbiger diesen Arzt gewandt an die Erlebnisse des Blutkreislauf-Entdeckers erinnert, verspürt dieser schon in Unkenntnis des Namens dieses vielgeplagten Mannes den geschickt geführten Hieb erst gar nicht.

In lebhafter Erinnerung an solche Zwischenfälle weiß Hörbiger heute seltsam zu sagen: „Es ist mir leider nicht gelungen, rechtzeitig einen Psychiater zum Studium meiner Ketzereien anzuregen, der dann den Astronomen, Geologen und Meteorologen die Seelenmarter ausgemalt hätte, die mit dem jahrzehntelangen Alleinwissen solch ungeheurer Dinge verbunden ist. Ich trug mich 1903 mit dem Gedanken, den damaligen Leiter der psychiatrischen Klinik zu gewinnen. Ich bin eben heute froh, daß ich den Versuch nicht gemacht habe, denn es wäre mir wohl gegangen, wie R. J. Mayer bei Dr. Landerer. Meinen Wiener Hausarzt bat ich um Studium der Aushängebögen. Ich durfte sie mir aber nach Jahren ungelesen wieder abholen." Wieviel herbe Bitternis steckt doch hinter solchen Worten!

Originell wie er selbst durch und durch sind auch seine Einfälle manchmal. Bittet er da eine hohe Behörde während des Krieges einmal um Einsetzung einer Prüfungskommission für seine Glazialkosmogonie. Er lehnt es aber vorbeugend ab, von „Reingelehrten" der einschlägigen Naturwissenschaften begutachtet zu werden. Außer Fachleuten der Wärmetechnologie des Wassers und der Gase, praktisch tätigen Bergleuten und entsprechenden Geologen wären allenfalls noch Artillerie- und Marineoffiziere heranzuziehen. Letztere deshalb, weil ihnen ein ballistisch-mechanisch erfahrenes Urteil zuzutrauen wäre, und weil zumal der Marineoffizier die Probleme der Meteorologie einigermaßen kennen würde, „sowie die vagen Lösungen, die heute von der doch noch so jungen meteorologischen Wissenschaft hierfür geboten werden; er kennt auch die furchtbare Gewalt der tropischen Stürme und die vermeintliche Ungeheuerlichkeit des Ozeans aus eigener Erfahrung." Nichts, aber auch gar nichts bleibt unversucht, um Boden für geeignetes Sichdurchsetzen seines Werkes zu gewinnen.

Es darf wohl behauptet werden, daß durch diese zwangsläufig heraufgeführte Werbetätigkeit (um diesen Ausdruck hier ohne Beigeschmack zu gebrauchen) da und dort ein „Vereinzelter" Lust und Neigung zum Studium der Welteislehre bekam; die wirklich zuständigen Stellen versagten jedoch in der Regel. Mit nicht zu leugnendem Verständnis hatte sich beispielsweise eine Dortmunder Maschinenfabrik seiner Nöte angenommen und eine Empfehlung an den Chef des Kaiser-Wilhelm-Institutes für Kohleforschung zu Mülheim a. d. Ruhr gegeben. Schon beschickt Hörbiger diese Institutsleitung mit reichlichem Druckmaterial und setzt die ihm gewichtig erscheinenden Gründe auseinander, warum gerade der Kohlefachmann an seinen Ausführungen nicht vorbei sehen darf. Über den Bescheid, daß man bei Wiederkehr friedlicher Zeiten sich damit zu befassen hoffe, geht ein erwartetes Interesse nicht hinaus. Noch mehrmals klopft Hörbiger an, schreibt weitere längere Briefe, doch ohne einen irgendwie nennenswerten Erfolg. Die minder kriegsgepeinigten Zeiten kamen, aber was man einst hoffend versprach, ist wohl längst in Vergessenheit geraten.

Wer derart ausersehen ist, eine Märtyrerkrone zu tragen, dem bleibt aber dennoch das Glück nicht fern, wenigstens von jenen verstanden zu werden, die ihrerseits den Dornenpfad schöpferischen Gestaltens beschritten haben. Wenn ich noch auf späteren Seiten von Freunden spreche, die man nicht vergessen kann, — im Augenblick, da mir das ganze ungeheure Kämpfen vor Augen steht, das nun einmal mit dieser Welteislehre verbunden ist, kann ich nicht an Max Valier mit besonderer Betonung vorübergehen. Ich hätte dies auch tun müssen, ohne daß der Tod dem stillen Heldentum dieses mutigen Mannes und Freundes in den letzten Tagen dieser Niederschrift eine Grenze setzte.

Als am Sonntag, den 18. Mai, die Tageszeitungen die erste Kunde von dem tagszuvor erfolgten Ableben Valiers brachten und in den folgenden Tagen die Artikel sich mehrten, war allenfalls der Name Hörbiger bisweilen vermerkt, für dessen Ideen sich Valier vorübergehend eingesetzt habe. Im großen und ganzen aber stand jeder Nachruf im Zeichen des mittelbaren Geschehens, das an die Raketenforschung Valiers knüpft. Ein Stahlsplitter hat diese seine Pionierarbeit der letzten Jahre plötzlich abgebrochen und als knapp Fünfunddreißigjähriger ist er von uns gegangen. Ein Höhenziel seines Lebens blieb unerreicht, ein Ziel, über das wir uns noch gemeinsam im Spätherbst des vergangenen Jahres lebhaft unterhalten hatten. Daß aber Valier in den zehn arbeits- und schicksalsreichsten Jahren seines Lebens, von 1915 bis 1925 etwa, im lebhaftesten persönlichen und brieflichen Verkehr mit Hörbiger gestanden, daß er schon während und alsbald nach dem Kriege in hervorragend selbstloser Weise sich für die Verbreitung der Hörbigerschen Ideen eingesetzt hatte und diese wie kein zweiter vor ihm im Sturmschritt zu verbreiten suchte, das alles blieb doch ziemlich zugedeckt, war schon vergessen worden oder vielmehr noch ganz unbekannt geblieben.

Man muß schließlich diese gehäuften dicken Mappen von Briefen, Projekten, Ratschlägen, sachlichen Erörterungen und Meinungsverschiedenheiten, von Erfolgen und Mißerfolgen, von Begeisterung und Enttäuschung, von ewiger Unruhe und nie erlahmender Schaffensfreude ken-

nen, wie sie Hörbiger aufbewahrt hat. Ein Nachlaß, so bestrickend und ergreifend, so außergewöhnlich vielseitig und wieder in die Tiefe gehend, so erschütternd das Schicksal malend und die Alltäglichkeit des Daseins zeichnend und überspringend, — wie er fast beispiellos im Gedankenaustausch eines Meisters und eines um Jahrzehnte jüngeren Menschen zu finden ist. Dies ohne jede vorgefaßte Meinung oder Übertreibung aussprechen zu können, gibt mir den Mut, auch für eine spätere Herausgabe der Hörbiger-Valierbriefe mich einzusetzen. Ein paar Streiflichter, gerade notdürftig dem Rahmen dieses Werkes angepaßt, müssen hier leider genügen. Ich habe Hörbiger ein erstes schlichtes Denkmal zu setzen und müßte recht eigentlich vor Valier dasselbe tun.

Ich werde sie nie vergessen können, diese Sonntagmorgenstunde, da ich Hörbiger die erste Kunde vom allzutragischen Heimgang eines seiner Besten brachte. Wir blieben minutenlang stumm und fanden keine Worte, weil wir beide wußten, was Hörbiger dem jungen Freunde als Mensch und Förderer seines Werkes zu danken hat. In solcher Stunde gewinnt das Erinnern eigenartige Lebendigkeit, läßt Jahr um Jahr im Eilschritt vorübergleiten und entsinnt sich der scheinbar abgelegendsten Begebenheiten. Und den ein solches Erinnern befällt, der weiß erst zu empfinden, was er verloren hat.

Vor fünfzehn Jahren (1915) war es gewesen, da Hörbiger das gerade erschienene reizvolle Werkchen „Das astronomische Zeichnen", eine „leichtfaßliche und gemeinverständliche Anleitung zur Beobachtung und zeichnerischer Darstellung cölestischer Objekte nach dem Anblicke im Fernrohr für Laien und Amateurastronomen" in die Hände fiel. Als Verfasser dieses mit einer Sternkarte und 112 Abbildungen versehenen Buches zeichnete Max Valier, seines Zeichens Mitglied der Vereinigung der Freunde der Astronomie und kosmischen Physik und ausländischer, fachwissenschaftlicher Vereinigungen. Vermutend, hier einen älteren und erfahrenen Himmelsbeobachter vor sich zu haben, schrieb Hörbiger erstmals im Hochsommer gleichen Jahres über den Verlag an den Verfasser. Der exerzierte damals als Zwanzigjähriger inmitten der Einjährig-Freiwilligenabteilung des zweiten Bozener Landesschützenregimentes in Enns in Oberösterreich und hatte damals schon — was Hörbiger nicht ahnte — eine für sein Alter außergewöhnliche Leistungskurve seines jungen Lebens hinter sich. Hatte als Bozener am dortigen Franziskanergymnasium maturiert, war (auch augenblicklich noch eingeschriebener) Student der Innsbrucker Universität, der Physik und Chemie, Astronomie und Meteorologie, Geologie und Biologie, Mechanik und Mathematik, selbst Elektrotechnik, Philosophie und Pädagogik betrieb. Ein universell gerichteter Kopf, der bis dahin schon Mitarbeiter an rund zwanzig der Allgemeinheit und dem Fachwissen dienenden Zeitschriften geworden war und — ein Gesellenzeugnis als Feinmechaniker besaß. Denn schon als Gymnasiast hatte er sich mit beobachtender Astronomie beschäftigt, hatte in Gries bei Bozen zwei Privatsternwarten eingerichtet, deren Instrumente nach seinen Plänen montiert worden waren. Amerikanische und französische Sternwarten standen mit ihm in Verbindung, gaben ihm Bücher und Photoplatten zu Studienzwecken und schon der Siebzehnjährige war „member de la société astronomique de France".

Voraussetzungen eigener Art berühren sich hier. Hörbiger geht den Pfad des Außenseiters, wird nebenher Schmied und Ingenieur. Valier ist schon Außenseiter von Jugend an, geht aber zeitweilig den Weg des geraden Studiums, kennt zur Genüge die „Schule der Gelehrsamkeit" und hat das Rüstzeug, zwischen Zunft und Außenzunft zu klären. Und gerade dieser Umstand macht seine Bindung mit Hörbiger doppelt interessant. Er sitzt bis 1923 noch wiederholt in Kolloquien der Universität und steht im engsten Kontakt mit Gelehrten, die, wie etwa sein Hochschullehrer Prey, die Welteislehre offen mißkreditieren. Und — was überaus wichtig ist — schon als er Ende August 1915 Hörbiger erstmals schreibt, gibt er seiner Bewunderung für dessen Ideen offenen Ausdruck, doch mit der Einschränkung, die Glazialkosmogonie erst selbst ebenso gründlich wie kritisch studieren zu müssen. Gleichwohl entwickelt er schon damals in den Anfangsstadien des gegenseitigen Briefwechsels seine eigenen Ideen über das Wesen der Welt, getragen von ebenso logischer Härte wie philosophischem Schwung und künstlerischer Abgeklärtheit.

Sind es doch im Grunde auch fünf Schicksalssterne, die das kurze und doch so reiche Leben Valiers füllen. Einmal seine starke Ader für kosmische und astronomische Probleme, zum anderen seine ursprüngliche Neigung dramatisch und literarisch zu gestalten, zum dritten sein stark ausgeprägt naturphilosophisches Bedürfnis, zum vierten der schließlich gefundene Weg zu Hörbiger, zur Kosmotechnik oder Welteislehre, und zum fünften sein zähes Ringen um Erfolge der Raum-, bzw. Raketenfahrt. Wenn letzteres auch seine letzten Lebensjahre fast ausschließlich füllte, so wirken sich die anderen vier Richtungen weniger in zeitlicher Aufeinanderfolge, als vielfach in sich verkettet aus. Dafür spricht sein literarischer Nachlaß, zeugen seine nahezu zwanzig größeren und kleineren Werke, die in einem Zeitraum von zwölf Jahren erschienen sind. Doch populär und weltbekannt ist Valier erst in den letzten drei Jahren geworden, als er mit fast übermenschlicher Verbissenheit allen Fehlschlägen zum Trotz sein Raketenproblem verfolgte, da und dort ein Zeugnis seines Wagemutes und seiner Unerschrockenheit lieferte und darob zu begeistern wußte. Ein Himmelsstürmer von frühester Jugend an, wollte er schließlich den Himmel selbst bezwingen. Da wählte sich der Versucher den Tod zum Gefährten, der mitleidslos ein ruhlos hoffnungsreiches Leben löschte. Und nur we-

nige wußten, daß der dem Schaffen jäh Entrückte nicht nur hervorragende Naturgeschichtswerke, sondern auch mehrere Bände über Zeit, Raum und Ewigkeit, über die Bindungen von Materie und Geist, über die Dreifaltigkeit des Seienden verfaßt und den Versuch einer universellen Darstellung des Weltbildes der Zukunft gewagt hatte.

„Die wahre Kultur" — heißt es (1922) in einem flammenden Bekenntnis zur neuen Höhe — „lief zum Schrecken der wenigen, die den Funken des Lebens in sich bewahrt hatten, in ein schauerliches Minimum hinab. Das Ziel muß sein, wieder eine Weltenschau aufzurichten, die die Harmonie zwischen ‚Wissen und Glauben' herstellt. Vor allem gilt es, den krassen Materialismus hinauszuwerfen aus den Kammern unseres Gehirns und an Stelle des falschen Fluchtpunktes eine wahrhaft unendliche Perspektive in das Absolute des Transzendentalen zu eröffnen. Wir müssen den Kosmos in reinem größten Sinne theozentrisch auffassen, zum Gottheitsbegriff zurückkehren. Dann wird es uns erst recht wieder möglich werden, das begrenzte All, das unseren Sinnen und Instrumenten zugänglich ist, anthropozentrisch aufzufassen, alle die Sterne des Himmels als Körper, deren Bildung notwendig war, um wenigstens auf einem Planeten Menschen, d. h. intelligente, ihrer selbst bewußte Lebewesen hervorzubringen. Der Mensch verwächst dadurch wieder mit dem Kosmos, aber nicht als Automat der in seinem Körper schwingenden Moleküle, sondern kraft des Geistes, der sowohl seinen Leib, wie das ganze Weltall gebaut hat. Das ist der Weg, das ist das Kreuz, der Kreuzungspunkt, in welchem unsere Gedanken sich finden müssen, soll uns aus dem Schnittpunkte seiner Balken der Strahl der Erlösung werden . . . Ich bin frei! Und wenn alle die Hände in den Schoß legen, ich will kämpfen und ich will siegen. Und wenn tausend Seile, die aus einer Million Fäden zusammengedreht sind, uns an den Abgrund zu ketten scheinen, wir werden sie zerreißen, wenn jeder nur einen, seinen Faden abreißt. Wir können schon, wenn wir nur wollen. Nur die Flamme des ewigen Anteiles in uns muß wieder angefacht werden aus dem winzigen Fünkchen, das trotz aller Demütigung, die uns zuteil ward, dennoch in uns allen glimmt!".

Wer den ganzen Valier kennt und weiterhin auch den ganzen Hörbiger, wie er Kosmos und Dasein in die ewig richtende Hand Gottes legt (vgl. nächsten Abschnitt), den überrascht es schon nicht mehr, daß diese beiden Freunde sich sonderlich stark begegnen mußten. Denn Freunde waren sie schließlich geworden, wobei der um soviele Jahre Jüngere trotz steter Verteidigung seiner eigenen Welt es dem Älteren niemals an schuldigem Respekt vor dessen Werke fehlen ließ. Niemals hat Valier mit seinen Ansichten hinter den Berg gehalten, und erst als er die Glazialkosmogonie gründlich kannte, fand er Worte der höchsten Anerkennung

dafür. „Vielleicht schreibe ich noch einmal eine große populäre Astronomie auf neuer, auf Ihrer? Basis", heißt es in einem der frühesten Schreiben, wiewohl das Fragezeichen dann später verschwand.

Schon gleich zu Beginn des Bekanntwerdens berichtet Hörbiger dem Zwanzigjährigen, dessen Ungewöhnlichkeit er bald erkannte, von seinen großen, ihn zu Gott führenden Innenerlebnissen und seinen mitunter recht harten Jugendjahren. Er glaubt bei Valier eine Art Parallele zu entdecken und bittet wiederholt um Mitteilung darüber. Der durch den anstrengenden Dienst an sich mitgenommene junge Soldat findet dennoch fast täglich Zeit zum Schreiben und etwas literarischer Arbeit. Er verschließt sich dem Wunsche Hörbigers nicht und schreibt gelegentlich (Ende Oktober 1915) acht große Seiten über seinen bisherigen Lebensweg.

Möchten einige gar bezeichnende Stellen hieraus ein dankbares Verständnis finden: „Wenn Sie mir Lust zum Nietzschestudium machen wollen, so sage ich Ihnen gleich, daß ich Nietzsche höchstens mit Ihrem Löffel essen werde, sonst fände ich ihn ohnehin zu abgeschmackt. Ob Aristoteles, ob Kant, ob Nietzsche, das ist mir einerlei und habe ich keine Lust an ihnen meine Zeit zu opfern und zu vergeuden. Komme ich selbst auf das, was sie schon vor mir gelehrt haben, so brauche ich sie eben nicht, komme ich auf etwas anderes und stehe in Widerspruch mit ihnen, so folge ich doch nur mir und nicht ihnen und brauche sie erst recht nicht . . . Mein Vater war ein Wiener, mein Großvater ein Bayer und mein Urgroßvater ein Franzose . . . Auch ich gab und gebe Klavierunterricht, Mathematik- und Harmonielehrestunden um Verdienstes wegen. Ich habe viele Klavierkompositionen geschrieben, mehrere Volksstücke (wovon zwei mit Erfolg aufgeführt) und eine phantastische Oper, die auf dem Monde spielt (Text und Musik von mir), welche aber erst im Konzept fertig, textlich und musikalisch der Ausarbeitung harrt. Ich bin als Schauspieler eine ganze Saison im Stadttheater aufgetreten, war als Kinodarsteller engagiert und habe ebenso im Schlittschuhlaufen, wie Rad- und Motorfahren, Faustball, Turnen, Laufen, Schwimmen, Tauchen und als Hochtourist in meiner Heimat (Bozen) einen bekannten Namen . . . Diese Jugendstreiche werden aber bald ganz verschwinden. Der Kampf um meine materielle Existenz, auch um die meiner Großmutter, Tante und Schwester, kann mich vielleicht bald zwingen, all dem zu entsagen und auch das Erstreben meines Lebenszieles eine Zeitlang aufzugeben und ein oder zwei Jahre für die anderen zu opfern. Aber ich tue es gerne für alle die Meinen, besonders für meine liebe Schwester . . .

Übrigens auch ich glaube, daß mein Zusammentreffen mit Ihnen kein Zufall ist, sondern erblicke darin die Erfüllung einer von der Vorsehung schon sozusagen erwarteten Fügung, wie denn überhaupt mein ganzer bisheriger Lebenslauf klar die höhere Leitung erkennen läßt. Da-

her kommt es, daß ich ein unverwüstlicher Optimist bin und auf ein Leben voll Glückes und inneren Friedens zurückblicke, das nur selten, allerdings dafür um so härter, von Schicksalsschlägen auf kurze Zeit scheinbar verwüstet wurde ... Ich werde bei gelegenerer Zeit gerne bereit sein, Ihnen mit einer ausführlicheren Selbstbiographie zu dienen, welche abzufassen vielleicht auch den Wert haben kann, daß nach meinem möglichen Tode auf dem Felde der Ehre wenigstens ein Mensch soviel Kenntnis von mir hat, daß er den Nekrolog für die Astronomischen Nachrichten schreiben kann und daß er weiß, welche Tagebücher, wissenschaftlichen Journale, welche Werke und Manuskripte, welche Pläne usw. usw. bis zu meinem Tode geschaffen wurden und wo das alles zu finden ist ...

Über den Grad der Wahrheit Ihrer Glazialkosmogonie will ich nicht weiter mit Ihnen streiten, ehe ich nicht bei gelegener Zeit Ihr Hauptwerk dreimal gelesen habe. Die Lektüre Ihrer Schriften hat mir aber meinen bislang unbestimmten Plan in bestimmtere Richtung gelenkt."

Derart schreibt, wohl ergreifend genug, ein gewiß Frühvollendeter. Denn im erst einundzwanzigsten Lebensjahre stehend eine Replik eines übervollen Lebens ankündend, ist schließlich nicht jedermanns Sache. So aber war Max Valier, als Hörbiger ihn kennen lernte und der Leser mag ahnen wie eigenartig bestrickend in unserer müden und abgehetzten Zeit stehend sich das Schicksal der beiden Kämpfer in ihren Briefen und Betrachtungen spiegelt.

Als das erste Jahr dieser seltenen Geistesbindung vorüber war und Valier schon einigermaßen die Welteislehre Hörbigers kannte, scheint ihn dieselbe „mehr als der Beachtung wert zu sein". Hörbiger ist einigermaßen gekränkt, doch seine Bemerkung „Weiter haben Sie sich nicht aufgeschwungen" wird mit den Worten erledigt: „Nach meiner Ansicht läßt sich zum Ausdruck der Begeisterung kein höherer Ausdruck finden, der nicht Hohlheit oder Schmeichelei enthielte. Ich glaubte nicht mehr sagen zu können. Wenn Ihnen das zu wenig ist, so läßt sich einstweilen nichts machen." Inzwischen hat Valier das Frontleben gekostet, war vom Infanterie- zum Sappeur- und Feldwetterdienst gewechselt und Leutnant geworden. Der gegenseitige Briefwechsel geht ununterbrochen fort, gewinnt ständig mehr an Lebendigkeit und überzeugt allmählich auch Valier von den unverbrüchlichen Werten der Welteislehre.

Sein Artikel „Morgenröte" in der Märznummer 1918 der damals noch bestehenden „Astronomischen Zeitschrift" gibt den Auftakt, nun seinerseits auch öffentlich für Hörbiger, wenn auch mit einiger Vorsicht, einzutreten: „Wenn ich die Zeichen der Zeit richtig verstehe, so haben wir demnächst einen großen Umsturz in allen grundlegenden naturwissenschaftlichen Anschauungen zu erwarten. Wir leben etwa in einer Zeit, wie

sie die Lebensjahre von Kopernikus und Kepler bezeichnen." In beredten Worten werden die noch bestehenden großen Lücken unseres astronomischen, meteorologischen und geologischen Wissens geschildert, um schließlich zu sagen: „Vom Standpunkte Hörbigers aus sehen sich nämlich alle Bewegungen der modernen Forschung, alle Ergebnisse, zu denen sich die Wissenschaft der vorigen Jahrzehnte mit Widerstreben bekennen mußte, als ein eigentümliches Tappen an, wie von Halbblinden, die ungefähr die Richtung erkennen, aus der das Licht kommt. Und trotz aller Widerborstigkeit kommen sie doch alle auf Um- und Auswegen, auf Wegen, wo sie ganz andere Ziele verfolgen, schließlich auf die Straße der Hörbigerschen Theorie." Ähnlich hatte sich Valier schon in vordem gehaltenen Vorträgen an Feldwetterwarten ausgesprochen.

Die gegenseitige Freundschaft wird gefestigt, als Valier im Frühjahr 1918 vorübergehend in Wien weilt und ebendort ab August zur Ablegung eines technischen Kurses für Fliegeroffiziere. Die wenige freibleibende Zeit wird ausgefüllt, Vereine und Verbände für Welteisvorträge zu interessieren und mit Versuchen, vom Armeeoberkommando für eine Tätigkeit als flugtechnischer Propagandaoffizier bestimmt zu werden. Wobei der Gedanke leitend war, glazialkosmogonische Erörterungen den Vorträgen mit einzuflechten.

Diese Vorbereitungen stört ein Ereignis, das Valier am 28. September 1918 auf einer Postkarte an Hörbiger ebenso kaltblütig wie bündig beschreibt: „Ich liege im Spital. Bin gestern $^1/_2$9 Uhr vormittags am Flugfeld Aspern aus 3200 Meter Höhe mit brennendem Flugzeug abgestürzt. Zum Glück erlosch das Feuer etwa in 1500 Meter Höhe und durch vereinte Geistesgegenwart des Piloten und meiner selbst gelang es uns, den Vogel halbwegs aus dem senkrechten Kopfsturz abzufangen. Hätten wir noch 200—300 Meter gehabt, hätten wir vielleicht am Flugfeld eine glatte Landung zustande gebracht. So gab's Kleinholz. Der Pilot hat ein paar Brüche, ich habe außer einem harten Schlag auf's Schulterblatt, was sehr weh tut, nichts, auch keinen Bruch. So ein Glück, was! Ich habe mir Ihre Glac. Sachen in's Spital bringen lassen, als wichtigstes Buch." Ohne ein paar Rippenbrüche war aber dieser Sturz doch nicht abgegangen.

Bald nach der Entlassung aus dem Lazarett erfolgt der Umsturz und am 1. Dezember 1918 steht Valier mit dreihundert Kronen Abfertigung in der Hand sozusagen auf der Straße. Von seiner Heimat Bozen abgeschnitten, flüchtet er über Weihnachten nach Innsbruck, ist Mitte Januar 1919 wieder in Wien und erwirkt vom Landesschulrat die Bewilligung zur beliebigen Abhaltung von Lichtbildervorträgen in Wiener und Niederösterreichischen Schulen. Schulsperre wegen Kohlenmangel, Lichtsperrverordnung, Kälte, Hunger und Not sind die unerquicklichen Gefährten der nächsten Wochen, die eine Vortragstätigkeit nahezu unmög-

lich machen. Es fehlt an notwendigen Mitteln, sich ein geheiztes Zimmer zu gönnen und dabei dürfen die nunmehr in Wien wieder aufgenommenen Universitätsstudien nicht vernachlässigt werden.

Zwei große in Innsbruck während der Osterferien abgehaltene glazialkosmogonische Vorträge bringen einen ersten glücklichen Erfolg. Wohl bleibt das Nachspiel einer mißliebigen Polemik nicht aus, der Valier dann später in einem Pfingstvortrag begegnet, während er inzwischen drei Urania- und weitere Vorträge über Hörbigers Lehre in Wien (Ingenieur- und Architektenverein, Akademie der bildenden Künste usw.) vom Stapel läßt. Den Sommer über schlägt er sich in Baden und Wr.-Neustadt durch, hält im Semmeringgebiet Vortrag über Vortrag, bald in Schulen, bald vor öffentlichem Publikum. Der Verdienst reicht gerade aus, um nicht verhungern zu müssen, von manchen Schwierigkeiten gewisser Ortsbehörden gar nicht erst zu reden. Einunddreißigmal hat Valier bis zum 1. August 1919 allein schon zur Welteislehre gesprochen.

Eine Eingabe an den Wiener Unterstaatssekretär für Unterricht betr. „volksbildender Lichtbildervorträge insbesondere über Hörbigers Glazialkosmogonie (Kosmotechnik)" ersucht um Ausstellung einer Ermächtigung, die für alle Länder Deutschösterreichs die Wege bahnt und die für Wien die Unterstützung bei Bereitstellung eines geeigneten Saales für langandauernde Abendkurse gewährt.

Ein kleines Martyrium schließen diese zwölf eng beschriebenen Blätter gewiß schon ein. Soweit es Hörbiger angeht, steht zu lesen: „Der Glazialkosmogonie vermochte ich auf die Dauer nicht standzuhalten. Alle Einwände, welche die Fachwissenschaft, nach der ich doch erzogen war, machen kann, stürzen in sich selbst zusammen, gegen die bezwingende Logik und die geschlossene Kette von Schlußfolgerungen, welche nichts anderes bedeutet als die vollkommene Lösung aller kosmischen und terrestrischen Probleme, vor welchen die Fachwissenschaft noch immer ratlos dasteht. Da waren für mich die Würfel geworfen. Aus einem Saulus ein Paulus geworden, beschloß ich nunmehr die neue Lehre an meine Fahne zu schreiben und diese Fahne überall, auch der ganzen Fachgelehrsamkeit zum Trotz, voranzutragen. Ich beschloß auf alle Aussichten, eine Staatsstellung zu erlangen (denn das ist doch nur bei demütigem Sichbeugen vor der Autorität möglich) von vornherein zu verzichten und wenn es notwendig sein sollte, auch mein Doktorat zum Opfer zu bringen. Lange genug hat Hörbiger in Acht und Bann geschmachtet, wurde seine Lehre lächerlich gemacht und verballhornt, fünfundzwanzig Jahre werden es in diesem September, seit unser Meister den großen Fund getan, der ihm in ferner Zukunft wird höher angerechnet werden müssen, als Newton die Entdeckung des Gesetzes der allgemeinen Schwere. Es ist wahrhaftig Zeit, daß das Verborgene an den Tag kommt.

Natürlich wird jetzt ein Kampf beginnen. Möchte er nur schon begonnen haben. Nun, der Anfang in Innsbruck ist gemacht und ich bin schon als neuer Galilei und Ketzer gebrandmarkt. Als ich am 17. Juli (1919) zu Herrn Prof. Oppenheim ging, um ihn in Angelegenheit meiner Dissertation zu interpellieren, erklärte er mir (da er inzwischen erfahren haben mußte, daß ich ein Schüler Hörbigers sei) keine Dissertation anzunehmen, welche irgendwie mit der Hörbigerschen Lehre in Verbindung stehe. Ich will mit Absicht diese historischen Worte hier festnageln: Auf meine weitere Frage erklärte Prof. Oppenheim die Hörbigersche Lehre wörtlich für einen aufgelegten Schwindel. Auf meine Frage, ob er denn das große Werk überhaupt gelesen habe, antwortete der Gelehrte gleichfalls wörtlich: Gottlob keine einzige Seite! (Herr Unterstaatssekretär, ich bin bereit, diese Worte jederzeit zu beeiden.) So also urteilt die Fachgelehrsamkeit über eine neue Lehre. Blindwütend will sie die unbequeme Nebenbuhlerin unschädlich machen durch Vogel-Strauß-Politik! — Es ist ja einfach lächerlich!

Ich will mich ja nicht etwa loben, aber um mir die Berechtigung nehmen zu dürfen, so zu sprechen, muß ich nochmals wiederholen: Ich habe bei Professor Prey in Innsbruck drei Kolloquien über Astronomie mit Auszeichnung bestanden, bei Professor von Hepperger in Wien gleichfalls voriges Sommersemester über Astrophysik mit Auszeichnung kolloquiert, ich habe im Felde durch ein Jahr die Wetterstation 17 in Gyergyoszentmiklos bedient, zuletzt als Kommandant geleitet, habe Dutzende von Flugzeugaufstiegen zu Wolkenstudien in allerhöchste Höhen unternommen und mein Leben aus reiner Forscherlust gewagt, um den atmosphärischen Störungen als Flieger nachzuforschen. Mir ist also weder die Materie der Astronomie, noch der Meteorologie, noch der Geologie (da ich auch solche Vorlesungen besuchte), noch der Mathematik und Physik fremd. Das, was einem auf der Universität gelehrt wird, weiß ich auch, habe ich auch studiert und Prüfungen darüber abgelegt. Ich bin also nicht als Unorientierter in die Netze der Hörbigerschen Lehre gefallen, sondern als gewappneter Gegner vom ersten Augenblick an aufgetreten. Und dennoch mußte ich mich als besiegt ergeben, als ich das große Werk gelesen hatte . . .

Gestern, als ich in Baden (bei Wien) einen Vortragsabend gab, wurde folgendes Gespräch zwischen zweien meiner Hörer belauscht. Der eine Herr sprach: Wenn ich eine Stunde der Erbauung genießen will, so lese ich in Hörbigers Buch! Der andere: Und mir hat man gesagt, daß das der größte Stuß sei, der jemals erfunden wurde. Der letztere war offenbar von einem Fachprofessor belehrt worden. Sie lesen das Buch einfach nicht, weil sie fürchten, daß darin steht, daß alles, was sie glaubten und noch lehren, falsch ist. Dies ist die einzige Erklärung dafür, daß die gesamte Fachwissenschaft heute noch (1919) Hörbiger gegenüber mit über-

natürlicher Blindheit geschlagen ist. Nicht der Erfolg, den wir mit unserer Lehre noch stets vor den Zuhörern finden, wundert uns, sondern es bleibt uns nur rätselhaft, wie die Fachwissenschaft es fertig bringt, noch immer diese Politik gegen uns zu treiben. Alle Einladungen scheinen vergebens. Herr Professor Oppenheim lehnte meinen Antrag ab mit den Worten: ‚Ich kann doch nicht durch meine Gegenwart einen solchen Vortrag gewissermaßen sanktionieren!' Solange die Herren so sprechen, ist freilich keine Verhandlungsbasis gegeben.

Und doch wäre die Anerkennung der Kosmotechnik von höchstem Nutzen. Auf kosmotechnischer Grundlage allein wird man, wenn erst die notwendigen Beobachtungen in unserem Sinne angestellt werden, das Großwetter für Jahre im voraus vorhersagen können, aber es wird auch möglich sein, die Kohlen- und Erdöllager nach der kosmotechnisch-geologischen Ableitung zu finden. Hörbiger hat 1906 für nordamerikanische Distrikte, wo noch keine Spur von Erdöl gefunden war, reiche Erdölquellen vorhergesagt und heute erhalten wir Berichte, daß dieselben tatsächlich aufgefunden wurden. Welche praktischen Perspektiven ergeben sich nicht aus der neuen Lehre. Wie schade, durch die Verstocktheit sich der Vorteile dieser Wissenschaft noch jahrelang zu begeben . . . Mir gilt es, die neue Lehre zu verkünden, dort, wo es am besten geht, dort reise ich hin. Wenn man uns hier nicht entgegenkommen wird, weil man nicht will oder kann, so werde ich zuerst ins Ausland gehen und werde die Welle der wissenschaftlichen Flut dann als Rückkehrer zurückwälzen . . ."

Man muß fürwahr den ganzen bis heute vollzogenen Kampf um die Welteislehre selbst genauestens verfolgt und durcherlebt haben, um vorstehende Worte in manchem nicht als Sonderfall, sondern als hundertmal wiederkehrende Erscheinung zu registrieren. Noch ist ja, wie ich schon sagte, das Buch über diesen Kampf nicht geschrieben und hier muß ich mich bescheiden.

Unentwegt ist Valier, stets von Sorgen ums liebe Brot gepeinigt, für Hörbiger tätig. Bringt ganze Vortragszyklen wirklich zustande, fertigt Statuten für kosmotechnische Organisationen, hält Kurse ab, ist Spätherbst 1919 wieder in Innsbruck, dann in Bozen und Luzern, und entwirft die Pläne für eine Sternwarte am Ritten. Über alles ist Hörbiger fortlaufend orientiert, der selbst im Winterhalbjahr 1919/20 einige Vorträge in der berg- und hüttenfachmännischen Fachgruppe des Ingenieurvereins absolviert. Valier bleibt vorläufig in Bozen, seiner Heimat, hält auch dort und in der weiteren Umgebung Vortrag über Vortrag, schreibt Artikel und veranstaltet in Bozen und Meran Uraniaabende (unter Hineinbezug der Welteislehre) nach dem Muster nordischer Astronomen. Aber die schwerste Zeit der Geldentwertung dämmert heran und im Mai 1920 reift der Entschluß, sich als Mechaniker irgendwo zu verdingen. Doch

nichts will klappen. Er bleibt in Bozen, schlägt sich kümmerlich durch und arbeitet u. a. einige astronomische Fachartikel aus.

In dem nachmalig von fachastronomischer Seite merkwürdig gelobten Artikel über „Die Gestalt der Nebelflecke, insbesondere der Spiralnebel" (Astr. Nachrichten, Band 212, Oktober 1920) bricht er eine besondere Lanze für Hörbiger, nennt aber aus taktischen Gründen dessen Namen nicht. „Ja, dann richtig (im Brief an Hörbiger vom 18. November 1920), noch allerhand wichtige Vorstöße, welche ich für Sie gemacht habe. Die Astronomischen Nachrichten haben meinen Artikel über die Gestalt der Spiralnebel richtig abgedruckt. Natürlich war Ihr Name nicht genannt. So, nun sitzt die Bombe und sie hat schon gewirkt. Beweis ein Gespräch mit Professor Kastil aus Innsbruck, der mir von dem Erstaunen des dortigen Astronomen, Universitätsprofessor Scheller, über den Artikel berichtete. Dabei fand dieser die Bemerkung, daß er mir so was gar nicht zugetraut hätte. Er ahnte aber nichts, daß dies Kurs in Ihrem Fahrwasser war." Wenn Valier in diesem Briefe gleichzeitig bemerkt, daß er Tag und Nacht für ihn (Hörbiger) am Werke ist, so läßt sich wirklich nichts dagegen sagen. Zeigt doch jeder Brief nur von neuem, wie sich die beiden Streiter über alles Neue in Astronomie und Meteorologie laufend berichten und unterhalten, vergleichen, überprüfen und diskutieren, und dieserweise in mehr als einer Hinsicht eine Fundgrube für spätere Geschlechter bestimmt aufbereitet haben.

Das Jahr 1921 sieht dann Valier in München, das ihm von nun an sozusagen eine zweite Heimat wird. Er belegt an der Universität, arbeitet unermüdlich an seiner wissenschaftlichen Vervollkommnung und dehnt seine glazialkosmogonische Vortragstätigkeit auch über Münchens Grenzen aus. Mehrmals habe ich ihn in München selbst besucht, diesen ebenso lebenssprühenden wie klaren Kopf, diesen Menschen eisernen Willens und ebensolcher Zähigkeit. Und nicht zuletzt konnte ich immer nur wieder seine Selbstlosigkeit und seine Bereitwilligkeit, andern zu helfen, bewundern. Neben reichlich philosophischen Studien wird die Gründung einer kosmotechnischen Zeitschrift betrieben, ein Projekt, das sich schließlich zerschlägt. Hatte Valier schon vordem einmal den Vorschlag gemacht, die „Glazialkosmogonie" von ihm neubearbeitet herauszubringen und dieses Vorhaben mit gewichtigen Gründen belegt, so nimmt er diesen Plan gemeinsam mit anderen Welteisfreunden wieder auf und bereitet Vorschläge, die Arbeit mit verteilten Rollen zu fertigen und Hörbiger selbst die letzte feilende Redaktion zu überlassen. Eine Art „Zwischenauflage" sollte damit wenigstens in Kürze geschaffen werden, der Hörbiger dann später eine eigentliche Neuauflage (dritte Auflage) folgen lassen könnte.

Doch Hörbiger will nicht so recht und setzt seine Bedenken in einem langen Oktoberschreiben 1921 auseinander. Ich gebe nur ein paar einleitende

Sätze daraus wieder, das inwendige Aufgewühltsein Hörbigers demonstrierend: „Ihr Arbeitsprogramm ist wohl mit viel Fleiß und Umsicht, mit verlags- und abfassungstechnischer Erfahrung und mit viel wohltuender Liebe zur Sache abgefaßt, kann mich aber dennoch nur mit sehr gemischten Gefühlen erfüllen. Bitte stellen Sie sich vor: Ich soll mit der großen mechanischen Umredaktionsarbeit nicht belastet werden, soll aber indessen ruhig weiter Steine klopfen, um mit meiner Blutsteuer zu den Ministergehältern meiner Wiener Herren Skeptiker das Nötige beizutragen, während Sie in meinen Eisgefilden schwelgen! Das hat Ihnen wohl ein sehr böser Schalk eingegeben, daß ich ‚im Interesse der Sache selbst zur Schaffung des ins Auge gefaßten Neudruckes gar nicht geeignet bin'. Sie erlauben, daß ich mich zur richtigen, also auch menschlichen Beurteilung dieses Falles vorläufig leider noch fast ganz allein kompetent fühlen muß. Ich glaube nicht, daß es Ihnen gelingt, sich in meine Lage zu versetzen. Sie mögen sich noch so sehr gebessert und ernüchtert fühlen . . . wozu ich Sie beglückwünschen darf. Sie werden an die Arbeit mit dem Wahne der denkbar vollkommensten Infallibilität herantreten. Auf diesen Wahn darf aber doch vor allem ich Anspruch erheben und dann kommt lange nichts — und dann komme erst noch einmal ich usw. — Sie sehen also: Dieser Wahn hat auch mich in seinen Krallen! — Das wahrhaft Dantesche ist nämlich, daß selbst meine besten Freunde und Gönner sich gar nicht in meine Schmerzenslage versetzen können und ich ihnen darob dennoch nicht im Geringsten gram sein darf. Überall sehe ich den besten und reinsten Willen, mir zu helfen, nach allen Seiten sehe ich mich zu heißem Dank verpflichtet — und dennoch könnte ich schreien! Ich sage Ihnen: Dieser Dante war der reinste Stümper gegen die Wirklichkeit meiner Seelenhölle! Was soll ich Ihnen da mehr sagen?"

Immerhin, ein paar Lichtblicke bleiben noch offen und Valier setzt seine Bemühungen weiterhin fort. Doch die Sache zerläuft im Sande und damit, wie mir scheinen will, eine der besten Gelegenheiten, ein für die Gelehrtenwelt passendes und zugängliches Werk geschaffen zu sehen. Die Bedenken Hörbigers aber lagen gewiß weniger in einer allzu geringen Einschätzung seiner opferfreudigsten Freunde begründet als vielmehr in ihm selbst. Ihm graute davor, und das ist heute noch so, nun abermals ein Werk in die Lande gehen zu sehen, das nicht das Letzte und Höchste hergab, was dort in seinen Seelentiefen schlummert. Wie oft habe ich dies selbst in diesen Monaten hier erfahren: diese seine unbändige Angst vor neuen glazialkosmogonischen Werken, die ihn selbst nicht befriedigen können, weil er selbst noch viel und abermals viel Verborgenes in sich trägt! Wie oft habe ich mich bemüht, ihn an menschenmögliche Grenzsteine zu erinnern, die nun einmal allem Schaffen gesetzt sind. Aber ich sprach vorbei und die Antwort war immer die gleiche: Sie haben ja keine Ahnung,

wie alles in mir schreit nach endlicher Formung dessen, was ich in mir trage. Kein Mensch weiß es und auch Sie wissen es nicht, Sie sind gar nicht in der Lage, sich dies auch nur ahnend vorzustellen! Und wenn ich dann gar noch wagte an Dingen zu rütteln, die einst hätten praktischer gemacht werden können, um der Glazialkosmogonie rascher zur Anerkennung zu verhelfen, dann ist's schon ganz vorbei. Dann bin ich gerade nur noch der mitleidig belächelte Stümper. So kann ich nur sagen, wie hart und grausam es manchmal das eigene Innere peinigt, nicht einen kleinen Anteil dieser heroischen Ureinsamkeit mit tragen zu können! Niemand hat dies bislang gekonnt und niemand wird es auch in Zukunft können. Uns bleibt nur übrig nicht den Mut sinken zu lassen und die Bemühung dessen zu begreifen, der außerhalb aller verstandesmäßigen Wertung steht!

Es spricht für Baliers Energie, daß er erst im Oktober 1922 seinen Plan der Überarbeitung der „Glazialkosmogonie" endgültig fallen läßt und Hörbiger dies wie „eine große Erleichterung" quittiert. Um so ausgedehnter wird von jetzt ab der gegenseitige Briefwechsel und dreißig bis fünfzig Seiten pro Woche sind keine Seltenheiten. Wurden doch damals eine Reihe allgemeinverständlicher Welteisschriften vorbereitet, die dann späterhin gewiß nicht immer ganz glücklich geformt das Licht der Welt erblickten, abgesehen von Baliers eigenen kosmotechnischen Schriften, die viel dazu beigetragen haben, in den Jahren 1923 bis 1925 ein nachhaltiges Interesse für die Welteislehre in weiteren Kreisen zu wecken. Wird doch in diesen zwanziger Jahren der eigentlich erste größere Vorstoß unternommen, die Welteislehre „populär" zu machen, der aber mehr oder minder schon der Vergangenheit angehört. Auch hier lagen manche Schwierigkeiten zu gehäuft, als daß sie immer geschickt genug gemeistert werden konnten, und gar manches Werkchen der damaligen Zeit trägt den Stempel allzu flüchtiger Bearbeitung. Es bleibt jedenfalls das unbestreitbare Verdienst Dr. Heinrich Voigts und Hanns Fischers, bei diesem Vorstoß mit außerordentlichem Fleiß und bewunderungswürdiger Hingabe für Hörbigers Ideen tätig gewesen zu sein.

Hörbiger selbst faßt schon Ende 1922 den Gedanken, ein Buch „Zur Kritik der Glazialkosmogonie" herauszubringen, darin alle bisherigen Kritiken wörtlich abgedruckt erscheinen und, soweit sie mißliebig oder der Materie gegnerisch gesinnt waren, widerlegt werden sollten. Er unterhält sich auch mit Valier darüber, aber der Plan findet keine Verwirklichung, lebt späterhin noch wiederholt auf, besonders in Tagen, da ein gegnerisches, heute aber so gut wie vergessenes, Sammelwerkchen erscheint. Ein Jahr später (Ende 1923) versucht Valier sich in der Schweiz anzusiedeln. Der Versuch schlägt fehl und auch sein Vorschlag, seinen Wohnsitz am Wohnorte Hörbigers in Mauer aufzuschlagen, geht schließlich in die Brü-

che. Damals stand Valier sozusagen auf dem Gipfelpunkt seines kosmotechnischen Arbeitens, hatte sein bestes Werk zur Welteislehre unter der Feder, und man kann nur Verständnis für seine Ansicht finden, in mittelbarer Nähe Hörbigers zum Vorteil der Welteislehre mehr zu erreichen als etwa in München. Vielleicht darf auch das Scheitern dieses Vorhabens als verpaßte Gelegenheit vermerkt werden. Und vielleicht wäre Valier dann weniger zum Problem der Weltraumfahrt abgedrängt worden, das ihn schon 1924 zu beschäftigen beginnt.

Einen nicht zu unterschätzenden Wert in der ganzen Bewegung um die Welteislehre nehmen unstreitig jene vielfachen Mitteilungen Valiers an Hörbiger über Ansichten seiner Universitätslehrer in Dingen der Glazialkosmogonie ein. In München lehrte vor Jahren noch R. von Seeliger, dessen Namen besonderen Klang unter den Astronomen der Erde trägt. Ich lasse nur drei Briefstellen Valiers sprechen, die eigenartig genug die Lage beleuchten.

21. Mai 1922. „Geh. Rat R. v. Seeliger steht Ihren Lehren (ohne daß er es weiß) außerordentlich nahe. Als ich neulich im Colloquium über die Spiralnebel vortrug (vor allen Herren der Sternwarte und auch vor Professor Emden, der als Gast anwesend war) und dabei eigentlich nichts anderes als Ihre Lehren entwickelte (freilich ohne Ihren Namen zu nennen, vielmehr in der Form, daß ich auf die Spiralnebelarbeit in den Astr. Nachr. v. seinerzeit zurückgriff), fand ich sogar Seeligers Beifall gegen die übrigen Herren. Seeliger stimmt mit Ihnen in folgenden Punkten überein: Er hält die Reichweite der Schwerkraft für verhältnismäßig eng begrenzt, er hält den Raum für prinzipiell erfüllt (die Annahme eines leeren Raumes erklärt er für Unsinn); er tritt in seinen Vorlesungen immer dafür ein, daß wir die Bahnen selbst der großen Planeten kaum auf 50 000 Jahre mit hinreichender Genauigkeit berechnen können, und erwähnt noch vielfach ‚selbst dies nur unter der Voraussetzung, daß gewisse Annahmen, die man zu machen pflegt, richtig sind', während sonst die Unsicherheit unserer Rechnungen noch viel größer wäre. Er hält ferner die Spiralnebel für nicht gar so große, nicht gar so weit von uns entfernte Gebilde (damit weist er Entfernungen von über 10 000 Lichtjahren gewissermaßen von sich und will nichts mit den Rechnungen zu tun haben, die Hunderttausende von Lichtjahren ergeben). Seeliger hält an der Repulsivnatur der Sonnenkorona fest und hat berechnet, daß vom Lichtdruck bewegte Teilchen im Maximum 15 000 km/sec. erreichen können, und glaubt, daß die Unregelmäßigkeiten am Enckeschen Kometen schon auf die Raumerfüllung und ihre besondere lokale Bewegung (Koronastrahl) zurückzuführen sind usw. usw. Oft, in seiner Vorlesung möchte man meinen, als wäre er ein geheimer Anhänger Ihrer Lehre. Aber trotzdem sagte er einmal zu mir in seiner Bibliothek, als ich Ihren Namen vorsichtig und

ihr Buch nannte (indem er die Glazialkosmogonie aus dem Regal griff und vor mir am Tische aufschlug), ‚was soll man denn mit dem Manne (Hörbiger) machen, es ist keine Mathematik drinnen in dem ganzen Buch, alles nur Figuren und Spekulationen'."

30. Juli 1922. „Jedenfalls ist er (Seeliger) der Astronom, vor dem ich immer noch am meisten Respekt habe. Vorigen Freitag beschloß er seine Vorlesung, die mir sehr viel Interessantes zu Ihren Lehren gebracht hat, durchaus günstig für Sie; die Gravitation hält Seeliger nicht als streng Newtons Formel befolgend. Die ganze bisherige Störungsrechnung für eigentlich auf schwankendem Boden stehend und alle Ergebnisse für recht unsicher. Nur Jahrzehntausende könne man von einer Stabilität des Sonnensystems sprechen."

31. Februar 1923. „Zum Schlusse heute noch zwei historische Dinge zum Festhalten. Am 20. Jänner fragte ich nach der Vorlesung Geheimrat Seeliger, ob man denn mit der Polarisation des Lichtes im Weltraume nichts zur Entscheidung anfangen könne, ob es sich um reflektiertes Licht handle oder nicht, ebenso fragte ich ihn, ob man die Asteroiden irgendwie anders erkennen könne als nur durch ihre Bewegung. Seeliger sagte darauf: Ausgeschlossen, weder spektroskopisch, noch sonstwie. Nur durch die Bewegung. Der Polarisationseffekt versagt vollkommen. Nicht einmal bei dem so hellen Monde lasse sich die Polarisation nachweisen. Wenn man also darauf allein angewiesen wäre, könnte man heute noch nicht entscheiden, ob der Mond selbst leuchte oder von der Sonne beleuchtet werde. Von den Planeten gar nicht zu reden. Bei Asteroiden ebenso. Bei Spiralnebeln, etwa dem hellen Andromedanebel, ganz und gar ausgeschlossen! Er, Seeliger, habe daher schon vor 25 Jahren behauptet, daß diese Nebelflecke nicht aus Millionen uns so fern stehenden Fixsternen bestünden, sondern nur beleuchtete Staubwolken seien, die uns verhältnismäßig nahe stünden und Fixsternspektrum eben zeigen, weil ein in ihnen stehender Fixstern sie beleuchte. Am 10. Februar gab ich Seeliger mein Weltuntergangsbuch. Gestern fragte ich ihn nach der Vorlesung, ob er's schon gelesen habe. Antwort: Zum Teil. Das Büchel wäre ganz nett, nur schade, daß ich darin so mit dem Hörbiger sympathisierte. Ich fragte dagegen: Ja, warum soll denn das so schade sein, ich dächte doch, Hörbigers Lehren müßte man, wenn man sie selbst vorsichtig einschätze, zuerkennen, daß sie neues Blut in viele vertrocknete Gebiete der Sternforschung brächten! Seeliger darauf: Ja, aber die Milchstraße, die Milchstraße!! Das ist doch unmöglich, einfach unmöglich!"

Ein schon wenig geschulter Kenner der Welteislehre wird mir Dank wissen, diese Kostprobe hier eingeschaltet zu haben. Bleibt doch der Vorwurf der Sympathie für Hörbiger eigentlich beim Lehrer selbst hängen, was schon mehr witzig als tragikomisch erscheint. Und wieviel Hunderte

von ähnlichen Fällen wären anzuführen, die ich selbst in den letzten Jahren zusammengetragen und auch zuweilen veröffentlicht habe. Doch genug des fröhlichen Streites.

Fast ein Jahrzehnt hatte Valier mit zäher Hingabe, Mut und Ausdauer für Hörbiger gewirkt und gestritten, hatte Farbe bekannt und sich dadurch manche Vorteile akademischer Natur verwirkt. „Sollte einmal," führt Hörbiger dieser Tage in einem Valiernachruf aus, „die Geschichte des Kampfes um die Welteislehre geschrieben werden, so wird darin Valier unter den ersten Pionieren zu schildern sein." Er war jedenfalls der erste, der diesen Kampf überhaupt aufgenommen hat und wiederum der erste mit den nötigen Qualitäten dazu ausgestattete. Das darf nie vergessen bleiben.

Wie ein grotesker, bald belustigender, bald seltsam tragikomischer Film ziehen diese vielen Jahre vorüber, die Hörbigers Dulden und Leiden bespiegeln. Ein Chaos von Urteilen und Meinungen steigt herauf, hier verdammend, dort vermittelnd und dort wieder anerkennend. Geographen und Vulkanologen, Geologen und Paläontologen erheben ihre Stimme, was der eine verwirft, findet der andere für richtig und nicht selten streben die Meinungen von Forschern des gleichen Fachgebietes über glazialkosmogonische Prinzipien grundsätzlich auseinander. Man wird schon fast erdrückt von diesem Meinungsstreit und diesem vielfach nur gerade oberflächlichem Gerede.

Da wirkte z. B. an der Wiener Universität bis zu seinem 1928 erfolgten Ableben der bekannte Gelehrte Carl Diener. Wer seine entwicklungsgeschichtlich eingestellten Werke kennt, weiß sehr wohl das Sprungbrett zu entdecken, das geradehin zur Welteislehre führt. Schon vor Jahren habe ich selbst auf diesen Umstand hingewiesen. Hörbiger bittet ihn 1925 um den Besuch eines seiner Vorträge und verspricht sich eine anregende Aussprache hiervon. Aber Professor Diener erscheint erst gar nicht, sondern gibt seine Ansicht folgendermaßen kund: „Ihrer Einladung bedauere ich nicht nachkommen zu können. Aber ein Besuch Ihrer Vorträge meinerseits wäre auch vollkommen zwecklos. Als ich Ihre paläontologischen Zeittafeln las, hatte ich das Gefühl, daß Sie sich einer Sprache bedienen, die ich nicht verstehe. Zwischen Ihrer Denk- und Arbeitsweise und der meinigen liegt eine unüberbrückbare Kluft. Meine Kollegen und ich suchen zuerst Beobachtungstatsachen sicherzustellen und dann zu erklären. Sie gehen von einer phantastischen Idee aus und leugnen alle für uns erwiesenen Tatsachen, weil sie nicht zu Ihrer Hypothese passen. Die Literatur benützen Sie nur, um Sie so lange zu verdrehen und zu entstellen, bis Sie aus ihr Scheinargumente für Ihre vorgefaßte Meinung gewinnen. Sie mit wissenschaftlichen Gründen zu bekämpfen wäre vergeblich, weil Sie selbst gar keine wissenschaftlichen Gründe für die Verteidigung Ihrer Hypothese ins

Feld führen, sondern nur unbewiesene und unbeweisbare Behauptungen, die freilich einen Laien verblüffen mögen, der sie ja nicht auf ihren Gehalt an Wahrheit prüfen kann. Von einer weiteren Erörterung wissenschaftlicher Fragen mit mir bitte ich daher abzusehen." So war im vorhinein schon jede Aussicht auf Verständigung verbaut.

Im Frühjahr 1923 war es gewesen, als jener schon vorstehend genannte Professor Prey nach Wien eilte, um in der dortigen Urania einen Welteisvernichtungs-Vortrag in Szene zu setzen, wie darüber hinaus auch schließlich die meisten Kosmogonien abzulehnen. Über den Antrag Hörbigers kam es zu einer zwei Tage später anberaumten mehrstündigen Besprechung, die an sich recht unerquicklich verlief und in welcher der Gelehrte beiläufig bemerkte: „Hätten Sie (Hörbiger) sich auf ein Problem beschränkt und dasselbe kurz behandelt, so würden wir Sie schon längst ernst genommen haben. Aber womit Sie Ihrer Sache am meisten schaden, das ist die ausgedehnte Universalität." Dieser Ausspruch genügt, um zu illustrieren, wie bestimmte Wissenschaftler auch gegenwärtig noch nicht begreifen können, daß sie selbst nur noch kümmerlich von wenigen schöpferischen Großtaten der Jahrhunderte vordem zehren. Mag ihnen der Blick dafür fehlen — andere besitzen ihn schon in unseren Tagen wieder. Vor ihnen wird die Welteislehre aller Voraussicht nach am ehesten ihren ersten großen Tag bestehen. Prey hatte in der Folge nichts anderes zu tun, als schon acht Monate später und dann zu wiederholten Malen die Welteislehre mit der Feder zu verdammen.

Im Hinblick auf solche und ähnliche Fälle kann man verstehen, daß Hörbiger mit einiger Schadenfreude das originelle Buch „Akademisches Pneuma und die Drehkranken" begrüßte und in den letzten Jahren daraus gar oft zitierte. Plaudert doch hier ein Hochschullehrer und ehemaliger Berlin-Charlottenburger Ordinarius aus der Schule, und merkwürdigerweise sein einstiger Konkurrent im Gebläsebau, Professor Anton Riedler. „Und Riedler macht sich als Pensionist über die Drehkranken lustig, wie köstlich doch!" schreibt Hörbiger gelegentlich, um nun seinerseits ergiebig zu zitieren und mit „Anmerkungen" zu erläutern. Ich kann mich eigener Kritik hier enthalten, möchte aber doch einige Riedler-Proben geben, die gerade Hörbiger am lebendigsten empfand.

Riedler: „Nur wenige können das Pneuma voll genießen, das hohe, freie Erkenntnis bieten kann, weites Schauen großer Zusammenhänge, hoch über der kampferfüllten Welt. Allzu viele schaffen sich ihre eigene Schul- und Grüblerwelt, sie graben und sammeln und ‚dozieren' von den Lehrkanzeln herab oder in Büchern mit der einzigen Sorge belastet, ob die Norm wohl zunftgenehm sei. In dieser engen Welt gedeihen viele Krankheiten, ansteckende und seuchenartige: Belehrungssucht ist die mildeste der häufigsten Erkrankungen. Bekehrungssucht ist die nächstgefährliche Stufe,

die Sucht, jeden auch in nichtigen Dingen zur eigenen Meinung zu überreden, die natürlich die allein richtige ist. Das einseitige Wirken des Lehrers, zeitlebens vor Unerfahrenen, das ewige Prüfen der andern, ohne selbst beständig geprüft zu werden, das Amten ohne mittelbaren eigenen Leistungsnachweis, den Schaffende täglich erbringen müssen, alles das schafft viele kranke Seelen. Zur Besserwissersucht wächst das Übel aus, zum Rechthabenwollen um jeden Preis. Unglaubliches wird geredet und getan, nur wegen des angeblichen Wissenschaftsglaubens. Drehsucht ist das Übel all dieser Kranken, die sich zeitlebens um ihre eigene Meinung drehen, um ihren schulmäßigen Drehpol. Die Zunftverfahren, die überlieferten, seit Jahrhunderten allein herrschenden und geheiligten, sind die Quelle alles Übels. Professoren sind die einzigen in der Welt, denen keine entscheidend sachkundigen Erfolgbeurteiler vorgesetzt sind, sie bleiben freie Übermenschen, nur beeinflußt durch die Zunft und das eigene Gewissen, die allein entscheiden, ob oder vielmehr daß die Lehre gut sei. Die mathematische Sprache ist in die verdeutete Theorie hineingezwängt und in dem Sinne mißbraucht, daß auch alles sachlich Richtige, wenn es nur in mathematischer Sprache beredet und aufgeputzt ist, als ‚Wissenschaft' gilt. Die Mathematik hat jedoch keinen Sachinhalt, sie ist in ihrem Wesen Logik und in ihrer Art ein Verfahren; für die Fachwissenschaften ist sie nur ein Werkzeug, eine ausdrucksvolle Kurzschrift für Größen und Gedankenreihen, für welche die Wortsprache nicht ausreicht. Bei der Benutzung des Werkzeuges kann nichts herauskommen, als was sachlich in den Ansatz der Rechnung hineingelegt wurde. Das wissen auch die Zünftigen, die Erfahrungsarmen fühlen sich jedoch mächtig gehoben, wenn sie sacharme Gedanken rechnerisch aufputzen, wenn sie wirklichkeitswidrig und voraussetzungsfalsch herumrechnen, wenn sie falsche Annahmen abergläubisch mit mathematischen Formeln behängen. Die lästigen Sachannahmen werden eben entsprechend gewählt, die Wirklichkeit nach Bedarf beschnitten, damit die Rechnung ‚streng' aussieht!"

Hörbiger: „Solche Einsichten kann nur ein Techniker gewinnen!"

Riedler: „Dieser Mißbrauch der Mathematik kennzeichnet auch die meisten Mißverständnisse über die ‚Theorie' und ist Urgrund vielen Schulelends."

Hörbiger: „Sehr wichtig aus dem Munde eines technischen Hochschulprofessors zu hören, daß es auch ein Schulelend gibt."

Riedler: „Als Theorie wird sogar jedes sich wissenschaftlich gebärdende Gerede oder Gerechne ausgegeben. Eine Sache ‚theoretisch' erfassen bedeutet dann Willkür, bedeutet meist, daß man Wesentliches ‚vernachlässigt', unterschlagen hat. Daraus erwächst das viele Schulelend und der Verlust an Lebensjahren für das Umlernen in der Welt. Theoretiker wenden um so mehr Kunst an, je weniger Tatsachen vorliegen. Wenn falsche Hypothesen zu einer Art Glaubensbekenntnis werden, woran niemand zweifeln darf, so ist dies eigentlich das Unheil, woran Jahrhunderte leiden."

Hörbiger: „Sollte der Mann dies nicht ganz speziell zugunsten der Welteislehre haben schreiben müssen? Es ist kaum möglich, Passenderes zu sagen!"

Riedler: „Unduldsamkeit und Dünkel sind unvermeidliche Folgen des gewollten schulmäßigen Trennens von Theorie und Erfahrung. Ob das Gedachte oder Gerechnete auch sachrichtig ist, danach wurde nie gefragt und selbst hatten sie sich diese Frage nie zu stellen, da sie noch nichts geschaffen haben, was die Wirklichkeit unfehlbar richten könnte. So sehen sie denn von jeder anderen Denkrichtung das Gewohnte der bequemen Schulwelt bedroht, setzen sich auf selbst errichtete Richterstühle und urteilen von oben herab; sie sehen nicht die Balken in den eigenen Augen, halten aber die Hand voll Splitter, die angeblich den Augen der Verdammten entstammen."

Hörbiger: „Keine Frage, das hat der Mann für die Welteisverteidigung geschrieben!"

Riedler: „Die Einseitigen finden sich schnell zusammen, wenn jemand ihre hergerichtete Welt zu stören scheint. Untereinander sind sie ja nie einig, aber mit den geistesträgen Mitläufern bildet sich leicht eine ‚Majorität', besonders im Verdammen Andersmeinender ... Der Klüngel ist die übelste Form solchen Verbandes. Wenn die Klüngelgenossen nur einmal mittun, dann ist alles gewonnen, ist ein Dauerverband geschaffen. Denn nachträglich wird keiner sagen, er habe die Sache nicht gekannt, sich geirrt oder sei nur den Neid- und Leithammeln nachgelaufen. Nur ein wissenschaftlicher Vorwand muß vorhanden sein, dann ist totsicher darauf zu rechnen, daß die Klüngler lieber den Verstand verleugnen, als dem Rechthaben zu entsagen ... Wir gestehen lieber unsere moralischen Irrtümer, Fehler und Gebrechen, als unsere wissenschaftlichen. Die Geistesträgheit ist besonders hindernd und genügt allein, den Widerstand der Einseitigen gegen das Neue und gegen Neuerer, gegen alles Unbequeme zu erklären. In der Schulwelt kennt man das Neue oft gar nicht, man wittert nur, das Bequeme könnte versagen, man müßte gar umlernen."

Hörbiger: „Möge es mit dieser Auslese des für den Kampf um die Welteislehre Passendsten vorläufig sein Bewenden haben."

Das klingt wie ein Stückchen Darwinismus schon, der einmal seine großen Tage hatte, die Welt aufwühlte und Ernst Haeckel damals seine Streitschrift von freier Wissenschaft und freier Lehre formen ließ. Und seltsam, wenn es augenblicklich wieder Jenenser Professoren sind, die der Welteislehre näher treten und Haeckels Loblied auf Jena als alma mater der Fortschritts erneut bestätigen — vor nahezu zehn Jahren schon erscholl von dort eine Warnungsstimme. Der Hydrologe Professor Halbfaß hatte

zum Kreislaufprozeß des Wassers („Naturw. Wochenschrift" 1921, Nr. 6) nach Kenntnis der Welteislehre geschrieben: „Ohne Zweifel gehört Hörbigers Werk zu den bedeutsamsten und gedankentiefsten Leistungen menschlichen Geistes und wir Deutsche können stolz darauf sein . . . Daraus, daß die ‚Wissenschaft' es bisher abgelehnt hat, folgt noch lange nicht seine Unrichtigkeit. Die Geschichte der Wünschelrute bietet ein glänzendes und schwerwiegendes Beispiel dafür, daß Tatsachen und Theorien, welche anfangs Männer der Wissenschaft mit einer verächtlichen Handbewegung glaubten abtun zu können, später doch allgemeinste Beachtung gefunden haben." Da meldete sich Herr Mölke wieder und leitete ein beschaulich Federfechten ein. Und unterstrich nur wieder, was wenig zuvor ein Chef der Deutschen Geologischen Gesellschaft einer Zeitschriftenredaktion zur Aufklärung zu geben vermeinte, daß nämlich die Welteislehre ein „vollendeter Unsinn" sei, der auch durch wohlmeinende Referate von Geheimen Bauräten nicht genießbarer werde.

Andere Professoren sind wieder anderer Ansicht, bieten sich an (z. B. von der Rigaschen Universität aus), die Welteislehre in eine beschwingte Diskussion zu tragen oder (wie etwa von der Prager Technik aus) gelegentlicher Amerikafahrten drüben anklopfen zu dürfen. So wogen Für und Wider auf und ab und manche Ordinarien wagen sich schlechterdings selbst nicht hervor, sondern schicken junge Assistenten auf die Kampfarena, sich dort zweifelhafte Lorbeeren zu erringen. Es vergeht schon kaum ein Monat, da Hörbiger nicht eine neue Abwechslung in diesen Gefechten erlebte. Und manchmal selbst wenig diplomatisch, entschlägt er sich oft der bestgemeinten Unterstützung. Als ich beispielsweise selbst vor zwei Jahren zur Fahrt ins Hochland von Bolivien rüstete, mit vieler Mühe Gönner und Freunde zur Finanzierung fand, um glazialkosmogonische Studien bei Tihuanaku augenscheinlich durchzuführen, ergeht so zwischen den Zeilen Hörbigers die Mahnung, im Augenblicke das Halbjahr besser ausnutzen zu sollen, als „wissenschaftliche Allotria" in Südamerika zu treiben! Ich empfand dies nicht sonderlich schwer, da ich schon damals wußte, daß es, wie Nietzsche meint, „zur Humanität eines Meisters gehört, seine Schüler vor sich zu warnen". Aber jedem lagen und liegen solche Eingeständnisse nicht.

Weit über die enge Plattform der eigentlichen Wissenschaft hinaus haben universell gerichtete Köpfe am Kulturgeschehen, um im Augenblicke nur etwa Hermann Bahr, Alfons Paquet oder Ernst von Wolzogen zu nennen, der Welteislehre längst ihre Höhenwerte zuerkannt. Ein großer Rest dessen, was hier weiterhin zu sagen wäre, möchte in meinem 1929 erschienenen Schriftchen „Welteislehre, ihre Bedeutung im Kulturbild der Gegenwart" nachgelesen werden. Das alte Zitat, daß eine neue Wahrheit nicht wert war, ans Licht gebracht zu werden, wenn sie nicht wenigstens

ein Vierteljahrhundert für das Hirngespinst eines pietätlosen und halbverrückten Querkopfes gehalten wird, könnte gegenwärtig die Lage umreißen. Sofern man als Beginnspunkt das Erscheinen der „Glazialkosmogonie" wählt und nun vorerst noch zuwarten kann, was die nächsten dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts bringen.

Es ist eine menschliche Eigenart, die ungeteilte Bewunderung für ein Werk durch äußere Ehrungen seines Schöpfers zu bezeugen. Im Jahre 1926 wählte der Polytechnische Verband (Reichenberg) der Č.S.R. auf seiner Hauptversammlung Hörbiger zum Ehrenmitglied.

„Durch diese Ehrung will der Verband die große Bedeutung der von Ihnen geschaffenen Weltbaulehre gerade für jene Bestrebungen ausdrücken, um deretwillen der Verband in erster Linie besteht: der richtigen Würdigung der technischen Denkweise als Hauptträgerin des Fortschrittes unserer Kultur auf allen Gebieten; Ihr Werk ist ein lebendiger, für sich sprechender Beweis dafür, daß auch in Zweigen theoretischer Wissenschaft, die mit Technik scheinbar nichts zu tun haben, bahnbrechende Erkenntnisse durch das von Ihnen hauptsächlich verwendete technische Denkverfahren errungen werden. Daß vielfach auch die öffentliche Meinung bereits in hohem Grade das richtige Empfinden dafür hat, konnten wir erfreulicherweise an der gespannten Anteilnahme und dem stürmischen Beifall erkennen, mit dem der im Rahmen des Verbandstages abgehaltene Vortrag (Einführung in die Welteislehre) unseres Mitgliedes Ing. Paul Köhler aufgenommen wurde."

Möchte der Wert solch schlichter, hier bewußt eingeflochtener, Anerkennung nicht unterschätzt werden. Er wiegt vielleicht mehr als jede amtlich bestätigte Anerkennung mit Titel und Würden. Seit 1913 hat Hörbiger der Öffentlichkeit den Beweis eines außergewöhnlichen Schaffens erbracht. Siebzehn Jahre hätten genügen sollen, um diejenigen wachzurütteln, die irgendwo und irgendwie Hüter jener Schätze sind, mit welchen man Höhenleistungen ehrt. Niemand hat sich gerührt. Daß dieses beschämende Eingeständnis Hörbiger nicht weiter zu stören braucht und auch noch niemals stören konnte, ist gewiß kein schlechter Trost. Sein Werk und sein Leben sprechen für sich selbst.

Schwingt doch schließlich ein Dreiklang über dem Leben Hörbigers auf. Im Berufsleben selbst ein Meister der Technik, dem hervorragende Neuerungen gelingen, erfährt diese Meisterschaft ein noch größeres Gegenstück in seiner himmlischen Schau, seiner Kosmogonie. Und mit dieser schließt dann die Klangfülle zur Dreiheit ab, die letztlich im Geheimnis der Seele ankert. Auch dieser Schlußklang reicht in seinen Werdenszügen bis in die neunziger Jahre zurück und wird erkennen lassen, daß es über alles technische, kosmotechnische oder naturwissenschaftliche Erleben hinaus für Hörbiger noch ungleich Schwereres zu tragen gab. Das Erleben nämlich

einer Entdeckung, die in den hohen Gefilden des ewigen Erlösungsgedankens dieser Menschheit ihre Wegspur wandelt.

Auch dies hat schon mancher vereinzelt vor dem kosmogonischen Werke Hörbigers geahnt, der es, wie etwa Karl Debus (1927) einmal „als Biblia sacra, als Mutter neuer Spezialwissenschaften, als riesenhaften Ursteinbruch, aus dem Gedankenblöcke für Generationen gebrochen werden können", bezeichnete — zugleich aber noch ein „dahinter steckend Tieferes" vermutete. „Hinter Ihrem Werk taucht eine neue Ehrfurcht, aber auch eine neue Frage nach dem Letzten, Unerforschlichen, nach dem Ziel dieses Lebens, eine neue Liebe zur Erde und ihrer Menschheit auf, die in ein neues Verhältnis zum Kosmos in neuer Daseinsfreude treten muß." Es bleibt mir nun vorbehalten, erstmals der Mitwelt darzutun, wie Hörbiger diese „neue Ehrfurcht" selbst gewann, durch wahrhafte Höllenqualen zu himmlischen Höhen schritt und Gipfelwelten stürmte, die wirklich schon überirdisch leuchten.

Drittes Buch

Schenkende Seele

Auftakt

Gleich klingenden Saiten einer Äolsharfe tönt jenseits der Alltagsstraße den Einsamen Lied. Und noch immer harft in den Wäldern Silvaplanas und unter Nizzas halkyonischem Himmel ein Erinnern um den, der es dorten ersann. Aber wenn dies Erinnern wieder einmal übermächtig werden wird, dann wird auch der Letzte unter uns verstehen, warum dies Lied gleichwohl Hanns Hörbigers Schicksal schwermütig verklärt:

„Ein Ungestilltes, Unstillbares ist in mir; das will laut werden. Eine Begierde nach Liebe ist in mir, die redet selber die Sprache der Liebe.

Licht bin ich: ach, daß ich Nacht wäre! Aber dies ist meine Einsamkeit, daß ich von Licht umgürtet bin.

Ach, daß ich dunkel wäre und nächtig! Wie wollte ich an den Brüsten des Lichts saugen!

Aber ich lebe in meinem eignem Lichte, ich trinke die Flammen in mich zurück, die aus mir brechen.

Ich kenne das Glück des Nehmenden nicht; und oft träumte mir davon, daß Stehlen noch seliger sein müsse als Nehmen.

Das ist meine Armut, daß meine Hand niemals ausruht vom Schenken; das ist mein Neid, daß ich wartende Augen sehe und die erhellten Nächte der Sehnsucht.

O Einsamkeit! Du meine Heimat Einsamkeit! Wie selig und zärtlich redet deine Stimme zu mir!

Wir fragen einander nicht, wir klagen einander nicht, wir gehen offen miteinander durch offne Türen.

Denn offen ist es bei dir und hell; und auch die Stunden laufen hier auf leichteren Füßen. Im Dunklen nämlich trägt man schwerer an der Zeit, als im Lichte.

Hier springen mir alles Seins Worte und Wort-Schreine auf: alles Sein will hier Wort werden, alles Werden will hier von mir reden lernen.

Da unten aber — da ist alles Reden umsonst! Da ist Vergessen und Vorübergehen die beste Weisheit: Das — lernte ich nun!

O selige Stille um mich! O reine Gerüche um mich! O wie aus tiefer Brust diese Stille reinem Atem holt! O wie sie horcht, diese selige Stille!

Aber da unten — da redet alles, da wird alles überhört. Man mag seine Weisheit mit Glocken einläuten: die Krämer auf dem Markte werden sie mit Pfennigen überklingeln!

Alles bei ihnen redet, niemand weiß mehr zu verstehen. Alles fällt ins Wasser, nichts fällt mehr in tiefe Brunnen.

Alles bei ihnen redet, nichts gerät mehr und kommt zu Ende. Alles gackert, aber wer will noch still auf dem Neste sitzen und Eier brüten?

Alles bei ihnen redet, alles wird zerredet. Und was gestern noch zu hart war für die Zeit selber und ihren Zahn: heute hängt es zerschabt und zernagt aus den Mäulern der Heutigen.

Alles bei ihnen redet, alles wird verraten. Und was einst Geheimnis hieß und Heimlichkeit tiefer Seelen, heute gehört es den Gassen-Trompetern und anderen Schmetterlingen.

Man verlernt die Menschen, wenn man unter Menschen lebt: zu viel Vordergrund ist an allen Menschen — was sollen da weitsichtige, weitsüchtige Augen!

Und wenn sie mich verkannten: ich Narr schonte sie darob mehr als mich: gewohnt zur Härte gegen mich und oft noch an mir selber mich rächend für diese Schonung.

Zerstochen von giftigen Fliegen und ausgehöhlt, dem Steine gleich, von vielen Tropfen Bosheit, so saß ich unter ihnen und redete mir noch zu: ‚unschuldig ist alles Kleine an seiner Kleinheit!'

Man soll den Morast nicht aufrühren. Man soll auf Bergen leben.

O meine Brüder, bin ich denn grausam? Aber ich sage: was fällt, das soll man auch noch stoßen!

Das alles von heute — das fällt, das verfällt: wer wollte es halten! Aber ich — ich will es noch stoßen!

Kennt ihr die Wollust, die Steine in steile Tiefen rollt? — Diese Menschen von heute: seht sie doch, wie sie in meine Tiefe rollen!

Ein Vorspiel bin ich besserer Spieler, o meine Brüder! Ein Beispiel! Tut nach meinem Beispiele!

Und wen ihr nicht fliegen lehrt, den lehrt mir — schneller fallen! —

Ich wandle unter Menschen als unter Bruchstücken der Zukunft: jener Zukunft, die ich schaue.

Und das ist all mein Dichten und Trachten, daß ich in eins dichte und zusammentrage, was Bruchstück ist und Rätsel und grauser Zufall.

Und wie ertrüge ich es, Mensch zu sein, wenn der Mensch nicht auch Dichter und Rätselrater und Erlöser des Zufalls wäre?

Also sprach Zarathustra . . ."

Noch aber tönt gleich klingenden Saiten der Äolsharfe jenseits der Allzugstraße des Einsamen Lied.

Jenseits des Allzumenschlichen

An Hörbiger vollendet sich der deutsche Mensch, der den Verlust einer verfallenen Kultur lächelnd verschmerzt und sich zugleich berufen fühlt, der fragenden Welt das Morgenrot einer Neukultur zu schenken. Hierin erfüllen sich sein Schicksal und seine Ureinsamkeit. Noch aber scheint die Zeit nicht reif für ihn zu sein, als Bettler steht er vor den Toren jener, die ihn hören sollten, und die Vollendung seiner Sendung bleibt der Nachwelt vorbehalten.

Überraschend mag dies auch jenen dünken, die dem geschlossenen Weltbild seiner Welteislehre Bewunderung zollen. Sollte es schon anders sein? Erlebt nicht just in dieser Weltschau das Zeitalter der Naturwissenschaft und der Technik seinen überragenden Triumph? Wer wollte noch verwegener in Regionen der Sterne klettern, den Rhythmus des Weltalls in technische Möglichkeiten betten, dem Erdstern seine kosmische Untertanenschaft diktieren? So mögen die Begeisterten fragen und unbewußt der Einfalt Vorschub leisten, daß dieser Mensch, diese Menschheit naturnotwendig von sich aus in der Lage ist, die bewegenden Kräfte des Daseins zu durchschauen, alles und jedes in schicksalslose Formeln aufzuhellen, einzuzwängen, um sich somit selbst der Rolle eines göttlichen Meisters gewachsen zu sehen!

Wenn es je einen Schlußstrich gab, der die nüchterne Kausalität eines mechanisch wertenden Zeitalters glänzender bestätigte, so hätte ihn Hörbiger gezogen. Seine Perspektivität rechtfertigte im bisher unerreichten Maße die Befreiung aus der Dienstbarkeit der Religion, verneinte das heilig-übersinnliche Erleben und krönte das Werk, das notwendig Jahrhunderte erstrebten!

Daß diese schlichte Einfalt doch gelegentlich erschrecken läßt, bleibt nicht verwunderlich. Wenn diese Polarität von Glut und Eis das Weltgeschehen bestimmt, diese Erde in einer unausbleiblich letzten großen Sintflut ertrinkt und die Sonne auf den Einsturz der Planeten wartet, wo findet eine Sinngebung ans Weltall ihren Ruhepol, wo enden die ewig hoffnungsfrohen Wünsche dieser Menschheit?

So hat schon mancher bestürzt gefragt, der das Werk Hörbigers zum Kodex seines Lebens beschwor. Und die Antwort, die ich ihm hätte geben sollen? Ich habe sie wohl geahnt, doch erst nach schwersten Prüfungen entdeckt und nacherlebt.

Das Zeitalter der dialektischen Vernichtung und problematischen Betrachtung, des intellektuellen Szenenwechsels und der abgedankten Seele, der Betriebswissenschaft und ihres Helotentums, der Philosophie der Ernährung und der geistreich trockenen Gesichter muß notwendig erst als Mumie belächelt werden, um vollkommen zu Hörbiger zu gelangen. Und man wird ihn erleben als den stillsten Dulder, der die Schwere des Seins begreift, die tragische Moral des Daseins kennt, der sich als gottgewolltes Schicksal betrachtet und als letzter organischer Kopf von Format am Verfall einer Kultur kometenhaft aufleuchtet, oder gar schon als erster Mensch dieser Art einer Weltenwende den Grundstein legt.

Man muß fürwahr durch eine harte Kelter gehen, muß Vorurteile dutzendweise von sich werfen, um sich selbst als Schicksal zu begreifen, das notwendig als Fügung des Unendlichen über uns besteht.

Und man wird von heiligen Schauern erfaßt, daß wir Menschen nicht nach dem letzten Wohin zu fragen, sondern als Gnade zu empfinden haben, im augenscheinlich endlosen Werden und Vergehen alles Seins zur glücklichen Stunde offenbart zu sein. Es schwinden Anfang und Ende unseres Selbst, Geburt und Tod sind überwunden, mögen wir im Wachsein die Welt erdeuten oder in unvorstellbaren Äonen im Glutleib einer Sternmutter brennen. Alles ist ewig organisch, ewig lebendig bedingt, in Himmelsweiten wie auf Erden. Als Blüten im Garten der Welt verdämmern wir zur rechten Zeit, weil Schlaf erquickend und undurchschaubar endlos ist. Gottgeleitet erfüllt sich unser Schicksal, das Leben kehrt sich nach innen zu und unsere Seele flüstert mit den Sternen.

Wer hier definierend fragt, der kennt das Schicksal nicht, er ahnt es nicht, weiß nichts von dem unaussprechlich hohen Zauber jener überirdisch erhabenen Gesichte, wie sie Hörbiger empfing. Sie haben ihn seelisch geläutert und berufen, der forschenden und fragenden Welt das verlorene Paradies zurückzureichen, ein müdes, abgelebtes Dasein aus der Gottesferne zu befreien und der entgötterten Welt das Werk der schauenden Seele zu künden. Und er hat sie getragen, Jahrzehnte hindurch, diese Zentnerlasten tiefster Erschütterungen, die sich verschwenderisch über seinem Haupte häuften und ihn zu ersticken drohten. Und ich fühle das stille Weinen seiner einsamen Tage, das Dulderleid durchwachter Nächte und kann nur immer von neuem bestaunen, wie er einem Jahrhundert den Kampf ansagt, das einen Schlachtplan entwarf, das Schicksal zu umgehen. Jenes Schicksal, das sich zum faustischen Weltgefühl der Tat bekennt und jene Philosophie der verflachenden Arbeit meidet, die den inneren Menschen zum Empfin-

dungsbündel chemisch-elektrischer Energien stempelt. Jenes Schicksal, für welches Oswald Spengler flammende Worte fand und es entheiligt sieht durch das Schwinden aller Metaphysik großen Stils, aller reinen Intuition „vor dem einen, was plötzlich nottut, vor der Grundlegung einer praktischen Moral, die das Leben regeln soll, weil es sich selbst nicht mehr regeln kann".

Wie wäre es aber, wenn jener geistreiche Interpret der Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte, jener Zerfallsverkünder der abendländischen Kultur den Weg zu Hörbiger fände? In ihm den Neuerer entdeckte, der seiner berechtigten Anklage schon wieder erlösend auf den Fersen folgt? Wieviel verzeihliche Milde würde er wohl seinem „Decrescendo der glänzenden Nachzügler" angedeihen lassen, die nach dem Tode der großen Meister, gleich den Alexandrinern der Römerzeit nur noch sammeln, ordnen und beschließen? Weil er möglicherweise fände, daß Hörbiger zwei Aufgaben bewältigte! Zum ersten die Bestimmung des zwanzigsten Jahrhunderts löste — jene ungeheure Weltgeschichte von einheitlicher Größe entwarf, in welcher der „Blick vom Leben des einzelnen Menschen nun ohne Unterbrechung bis zu den ersten und letzten Schicksalen des Universums reicht"; zum andern aber sich anschickt, den abendländischen Menschen wieder in seine seelische Heimat zu führen! Eine Bestimmung der Nähe und eine Aufgabe der Ferne!

Aber würde nicht auch Spengler gleich anderen im Zeichen dieser Aufgabe der Ferne an Hörbiger irre werden? Er beruft sich methodisch auf Goethe und fragestellend auf Nietzsche und berührt sich im gleichen Augenblick mit Hörbiger, dem seit Jahrzehnten Goethe und Nietzsche alles und die Heilige Schrift ein weissagendes Unterpfand ihres Schöpfertums bedeuten!

Es will durchaus nicht überraschen, daß Spengler grade in Nietzsches „Umwertung aller Werte" die vermeintliche Formel entdeckt haben will, die den innersten Charakter jeder Zivilisation oder verfallenden Kultur kennzeichnet. Einer Spätzeit wohlverstanden, die den Schöpfungsakt voraussetzend und das Negative betonend, nicht mehr erzeugt, sondern umdeutet und nur mehr eine Erbschaft von großen Wirklichkeiten angetreten hat. So möchte die Umwertungsphilosophie als Sinnzeichen aller Verfallskulturen erscheinen. Und in dem Bemühen, aufsteigende und absinkende Kulturen im zeitlich verschiedenen Nebeneinander zu erschließen, die gradlinige Kette der Epochendeutung auszuschalten, rechtfertigte sich die Spenglersche Betonung aus Nietzsches Ausblick einen Überblick gemacht zu haben.

Aber saß nicht dem Meister der welthistorischen Perspektiven irgendwie der Schalk im Nacken, wenn er zu seiner eigenen Überraschung gestehen muß, trotz des Elends und Ekels dieser Zeit eine deutsche Philosophie

heraufgeführt zu haben?! Muß nicht der Schöpfer des Zarathustra doch irgendwie der Schlinge des verfallsvergleichenden Überblicks entschlüpfen und der Entzifferung seiner Sendung harren?

„Zu lange schon ist die Welt ein Irrenhaus ... Ich will die Menschheit zu Entschlüssen drängen, welche über die ganze Menschenzukunft entscheiden, und es kann so kommen, daß einmal ganze Jahrtausende auf meinen Namen ihre höchsten Gelübde tun ... Es ist nicht unmöglich, daß ich der erste Philosoph des Zeitalters bin, ja vielleicht ein wenig mehr, irgend etwas Entscheidendes und Verhängnisvolles, das zwischen zwei Jahrtausenden steht." Wer hat ihn je gefunden, den versteckten Schlüssel zu diesen Nietzscheworten? Wer hat nicht jenen seine Gunst geschenkt, die hier und tausend andere Male Spuren der Umnachtung finden? Sind Worte, aus des Erlebens höchster Lust geformt, Sinnzeichen eines Verfalls oder ist Verfall nur das, was nicht begriffen wurde?

Jahrzehnte beweglichen Forschens um Nietzsche sind an dieser Frage gestrandet und scheinen dabei der herben Ironie des Märtyrers, es lediglich „zur Vollkommenheit einer kleinen lieben Schafsmäßigkeit gebracht zu haben" erlegen zu sein. Und derweil die „plattgedrückte feige Welt alltäglicher Kreise" das goldene Kalb umtanzt, geistert um den Sänger von Sils-Maria noch immer das Rätselraten ob seiner Tat.

Welten der Gelehrsamkeit, der Deutung und der allgemeinen Bildung haben sich an Nietzsche verschwendet, hassend und liebend, schmeichelnd und höhnend, boshaft und milde, vermittelnd und entsagend. Aber seine Prophetie des großen Mittags, des Augenblicks höchster Selbstbesinnung dieser Menschheit blieb darüber zugeschüttet und unerfüllt. Sein dunkles Los, als Verkünder zugrundezugehen, hängt unabänderlich drohend wie eine schwarze Gewitterwolke über jenen, die das Land der Sonne suchen, läßt andere mit Grauen vor dem vermeintlichen Gottestöter flüchten. Und die Menschheit blieb auf ihrem alten, von Nietzsche tausendfach gegeißelten Dünkel thronen und Gott-Zarathustra harrt zwischen alten zerbrochenen Tafeln sitzend der Stunde der Erfüllung.

Denn „haben wir uns je darüber beklagt mißverstanden, verkannt, verwechselt, verleumdet, verhört und überhört zu werden? Wir stoßen alte Rinden ab, wir häuten uns mit jedem Frühjahr noch, wir werden immer jünger, zukünftiger, höher, stärker, während wir den Himmel immer liebevoller, immer breiter umarmen und sein Licht immer durstiger mit allen unseren Zweigen und Blättern in uns hineinsaugen. So ist unser Los, wir wachsen in die Höhe ... Die Intensitäten meines Gefühls machen mich schaudern und lachen — schon ein paarmal konnte ich das Zimmer nicht verlassen, aus dem lächerlichen Grunde, daß meine Augen entzündet waren — wodurch? Ich hatte jedesmal auf meinen Wanderungen zuvor zuviel geweint und zwar nicht sentimentale Tränen, son-

dern Tränen des Jauchzens, erfüllt von einem neuen Blick, den ich vor allen Menschen voraus habe ... Ihr hattet euch noch nicht gesucht: Da fandet ihr mich. Nun heiße ich euch, mich verlieren und euch finden; und erst, wenn ihr mich alle verleugnet habt, will ich euch wiederkehren ..." Eine Verheißung? Eine Prophetie?!

Ist es notwendig, vor diesen Worten messianischer Tiefe die Steigerung in ein krankhaftes Pathos, einen sich selbst vergötternden und zum tragischen Mythos sich wandelnden Größenwahn zu wittern? Ist es geraten im selben Atemzuge den Vergleich mit jenem zur schattenhaften Gestalt des Scardanelli versinkenden Hölderlin zu ziehen, der nur noch abgerissene Akzente eines verdunkelten und verwüsteten Innenlebens hervorzuflammen vermag? Entschuldigt man Nietzsche mit jenem Hinweis auf dämonische Naturen, die ihrem inneren Zerstörungstrieb erliegen und in jenem bis zur Vernichtung seines Guiscard gehenden Kleist ein Vorbild haben? Soll der Gelehrte Recht behalten, der Nietzsche nurmehr selbst den Hölderlinschen Empedokles erfüllen sieht? Regiert Umnachtung ein Geschick, das nüchtern fragt, ob Wahnsinn nicht Befreiung wäre? Ist Raubbau am Gehirn, sich zu ertragen, um eine späte leidbefreite Kindheit anzutreten, je verstanden worden?

„Ich nehme Schlafmittel über Schlafmittel, um den Schmerz zu betäuben und kann doch nicht schlafen. Heute will ich soviel nehmen, daß ist den Verstand verliere ..." Ein Notschrei nach Ruhe führwahr, durch gewollte Flucht ins Verdämmern die Qual eines titanischen Schicksals zu stillen. Ein Schicksal, dessen Ernte der Nachwelt oft eitel genug als geistreicher Aphorismus dünkt, ohne Bedacht, ob hier nicht ein spätes, größeres Golgatha ein Leben verbrannte? Die Tragikomödie eines sich selbst verzehrenden Narren und Dichters, wie andere meinen, ohne zu fragen, ob hier nicht ein gottgeführtes Orakel spricht? Ein fluchwürdiger Mensch, der, wie Dritte sagen, den babylonischen Turm des gottgewordenen Heiden krönt, ohne zu bedenken, ob nicht ein urgewollter Versucher nochmals zur höchsten Demut zwingt?

Wie oft schon hatte mich dies Fragespiel gefoltert und geneckt, unheimlich lockend dort, wo zwischen Grabenschutt und splitternden Granaten Zarathustras Botschaft dem Verstehen der Welt begegnen sollte! Kehrt nicht besondere Tragik auch darin wieder, daß Nietzsches Höhenwerk neben Goethes Faust gar vielen dieser schweren Zeit die treuesten Weggefährten waren?

Doch wer durchschaut den Brückenbogen, so ging mein Befragen, der den jungen und fast vollendeten Nietzsche überspannt! Es fleht die Jugend, die ins Leben stürmt: „Noch einmal, eh' ich weiterziehe, und meine Blicke vorwärtssende, heb' ich vereinsamt meine Hände zu dir empor, zu dem ich fliehe, dem ich in tiefster Herzenstiefe Altäre feierlich geweiht,

daß allzeit mich deine Stimme wieder riefe ..." Und der sich später selbst Verfolgende verspürt den neuen Ruf: „Nein! Komm zurück, — Mit allen deinen Martern! — Zum Letzten aller Einsamen — Oh komm zurück! — All meine Tränenbäche laufen — Zu dir den Lauf! — Und meine letzte Herzensflamme — Dir glüht sie auf! — Oh komm zurück, — Mein unbekannter Gott! Mein Schmerz! Mein letztes Glück ...!" Wer pflückte sie, die Rosen, die aus solcher Herzenstiefe sproßten? Und wer verstünde noch, was verborgen dem „Antichrist" eingestreut: „Wenn man heilige Aufgaben hat, zum Beispiel die Menschen zu erlösen —, wenn man die Gottheit im Busen trägt, Mundstück jenseitiger Imperative ist, so steht man mit einer solchen Mission bereits außerhalb aller bloß verstandesmäßigen Wertungen —, selbst schon geheiligt durch eine solche Aufgabe, selbst schon der Typus einer höheren Ordnung ...!" Wer diktierte diese Worte —? Gottesferne oder Gottesnähe? Wie sollte eine Welt, die dem Verstand vorherrschend Tribut erweist und gelehrten Götzen huldigt, hier die Brücke schließen?

Man findet zuweilen schon betont, daß Nietzsches Tragödie überragend einzigartig sei, daß er dulden und zerschlagen mußte, um als neuer Messias zu erstehen und ob er der beste Prophet gewesen, hört man die Schwester leise fragen. Man sieht ihn in apokalyptischen Wehen das christliche Scheintun verfluchen, ein Bekenntnis der Gradheit zu Jesus fordern und echte Christen als ihm gewogen bezeichnen. Und ein Deuter, der etwa entdecken könnte, läßt ihn den Heiligen des Mittelalters spielen, wogegen die Kraft seines Geistes pausenlos anzukämpfen hatte. Doch wozu dieser Kampf?

Man überdenkt, wie Jesus als Menschenschicksal zum Sinnbild einer Religion der Weltgeschichte wird und läßt sich mitunter sagen, daß Nietzsche erstmals als einziger Mensch ein ganzes Weltbild änderte. Doch wenn der Vergleich nur am persönlichen Schicksal beider gestattet wäre und der blutig Gekreuzigte in Nietzsche den nochmalig Gekreuzigten prophezeite, der ebenfalls „in seinem, des Vaters Namen, kommen wird"? Wer hat es je zu Ende gedacht, warum Nietzsche im Stammbuch seines Freundes Brandes sich als der „Gekreuzigte" unterzeichnete — oder bald als „Tier" oder „Untier" an anderen Orten?

So Jesus erfährt, ich bin sie selbst, diese Prophetie meines Mundes, und wie er in der Verklärung des „Auferstandenen" zum Messias seiner Gläubigen wird, empfängt die Heilsgeschichte ihren erschütternsten und weltgeschichtlich entscheidensten Augenblick. In dem „Ich bin es selbst" des Golgathäers liegt das welthistorische Schauspiel des Christentums beschlossen, eine schicksalsgewordene Zeitenwende. Ist sie zu Ende, seit Nietzsche ein zweites „Ich bin", der fragenden Menschheit bislang versteckt und umdunkelt geblieben, bekennt? „Geist, was ist mir Geist, was ist mir Er-

kenntnis...? Sie glauben doch nicht, daß der ‚Freigeist' mein Ideal ist! — Ich bin!" Wer hat sie je durchschaut, diese ebenso bedeutungsvollen wie scheinbar nebensächlichen Nietzscheworte? Man muß schon notwendig tiefer schürfend dem Nietzschewerk begegnen, um den tiefsten Sinn dieser „Ich-bin"-Betonung erlebnisstark zu erfahren.

Und wennschon die vorliegende Niederschrift verbietet, über andeutende Spuren hinauszuwachsen, man kann im Lebensbilde Hörbigers das „Problem Nietzsche" nicht übergehen, selbst wenn man leidenschaftslos seine Glazialkosmogonie verehrt. Hier wurzeln Verkettungen einem gordischen Knoten gleich, branden die Wogen seiner naturforschenden Tiefenschau, verbirgt sich eine Welt Dostojewskis, die um Gnade der Seele bettelt, verblutet sich in Hamletscher Schwere sein Menschentum und formt sich sein seliger Glaube, als Geweisagter apokalyptischer Ferne eine gottgewollte Erfüllung im Gegenwärtigen zu sein.

Ich muß schon etwas persönlich werden, muß einen kurzen Rückblick halten, um den Pfad des Verstandenwerdens nicht zu verschleiern. Denn was ich in letzter Tiefe zu sagen und hier auf eine vorläufig erste faßliche Formel zu bringen habe, ist bislang der größeren Welt vollkommen fremd und dem Schrifttum als solchem noch gänzlich vorenthalten geblieben. Mag es mir später gelingen, die Problemsumme in den noch unausgesprochenen Grundlagen unseres Jahrhunderts zu klären, in diesem Lebensbild muß es genügen, einstweilen das Staunen davor zu beflügeln und Vertrauen zu wecken. Und dies will mir am wesentlichsten dünken. Unser Zeitalter verlangt merklich nach diesem Vertrauen, aber verletzt es nachgerade immer wieder durch seine bespöttelnde Betriebsamkeit. Es geht ja um Mysterien, um Tiefenwerte ganz jenseits erlebnismüder Gelehrsamkeit und es heißt sonderlich wach sein, solange diese noch jede Andacht stört.

Man wird zuweilen sagen, daß das Leben des Einzelnen einer Kette von mehr oder minder glücklichen Zufällen gleicht. Aber war es ein Zufall, daß im Augenblick herbster Zweifel am gangbar naturforschenden Weltbild mich sonderlich die Welteislehre verführen sollte? Damals vor etlichen Jahren schon, als nachgerade ein anspruchsloser Artikel darüber gebot, am Werke Hörbigers die Probe aufs Exempel zu bestehen? War es ein Zufall nur, diese glückliche und schwere Ahnung, hier tiefer und weiter schürfen zu müssen als sonst an hundert anderen kühnen Perspektiven, die Woche um Woche die Spalten der Fachpresse füllen? War es ein Schelmenstreich des Zufalls, der zu einem nunmehr sechs Jahre währenden restlosem Studium der Welteislehre und ihrer schließlichen Verteidigung zwang, trotz aller verlockenden Gelegenheiten geruhsamer und leichter das Leben nach außen hin gestalten zu können? Und krönte ein Zufall wiederum die nie verblassende dunkle Freude, daß hinter dieser

Welteislehre als Kosmogonie größten Formates noch ein bislang unerkanntes Etwas schlummern müsse, das zu seligen Schauern zwingt? Ich glaube an diesen billigen Zufall nicht mehr, so wenig das Weltall sich zufällig behauptet oder zufällig darin die Gestirne ihre ewigen Bahnen ziehen.

Ich überdenke vielmehr das Ergebnis aus neun langen Wochen stärksten Erlebens, das mir inhaltlich mehr bedeutet als all die Jahre glazialkosmogonischen Kampfes zuvor. Ich sehe den Vorfrühling sich vor meinem Fenster rüsten, die Knospen immer ungebändigter schwellen, die ersten Himmelschlüssel den Wiesenplan erfüllen und möchte mir diesen Vorfrühling zum Gleichnis einer in Frühlingswunder eingebetteten Seele wählen. Aber die Wunder des Frühlings sind empfindlich und zart. Ein einziger Nachtfrost kann sie vernichten und wer weiß, ob es einer empfindsamen Seele in dieser verstandesfrostigen Welt nicht ebenso ergeht?

Neun Wochen zuvor lag noch der Winter vor der Tür. Ich stand am Fenster, sah die anspruchslose Straßenzeile mit ihren kleinen dürftigen Gebäuden entlang und erwartete, wie öfters in diesen Tagen, Hanns Hörbiger. Und diesmal schien sein Schritt langsamer unter der Last eines Koffers zu sein und der Blick seines Trägers fast verängstigt und scheu. Und bald ließ der Koffer keinen Zweifel über seinen Inhalt mehr. Ich konnte nun wühlen in tausenden von feinbeschriebenen Blättern, Konzepten, Kommentaren, Entwürfen und Briefen und war gleichwohl gezwungen, die Lieblingsschriften auch meines Lebens, Nietzsches Werke und Goethes Faust, ergänzt durch die Heilige Schrift, gründlicher als je zu studieren. Und immer stand mir das Bild des fast verängstigten Meisters dort in der Straßenzeile vor Augen. Ich werde es nie vergessen, weil es gleichsam ein äußeres Abbild und ein Schlußstrich dessen ist, was drei Jahrzehnte währendes Bitten um Verstandenwerden aus einem übervollen Menschenherzen schufen. Verstummt schien der einst grenzenlose Jubel der Seele zu sein und zu kalt, zu überlegen wichtigtuend war die Welt geworden, um diesen Jubel zu verstehen. Aber Gottesnähe hat diesen verborgenen Jubel noch immer mit Demut begnadet und kann auch den verkalkten Götzen verzeihen, die reglos jedem heiligen Schreck begegnen.

Ich halbiere etwa die mit tausenden von Briefen um vergebliches Gehör ausgefüllte Zeitspanne von der Jahrhundertwende bis heute und glaube durch Veröffentlichung eines Hörbigerbriefes an Elisabeth Förster-Nietzsche vom 30. Juli 1917 eine verzeihliche Neugierde zu wecken. Der Leiterin des Weimarer Nietzsche-Archivs schrieb Hörbiger damals folgend:

„Sie werden sich meiner nicht mehr entsinnen. Ich hatte Ihnen etwa 1904 ein sechsseitiges Maschinenschriftstück betitelt ‚Das Problem Nietzsche', eine psychologische Studie zur Feier des 25. Februar 1904 samt Begleitbrief

eingesendet. Es war dies meiner Zeitenge halber allerdings nur ein Anagramm zu nennen, eine kleine Apokalypse für sich. Sie ließen mir meine Sendung denn auch nur durch Herrn Peter Gast bestätigen, der mir notwendig nur im abmahnenden Sinne schreiben konnte. Ich glaubte damals beim Nietzsche-Archiv einige moralische Unterstützung zu finden, zur Gewinnung eines guteingeführten Verlegers für das durch den beifolgenden Prospekt gekennzeichnete Werk: ‚Glazialkosmogonie'.

Dasselbe behandelt im Prinzip eben jene naturwissenschaftlichen und grob mathematischen Neuerkenntnisse, um derentwillen Nietzsche zu Anfang der Achtziger Jahre vermutlich in Wien naturwissenschaftliche Studien beginnen wollte. Gnädige Frau dürfen sich aber im Interesse Ihres großen Bruders glücklich preisen, daß es nicht dazu gekommen ist; denn das, was Nietzsche hier zu finden hoffte, hätte er nicht gefunden; und die Enttäuschung wäre eine potenzierte gewesen, wenn er erst spät zur Einsicht gekommen wäre, daß das hier (etwa damals mit Mühe und Selbstverleugnung) Gewonnene doch nicht das Gesuchte ist. Er hatte also seine 80er Jahre durch Selbstproduktion jedenfalls fruchtbarer ausgenützt.

Nachdem ich einerseits mit Ihrer geschätzten Aufmerksamkeit haushalten möchte, andrerseits die Glazialkosmogonie zu weit verzweigte Gebiete umfaßt, als daß man in Briefform auch nur ein Gerippe davon bieten könnte, so gestatte ich mir, zu Ihrer vorläufigen Orientierung nur den Prospekt des Werkes und zwei Referate zu unterbreiten und von mir vorläufig nur einen Sonnenaufsatz vom März 1917 beizuschließen. Wenn gnädige Frau das in Muße durchnehmen wollten und dabei zu einer Wohlmeinung über die Glazialkosmogonie gelangen sollten, so bitte mich dann gütigst wissen lassen, ob Sie meinem Werke einen günstigen Platz anweisen wollen, wenn ich dem Nietzsche-Archiv ein Pflichtexemplar einsenden lasse.

Es handelt sich zwar nicht um ein Buch über Nietzsche, wie ich solche etwa 170 Stück in meiner philosophischen Handbibliothek zähle, aber dennoch habe ich darin u. a. auch dem achtzeiligen Preislied ‚Sanktus Januarius' und der Zarathustra-Inspiration-Schilderung einen Ehrenplatz angewiesen. Ich gedenke aber nach dem Kriege dennoch auch jene Gesichte zu veröffentlichen, die mich im Februar 1902 in einem Föhrenwalde Landstuhls (Bayr. Rheinpfalz) überfallen hatten und für die ich mir in jener ‚psychologischen Studie' aus dem Februar 1904 die Priorität gesichert haben wollte. Sollten gnädige Frau im Archive diesmal einen naturwissenschaftlich besser gerüsteten Mitarbeiter an der Spitze haben, als es Herr Peter Gast gewesen zu sein scheint, so möchte ich den Herrn recht sehr bitten, der Glazialkosmogonie ebenfalls seine Aufmerksamkeit zuwenden zu wollen. Gerne werde ich dann mit einem zeitökonomischen Leseprogramm dienen . . ."

Ich möchte verstehen, wie eigenartig dem Uneingeweihten die Wiedergabe eines Schriftstückes anmuten muß. Die Bitte um moralische Hilfe in Dingen der Glazialkosmogonie bei Verwaltern des Nietzscheerbes, die Betonung einer naturschaulich gewonnenen Komponente des Nietzscheswerkes, die Erinnerung an eine dreizehn Jahre rückliegende Nietzschestudie, der Vermerk dem in höchsten Schauern des Erlebens geformten Preislied Nietzsches einen Ehrenplatz eingeräumt zu haben — wer wollte zunächst nicht in Verwirrung geraten? Um so mehr, als eben jede Veröffentlichung darüber auch nach dem Kriege des Briefschreibers frommer Wunsch geblieben ist! Noch gänzlich unberührt oder mißverstanden von jenen, die sie erreichen sollten, liegen sie da, diese gehäuften, zum Teil mehrhundertseitigen Schriftstücke über die Werke des „Boshaftigen". Und wenn ich soeben vom stärksten Eigenerleben sprach, so findet es seine Rechtfertigung nicht nur in dem nahezu lückenlosen Studium dieser Schriftstücke an sich, sondern auch in dem unverbrüchlichen und mich mit Dankbarkeit erfüllenden Glauben, Hörbiger am nächsten gekommen zu sein.

Es wurde erzählt von jener mit elementarer Gewalt zur Welteislehre drängenden und fast bis zur erschütternden Verzweiflung führenden Tiefenschau. Es wurde aber verschwiegen, wie Hörbiger neben dem neuen Himmel über sich zugleich auch den neuen Himmel in sich entdeckte. Jenen neuen Himmel des Inwendigen, von dem er in einem eingangs aufgeführten Briefe spricht. Jenen Himmel, der das große Mysterium des ewigen Erlösergedankens birgt und der, in die Schalheit trockener Gelehrtensprache gebettet, zur Metaphysik der Welteislehre führt. Jenen Himmel, der immer nur ganz wenigen dieser Menschheit, die ihr wirklich etwas zu sagen oder Erlösendes anzubieten haben, offenbar wird. Jenen Himmel, der unabänderlich teuer von jenen bezahlt werden muß, die ihn erschauen.

Liegt ihnen doch ob, den unerforschlichen Begriff der Offenbarung als Tatbestand hinzunehmen, „in dem Sinne, daß plötzlich, mit unsäglicher Sicherheit und Freiheit, Etwas sichtbar, hörbar wird, Etwas, das Einen im Tiefsten erschüttert und umwirft. Eine Entzückung, deren ungeheure Spannung sich mitunter in einem Tränenstrom auslöst, bei der der Schritt unwillkürlich bald stürmt, bald langsam wird; ein vollkommenes Außersich-sein mit dem distinktesten Bewußtsein einer Unzahl feiner Schauder und Überrieselungen bis in die Fußzehen; eine Glückstiefe, in der das Schmerzlichste und Düsterste nicht als Gegensatz wirkt, sondern als bedingt, als herausgefordert, als eine notwendige Farbe innerhalb eines solchen Lichtüberflusses; ein Instinkt rhythmischer Verhältnisse, der weite Räume von Formen überspannt . . .". In verklärender Rückschau auf seinen „Zarathustra" hat Nietzsche im „Ecce homo" diese Worte geprägt, eingedenk

auch jener feierlichsten Stunde seines Lebens, da er den „Zarathustra" aufglänzen sieht und diese Stunde im „Sanktus Januarius" hymnenhaft besang:

„Der du mit dem Flammenspeere
Meiner Seele Eis zerteilt,
Daß sie brausend nun zum Meere
Ihrer höchsten Hoffnung eilt:
Heller stets und stets gesunder,
Frei im liebevollsten Muß —
Also preist sie deine Wunder,
Schönster Januarius!"

Und wenn Hörbiger hiervor den Hut am weitesten lüftet, was Nietzsche schlechthin als „meine Erfahrung von Inspiration" bezeichnet — fühlt er sich wesensverwandt dem schwergeprüften Philosophen und darf er ihm als Erster sagen, daß diese „Art Erfahrung" auch die seine ist? Und wenn schon diese Inspiration ein notwendiges Gottgeführtsein vermuten läßt, bedeutet dann Nietzsche dieser Menschheit unendlich mehr, als je vermutet und jemals ausgesprochen wurde? Und darf Hörbiger etwa als sein Entdecker oder gar als jener Begnadete betrachtet werden, der notwendig mit Nietzsche zusammen am Saume des Göttlichen spann, der Welt ein Geschenk gab, das im Sinne Nietzsches gesprochen wirklich zwischen Jahrtausenden steht?

Eine Bejahung oder Verneinung dieses schwierigen Fragespiels so ohne weiteres auszusprechen, geht nicht an. Die Bejahung liegt nahe, stellt aber gewaltige Anforderungen an den Außenstehenden. Das Außergewöhnliche an Nietzsche, das noch auf Klärung wartet, wurde schon hinlänglich berührt. Ein verächtliches Wegleugnen von Eingebungen, die zu tiefsten Erkenntnissen drängen, kann getrost jenen überlassen bleiben, die weder das Schicksal der weltgeschichtlich Größten kennen, noch selbst über das Maß der überragend verbreiteten Mittelmäßigkeit hinausgewachsen sind. Sie mögen auch über Hörbiger noch einstweilen ihr fragwürdiges Mitleid bekunden, derweilen für mich kein Zweifel besteht, daß er mit Recht die von Nietzsche in das gesteigerte Pathos des Tatsächlichen gerückte Inspiration auch für seine Erlebnisse verteidigen darf.

Hatte schon das Winterhalbjahr 1894/95 zu den entscheidenden Grundlagen der gesamten Glazialkosmogonie geführt und war Hörbiger unter der Last der sich damals überstürzenden Erkenntnisse fast zusammengebrochen, so schien ihm das alles zuletzt gerade gut genug zu sein, sich als sonderlich glücklichen Entdecker auf naturforschend weltbildlichem Gebiete betrachten zu dürfen. Längst war der Zauber einer innig frommen Kindheit in ihm verblaßt. Das technische Studium und die stets gepflegte Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Gebieten hatte in ihm jenen Gleichmut gegenüber religiösen und geisteswissenschaftlichen Fragen gezeitigt, wie es allenthalben zu den Selbstverständlichkeiten unseres Zeitalters gehört. Man war aufgeklärt, gewitzigt und sogar über den Durchschnitt hinaus gescheit geworden. Zu Ausflügen ins Reich des Übersinnlichen, wo die Fackeln um Gotterkenntnis lohen, blieb an sich schon keine Zeit.

Aber die Schwere des beispiellos geschauten neuen Himmels erdrückte schließlich seinen Träger, er sollte und mußte sein Damaskus erfahren, mußte vor dem sich ausbreitenden Himmel des Inwendigen zu Kreuze kriechen und in Tränenschauern schon mehr als den verleugneten Glauben der Kindheit zurückgewinnen. Der Eigenwille bleibt ausgeschaltet, eine Tiefe des Erlebens löst einen ungeheuren Weitblick aus, der in seiner möglichen Erfüllung berufen scheint, die heidnischen Altäre unseres Verfallszeitalters zu stürzen und eine müde Menschheit zu segnen. So möchte ich Hörbigers Damaskus umschreiben, das ihm voreilend verschwommen die letzten und höchsten Folgen seines Gesamtschicksals offenbart und ihm gleichwohl die Gewißheit diktiert, nicht nur während der Schicksalstage seiner Welteisentdeckung „das Medium einer höheren Geistesmacht", sondern „seit frühester Jugend ein unbewußter Knecht Gottes" gewesen zu sein.

Man schrieb den 29. April 1895, als Hörbiger beim kleinen Siebenbürger Städtchen Vajdahunyad die große Bekehrungsprobe bestand, verborgene Geheimnisse der Heiligen Schrift erahnte, im Faust des Weltweisen von Weimar seinen Partner erkannte und sich von nun an berufen fühlte, die gottmüde Welt zur Aufgabe ihres verflachten Daseins durch „Tötung des Antichristen", durch „Überwindung des Boshaftigen" zu drängen.

Etwas Entscheidendes war geschehen, das ihn später dazu bestimmte, seinen Glücksrausch mit dem im „Sanktus Januarius" besungenen Höhentag Nietzsches zu vergleichen. „Nur wer auch selbst irgendeine Berufung empfangen hat, wie es mir eben 1895 im Jungeichenwalde Vajdahunyads geschah," bemerkt Hörbiger nach vielen Jahren, „kann die Wonneschauer nachempfinden, die in diesen paar Nietzschezeilen ausgedrückt sein wollen. Eine ähnliche Hymne könnte ich singen, doch als trockener Maschinenbauer fehlt mir der dichterische Schwung dazu." Nichtsdestoweniger hat Hörbiger sein Damaskus im Laufe der nunmehr verflossenen fünfunddreißig Jahre bei jeder passenden Gelegenheit mit unverminderter Lebendigkeit beschrieben, doch nur weniges davon kann es an dieser Stelle dem Nacherleben näherbringen.

Als 1905 der nachmalig im Streit um Haeckel und als Leiter des Keplerbundes sehr bekannt gewordene Professor der Botanik Dennert ein „Bild der Schöpfung" veröffentlichte, das Entwicklungsgeschichte und

Bibeltexte zu versöhnen hoffte, glaubte Hörbiger ihn vor falschen Schlüssen warnen zu sollen. Gleichwohl bemühte er sich, den Dennertschen Versuch nun seinerseits zu wiederholen und in die Perspektivität der Welteislehre zu stellen. So entstand eine 107seitige Studie, ein Kabinettsstückchen eigener Art, gewiß zu den Perlen des noch der Veröffentlichung harrenden Schrifttums Hörbigers zählend. Die auch darin eingestreute Schilderung des Vajdahunyaderlebnisses hat Hörbiger noch elf Jahre später dem damaligen Wiener Kardinal-Fürstbischof gegenüber als sonderlich bemerkenswert bezeichnet.

Wie „der große halbjahrlang (1894/95) andauernde Gedankensturm zu einer lückenlosen Kette von Kausalitäten in sich selbst zurückkehrte, war ich auch mit meiner geistigen Kraft zu Ende. Auf einem Berge bei Vajdahunyad stand ein einsames rumänisches Kreuz, unter welchem ich zusammengebrochen bin. Dort feierte ich meine Wiedergeburt. Dort bin ich zu dem kindlichen Glauben meiner Knabenzeit zurückgekehrt nach fünfzehn Jahren religiösen Indifferentismus. Anders wäre es mit mir wohl vorbeigewesen, denn vergeblich hatte ich an die Urania in Berlin telegraphiert, einige Vertreter zu mir zu senden, da ich ihnen wichtige Mitteilungen zu machen habe.

Trotz der großen Freude, welche mir die bevorstehende Inbetriebsetzung des neuen Gebläses, dessen Montierung ich dort leitete, zu bereiten versprach, konnte ich nicht mehr hinreichende Ablenkung finden. Mein Mitteilungsbedürfnis war aufs höchste gestiegen, und niemand war da, der mich verstehen konnte. In dieser höchsten Not hat es Gott an der Zeit gefunden, mich wieder zu sich zu rufen, und an seiner Brust fand ich wieder den erlösenden Tränenstrom; oben im jungen Eichenwalde wälzte ich mich brüllend in den Qualen der Reue, der Scham und der Selbstverachtung, als ich Gott wiedergefunden hatte.

Dort erst holte ich nach, was ich zwei Jahre vorher versäumt hatte, als man den Sarg meiner Mutter ins Grab senkte: denn trockenen Auges und fest stand ich am Sarge meiner Mutter, wissend, daß alles Weinen unnütz sei und nur Schwäche bekunde — kurz, ich fühlte mich ‚aufgeklärt' wie alle Welt heute. Du ehrgeizige, ekelige Kröte, so sprach es ohne Stimme zu mir, wolltest du wirklich glauben, daß du aus eigener Kraft die wahre Entwicklungsgeschichte des Sonnensystems finden konntest, nachdem sie Generationen von Denkern vorenthalten geblieben ist? Erkenne deine Nichtigkeit und glaube endlich an mich, den alle Welt durchatmenden Geist. Nicht deine, sondern meine Ehre sollst du fortan suchen und meinen Willen sollst du fortan als mein bewußter Knecht tun, wie du ihn auch bisher unbewußt tun mußtest. Ja, Herr, so rief es abermals in mir, ich will dein Knecht sein, weise mir deine Wege. Tue was du kannst, war die Antwort in mir, ich will mit dir sein. Schicke mir Prüfungen, sprach es wieder in mir, und nichts soll mich wanken und murren machen fürderhin... Das war also mein Selbstgericht..."

Wie Hörbiger dann wiederholt die gleiche Stelle aufsuchte, um betend neue Kraft zu gewinnen, da raunte es ihm unaufhörlich zu, eine große Mission erfüllen zu müssen, einen Tag des großen Gerichtes auf Erden zu bereiten. „Herr, so rief es in mir, ich, der ungetreueste und schwächste deiner Knechte, bin nicht würdig, ein solches Amt zu übernehmen, schenke deine Gnade einem Würdigeren. — Du sollst tun, was ich dir gebiete, so rief es ohne Stimme wieder zu mir, gehe hin, tue, was du kannst, meine Kraft wird in dir Schwachem mächtig sein. Halte dich an Faust und die Schrift, denn im Faust ist die Paruste vorgesehen und in der Schrift ist dein Weg bereitet. — Ich verstand natürlich kein Wort, da ich bis dahin weder Goethes Faust noch die Heilige Schrift studiert hatte. Es war aber mein Vorsatz, dies nachzuholen."

Waren schon weitere an die Berliner Urania gerichtete Depeschen lediglich als wohl falsch angelangt bestätigt worden, so war jetzt die anfängliche Enttäuschung darüber gewichen. Ein Beunruhigtwerden durch menschliche Schwächen lag dem nunmehr Gottgeführten fern. Im Gegenteil, im Vollgefühl höchster Berufung schwelgend, ließ sich getrost jener das Gewissen entlastende Depeschentext entwerfen: „Seid ihr euer genug, geistliche und weltliche Priester und Priesterinnen! Tier-, Menschen- und Seelenärzte! Kriminalisten mit spitzen Spürnasen und langen Fangarmen! Folget allen Tinten- und Fußspuren bis zurück zum Ursprung! Protokolliert alles doppelt und dreifach! Und wenn ihr es herausgefunden habt — werde erst recht ich gesiegt haben —. Die Herkulesrichtung stimmt, aber nur geradlinig! Blickt nach rückwärts und rechnet!" Ein eigenartig Wortspiel fürwahr, trotz allem aber durch die Hervorkehrung der Herkulesrichtung (Flugziel der Sonnenwelt) den geschlossenen Bau der Welteislehre aufdämmern lassend und gleichwohl in zündender Umschreibung des Allzumenschlichen sich ergehend!

Mag der hier deutlich werdende Gefühlsausbruch dem Depeschenverfasser einige Herzenserleichterung gebracht haben, abgesandt wurde der Draht niemals, es „müßte schon der Postbeamte mich für übergeschnappt gehalten haben oder es könnte diese schwülstige Depesche unterwegs aufgehalten oder als Mystifikation inhibiert worden sein." War doch einem mit Hörbiger befreundeten Bergrat damals tatsächlich der allerschwärzeste Verdacht ob dessen Zurechnungsfähigkeit aufgestiegen.

Noch blieb dem ebenso Gepeinigten wie Erleuchteten die letzte Tragweite seiner Berufung umdunkelt.

Mit Riesenfleiß werden jetzt die Berufsverpflichtungen gemeistert, und die vorübergehende Übersiedlung der Familie von Budapest nach Vajdahunyad brachte weitere Zerstreuung. Mit den beiden ältesten, damals

vier- und zehnjährigen, Buben wird der Waldgürtel Vajdahunyads durchstreift und in stiller Andacht mehrmals die Stätte aufgesucht, da das Schicksal wieder zum Beten zwang. „Verraten konnte ich von meinem Innenerlebnis noch niemanden etwas; es schien mir überhaupt das nächst zu lösende Problem zu sein, wie ich da endlich aus mir herausgehen soll ohne in den Verdacht des Größenwahns zu kommen." Einige Ablenkung bot u. a. auch die damals eingeleitete Verbindung mit jenem Münchner Hochschullehrer August Thiersch, der gerade ein Buch über die „Physiognomie des Mondes" veröffentlicht hatte.

Es ist schon ergötzlich, an die hier zunächst auftauchenden Mißverständnisse zu erinnern, denn als Hörbiger ihm drahtete: „Lösung sämtlicher Rätsel in Lunar- und Martial-Hieroglyphen gefunden — erbitte Draht, ob herkommen wollet oder berichten soll," glaubte Thiersch einen dankbaren Partner gefunden zu haben, der aus der von ihm verteidigten Lavanatur des Mondes und den Mondvulkanbildern seines Buches wesentliche Rätsel der Astrophysik ableite. „Und ich" — erzählt mir Hörbiger heute in rührender Gelassenheit — „war nämlich tatsächlich so naiv zu glauben, daß sich ein astronomischer Liebhaber, wie ich Thiersch als solchen in seinem Buche kennengelernt hatte, nach dem Empfang meiner Drahtmeldung sich sofort in den Schnellzug setzt, um mir den Bericht vom Munde abzulesen." Gewiß eine Vorprobe nur, denn die Naivität des Genius hat sich naturnotwendig auch in all den späteren Jahren niemals verleugnen lassen! Nur daß nach so und so vielen Enttäuschungen sich eine gewisse Vorsicht der undankbaren Welt gegenüber zugesellte.

„Ein ewiges Stöhnen des in der Brandung der aufdrängenden Gedankenflut nach dem Steilufer trachtenden Schwimmers" nennt einmal der nachmalig Sechzigjährige sein Lebensschicksal. Aber er preist sich dennoch glücklich, daß seine Berufsgebundenheit ihn immer nur ratenweise zu seinen tiefsten Erlebnissen führt, da bei allzu kurzbefristeter Häufung derselben das Nervensystem gestrandet wäre. Nichtsdestoweniger bleibt das Vajdahunyader Tiefenerlebnis entscheidend für das Gesamtschaffen seines Lebens, und im heimlichen Spiegel seines Inwendigen durfte er sich getrost als der „Seher" oder der „Faust von Vajdahunyad" betrachten. Möchte dieser oder jener darüber erschrocken sein, das Schicksal Begnadeter steht jenseits alltäglicher Erörterungen. „Es ist entsetzlich, jetzt die Rufe nach erlösenden Ideen zu hören, mit solchen Ideen hochschwanger gehen zu müssen und nicht im Löwengebrüll in die Arena oder mit Heurekarufen auf die Gasse stürzen zu müssen. So qualvoll auch diese Beschränkung ist, so muß ich doch nach älteren Erfahrungen immer wieder sagen: Es hat wahrscheinlich sein Gutes. Anders würden vielleicht jene meiner voreiligen Kritiker ihre psychiatrische Sanktion für die Behauptung erhalten, daß hier ein Schwarmgeist rasend geworden oder

schrankenlose Phantasie in wilden Hypothesenschmieden sich auslebt — und wie die bequem gelehrten Redensarten alle lauten." Ein Bekenntnis des Sechzigjährigen, es ist auch das des heute Siebzigjährigen und war allenthalben schon das des Vierunddreißigjährigen damals in Vajdahunyads Tagen.

Wenn auch der erwähnte Gelehrte Thiersch nicht mittelbar den Schnellzug bestiegen hatte, um in gegenseitiger Aussprache eine Entlastung für Hörbiger herbeizuführen, so führte doch die mit Thiersch getroffene Verbindung zu einem Jahre währenden Freundschaftsverhältnis mit der Thierschen Familie. Und als Hörbiger bald nach der letzten Jahrhundertwende zur eigenen Klarheit seiner durchzuführenden Mission gekommen zu sein glaubte, ist Thierschs Sohn Friedrich einer der ersten, dem er sich in ausgedehnten Schriftstücken darüber (1902/03) anvertraut. Fast drei Jahrzehnte sind diese in wundersam klarer Steilschrift beschriebenen Blätter nunmehr alt, und die jeweilige Zeitangabe am Kopfe läßt erkennen, daß nur die allerfrühesten Morgenstunden es Hörbiger erlaubten, überhaupt zur Feder greifen zu können. Selbst an den kürzesten Wintertagen sind Drei-Uhr-Früh-Vermerke keine Seltenheit. In besinnlicher Schwermut verdämmernde Worte schieben sich mitunter ein: „So meine Mutter heute noch lebte, so dürfte ich ihr ja auch nicht verraten, in welche Lichtabgründe zu blicken mich ihre Gebete gelehrt, ebensowenig ich es meinem Weibe oder meinen Kindern klarlegen kann, was in meinem Innern eigentlich vorgeht. Ich bin allein mit meinen Gesichten..." Aber auch Thiersch hat wie andere in späteren Zeiten dem Freunde nicht zu folgen vermocht. Schon damals erreicht für Hörbiger die Tragödie des Einsambleibens einen Gipfelpunkt.

Man darf wohl sagen, daß die Zeitspanne von 1895 bis 1902 die bedeutsamste im Leben Hörbigers gewesen ist. Wenn vereinzelte Köpfe unserer Zeit allmählich begreifen, daß die letzten Werte inspirierten Schöpfertums der Jahrhunderte vordem verarbeitet und aufgebraucht sind, daß es neuer Antriebe bedarf, der Welt einen neuen großen Tag zu bereiten, der die metaphysisch-schöpferischen Grundlagen allen Erkennens, aller Wissenschaftsarbeit zum erneuten Male rechtfertigt, — so werden diese Köpfe gerade Hörbiger am ehesten verstehen. Sie werden am zeitigsten auch das Hörbigerwort unterschreiben, daß „es ein großer, moderner Aberglaube ist, zu meinen, daß in unseren Tagen jede Prophetenstimme verstummt sei". Ich entdeckte dieses nur allzu wahre Wort in einem 1918 verfaßten und weit über hundert Seiten füllenden Rückblick Hörbigers über seine schwersten Lebenstage.

Hand in Hand mit diesem (dem damaligen Präsidenten der österreichischen Friedensgesellschaft zuerkannten) Rückblick rollt er das schwierige Problem des Weltfriedens auf, eingedenk der unumstößlichen Gewiß-

heit, ein gottbegnadeter Sendling zu sein. „Sehr wohl weiß ich, daß man sich bei den Gelehrten eine sehr schlechte Empfehlung gibt, wenn man sich da auch nur im geringsten metaphysisch angekränkelt zeigt. Und gar erst bei den Technikern, den Meistern der bloßen mechanischen Kraft und des toten Stoffes! — Sie werden selbst zugeben, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, von denen sich die Schulastronomen und Schulmeteorologen nichts träumen lassen. Sie werden auch zugeben, daß Altmeister Goethe nicht ohne eigene Erfahrung sagen konnte: ‚Geheimnisvoll am lichten Tag, läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben…' Und wenn jetzt im Konzerthaussaal telepathische Experimente unter medizinischer Kontrolle ernst genommen werden müssen, muß es auch denkbar erscheinen, daß auch das Weltall einen denkenden Organismus höherer Ordnung darstellt, und es somit auch eine kosmische Telepathie geben — und daß der Mensch mitunter derselben unterliegen kann, wenn er sich unbewußt durch naturwissenschaftliches Liebhaberstudium zum Medium solcher Telepathie ausgebildet hat. Ja, daß er mitunter sogar zu solcher Ausbildung gezwungen werden konnte. Und wenn man die physikalisch noch unfaßbare kosmische Telepathie (gemeinhin Inspiration genannt) für das prophetische Zeitalter zugeben will, muß man sie nicht auch für unsere Tage gelten lassen! Nur dürfen die heutigen Propheten nicht mit gesträubtem Haar auf die Gasse stürzen und ihre Kassandrarufe erschallen lassen, sondern eingedenk der Faustworte bleiben:

‚Ja, was man so erkennen heißt!
Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Die wenigen, die was davon erkannt,
Die töricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.'

— und sich ihre Mitwisser zu wählen suchen, solange es noch nicht ihre Zeit ist. Also es gibt metaphysische Inspirationen, das hat mir schon 1895 sogar ein technischer Hochschulprofessor bestätigt. Und daß auch Nietzsche durch Inspiration in seinem Tun geführt wurde, hat er im ‚Ecce homo' gestanden. ‚Hat jemand, Ende des neunzehnten Jahrhunderts, einen deutlichen Begriff davon, was Dichter starker Zeitalter (damit meint er maskiert die Propheten) Inspiration nannten?'" Was diese Nietzsche selbst bedeutete, ist vorstehend wenigstens leise angedeutet worden.

Es liegt mir schon ob, gar vorsichtig eine Festung zu stürmen, für die unser Zeitalter erst wieder reif gemacht werden muß. Auf Schleichwegen mußte ich mich dem Festungsgebäude schon nähern, um seine schließliche Eroberung der lauschenden Mitwelt alsbald glaubhaft darstellen zu können. Man kann mit anderen Worten nicht ganz voraussetzungslos an die

Entlarvung des Hörbigerschen Höhengeheimnisses gehen, durfte nicht in nüchterner Tatsachenschilderung am Faden seit 1895 weiterspinnen, ohne sich der Gefahr zu begeben, selbst verlacht oder mißverstanden zu werden. Ich glaube nunmehr dieser Gefahr entgangen und bemüßigt zu sein, erneut einige voreilende Neugierige durch Veröffentlichung einer Briefstelle aus dem Jahre 1905 zu wecken.

„Ich selbst" — schreibt Hörbiger — „bin wahrlich nicht ausgezogen, Gott zu suchen, als ich mich dem Liebhaberstudium der Naturwissenschaft ergab; und doch war Er es, den ich gefunden, als ich über den wahren Zustand des Kosmos ins Klare gekommen war, so daß ich damals, 1895, die Berufung empfing, den ‚Boshaftigen' zu verzehren mit dem Hauche meines Mundes. Damals hatte ich aber noch nicht eine blasse Ahnung von einem Problem Nietzsche, sondern es schien mir der Aufsteller der plutonischen Nebularhypothese Laplace, bzw. der auf diese Hypothese gegründete gottlose heutige Gelehrtendünkel, auf den wir schließlich alles Übel unserer Zeit zurückführen können, als jener zu verzehrende ‚Boshaftige', als jener zu tötende ‚Antichrist'. Später suchte ich den Antichrist auch unter lebenden Vertretern der Wissenschaft bzw. des ‚wissenschaftlichen' Aberglaubens und Unglaubens und Unsinns. Von Nietzsche hörte ich eingehender erst zur Zeit seines Todes im August 1900, als in den Tagesblättern die antichristlichen Wogen eine Zeitlang hoch gingen. Daß ich aber später Nietzsches Schriften und seine Interpreten notgedrungen studieren mußte, daran hatte mein lieber Freund Rogler das Hauptverdienst, der Nietzsche noch als ganz junger Mann zu lesen begonnen hatte. Ohne ihn wäre ich nicht hinter das ‚Geheimnis der Bosheit' gekommen. Offenbar wurde mir dieses Geheimnis aber erst im Februar 1902. Und grade als ich ihn entlarven wollte, verwandelte er sich mir unter den Händen als — heiliger Schauspieler…"

Wer möchte hier nicht aufhorchen, zumal jetzt zum dreißigsten Todestage Nietzsches ein erneutes Besinnen über sein Werk in verschiedensten Schattierungen spielt? Und wer möchte wohl unsre Geduldsprobe nachempfinden, nicht heute schon den Hörbigerschen Versuch der Nietzscheentlarvung in seiner ganzen Größe und unermeßlichen Tragweite entworfen zu haben? Doch selbst bei dieser bescheidensten Andeutung hier muß Geduld die eilende Feder bezwingen.

Im vierten Buche seiner „Fröhlichen Wissenschaft" spricht Nietzsche von einem „gewissen hohen Punkt des Lebens", der ungeachtet aller Versuche, dem Chaos des Daseins alle fürsorgende Vernunft und Güte abgesprochen zu haben, dennoch zur Ableugnung der menschenüberheblich geistigen Freiheit zwingt. Kleindinge des Alltags, die Tausenden zufällig dünken, sei es das Aufschlagen eines Buches, das Ausbleiben eines Briefes, der Blick in einen Verkaufsladen, eine Verleumdung und ähnliche

Dinge mehr, verlieren jeweils ihren Alltagswert, weil es lauter Dinge sind, „die fortwährend zum Besten (Römer 8/28) gereichen, die nicht fehlen durften", weil „sie voll tiefen Sinns und Nutzen grade für uns sind". Nur allzu deutlich taucht trotz apostrophierten „lieben Zufalls" das Bewußtsein einer höheren Schicksalsfügung dahinter auf. Sonst hätte Nietzsche diesen Aphorismus von der „Persönlichen Providenz" überhaupt nicht schreiben brauchen und auch nicht schreiben können.

Wenn Hörbiger nun seit Jahrzehnten Nietzsche als seinen „erkenntnistheoretischen Gewährsmann" bezeichnet, so rechtfertigt sich dieses Beginnen am augenscheinlichsten im wiederholten Eigenerlebnis grade dieses Nietzschegeständnisses. Auch er durchkostete auf eine jeweils „schwerste Probe" gestellt, solche an Kleindinge geknüpften Höhepunkte des Lebens, für deren Abspiel nur jener ein Lächeln übrig haben kann, der weder Schicksalsfügung noch Schicksalsergebung in sich selbst verspürt.

Wenige Wochen sind nach dem Vajdahunyader Erlebnis verstrichen. Im begreiflichen Bedürfnis nach einiger Ablenkung entsinnt sich Hörbiger einer zwei Jahre zuvor (1893) von einem Kronstädter Tuchfabrikanten gemachten Einladung, den Sommersitz Sinaia des rumänischen Herrschers zu besichtigen. Schon ist Kronstadt erreicht. Nach dem Frühstück im Kaffee am Hauptplatz ein kurzes Überdenken der Vajdahunyadprüfung, verbunden mit dem Wunsch einer Entdeckung jener den gottlos-antichristlichen Zeitgeist am eindringlichsten fördernden Mächte. Mit dem Rufe: „Lesen Sie das," stürzt der Zahlkellner kurz vor Verlassen des Kaffeehauses auf Hörbiger zu, der im Innersten erschrickt, wie er lediglich die großlettrige Überschrift „Unberechenbar" erspäht. Unbekümmert des Inhaltes der darunterstehenden, ein Frauenschicksal abzeichnenden Novelle, empfindet Hörbiger dieses „Unberechenbar" als bewußt gefügten Schicksalswink. „Dieser Gedanke durchschoß mich schneller als ich ihn aussprechen kann. Ja, er durchfuhr mich, als hätte ich auf einen unter zweihundert Volt stehenden Draht gegriffen ... Ich sollte ja nur den Titel im richtigen Augenblick ins Gehirn gehämmert bekommen."

Schon ergreift er den Hut und will auf Bergeshöhe hinter Kronstadt betend dem Himmel näher sein. Doch wie er ins Freie will, um den Aufstieg zu gewinnen, bleibt der Blick gewaltsam auf einer Kunsthandlungsauslage haften — ein weißes Täfelchen mit silberner Inschrift: „Befehle deine Wege dem Herrn." Er ersteht das Täfelchen, das er noch heute als besonderes Kleinod bewahrt. „Nun wußte ich für einige Zeit genug und wußte auch, daß das in Vajdahunyad stimmlos Gehörte ‚Tue, was du kannst! Ich will mit dir sein!' wirklich buchstäblich zu nehmen ist." Und „wie glauben Sie wohl," — bemerkt er in einem dem Freunde Hinzpeter 1929 zuerkannten Brief hierzu — „daß ich anders nicht schon längst einen gar so gescheit daherredenden Welteisgegner mit einem wohlgezielten Fauststoß (figürlich!) in die Magengegend ins Jenseits befördert hätte, um dann im Inquisitionsspital vor dem Staatsanwalt zu Worte gelangen zu können? — Ich bin Fatalist geworden, wie es auch Bismarck war und wie es auch Kaiser Wilhelm II. ist, was sich noch sehr bald herausstellen dürfte. Man tut, was man tun kann und überläßt die Führung des Ganzen einem höheren Walten!" Und eine Bestätigung des Umstandes, daß alle seine ähnlichen Erlebnisse nur darauf angelegt waren, ihn allmählich klar sehen zu lassen, möchte er in dem Zwiegespräch des Herrn mit Mephisto erkennen: „Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient, — so werd' ich ihn bald in die Klarheit führen."

Man muß fürwahr schon Vorsicht üben bei begriffsmöglicher Deutung dieses „Unberechenbar" und der silbrigen Tafelinschrift. Der Deutungsschlüssel liegt im Lande Nirgendwo. Nur grade noch erahnen läßt sich, daß erschütternd Unberechenbares dem großen Tag der Entschleierung entgegendämmert und daß Demut vor dem Unendlichen unabänderlich vor Torenstreichen gesteigerter Überheblichkeit warnt. Mehr läßt sich nicht sagen und Hörbiger mag recht behalten, daß anläßlich seiner „verschiedenen Abenteuer" dieser Art „auch Professor Freud in Verlegenheit um eine natürliche Erklärung solcher Erlebnisse kommen dürfte".

Entscheidendes war seit den Septembertagen 1894 geschehen. Die Erlebnisse drängten und stießen sich und die Gefahr lag nahe, ihren Träger zu erdrücken. Sinaia im rumänischen Bergland führt inmitten paradiesischer Naturschönheit zur vorläufigen Ausgeglichenheit der zerwühlten Seele. Die in Vajdahunyad gesammelten Ergebnisse des inzwischen in Betrieb genommenen Gebläses erweisen sich als günstig und verbürgen gesicherte Zukunftsmöglichkeiten. Beim Laubfall 1895 wieder in Budapest angelangt, ergeht der Auftrag, den Pavillonbau der Silleiner Tuchfabrik für die ungarische Milleniumsausstellung zu leiten. Da dieser Pavillon der Clou des Industriepalastes werden soll, hilft die damit verbundene angestrengte Tätigkeit unserem Meister über manche aufflackernden Krisen seines Innenlebens während des Winters 1895/96 hinweg. Noch in den Ausgang dieses Winters fällt die beginnende Freundschaft mit dem Graner Professor und nachmaligem Bischof Ottokar Prohaszka, deren Bedeutung für Hörbiger an anderer Stelle dieses Buches gewürdigt ist. „Wird aber" — so fragt sich Hörbiger an einem späten Winterabend — „der gesuchte geistliche Mitwisser überhaupt standhalten, wenn ich fast das Gegenteil dessen bringe, was als wissenschaftlich gesichert gilt, und mich dabei noch auf empfangene Inspirationen berufe, und noch dazu zu dem Zwecke, den akademischen Unglauben zu bekriegen!?" Mit solchen Sorgen eines Abends aus dem Ausstellungspalast tretend, reißt es Hörbigers Blick unwillkürlich nach einem Fetzen Papier, der unweit einer Straßenlaterne am Erdboden leuchtet. Er hebt

ihn auf und hält ein abgerissenes Stück eines Notenblattes in der Hand. „Freue dich sehr, du meine Seele" steht auf der einen Seite und „Etwas langsamer im Tempo" auf der anderen.

Eine Warnung, die er als Gnadengeschenk empfindet. „Nun hatte ich wieder für einige Zeit meinen geistlichen Rat und fand so auch die nötige Ruhe, um nach Gran zu schreiben. Natürlich rückte ich nicht sofort mit der eigentlichen Farbe meines Anliegens heraus. Ich hatte ja auch nicht die Zeit, mich sofort auf einen ausführlichen Bericht einzulassen, da ja am ersten Mai der Pavillon im Glanz dastehen sollte. Aber ich merkte doch bald, daß ich bei dem späteren großen Kanzlerredner Ungarns weder für meine Entdeckung noch für deren Metaphysik sofort Glauben finden werde, weil die Sache sowohl in ‚real-astronomischer' als auch in ‚ideal-geisteswissenschaftlicher' Hinsicht zu ungeheuerlich ist. Mit meinem in Vajdahunyad eingeimpft erhaltenen ‚Wahn' Goethes Faust als Wirklichkeitsgestalt zu sein, hielt ich daher noch zurück und sparte mir Ausführlicheren auf ruhigere Zeiten. ‚Langsamer im Tempo' dachte ich."

Nur wer die Lebens- und Schicksalswege Hörbigers wirklich kennt, kann ermessen, welch glückliches Omen diese drei Worte immerdar für ihn bedeuteten. Stets wenn die Wogen eines inwendigen Aufgewühltseins am höchsten schlugen, wenn Verbitterung und Mißverstandenwerden seine Pulse hämmern ließen, wenn alle Wege sich der Menschheit zu eröffnen, verbaut erschienen, führte ein Besinnen auf jenes kleine Erlebnis unter dem Geflacker einer Laterne zur beschaulichen Mäßigung. Nie wurde die Spur dieses Erlebnisses verwischt, immer war sie zur rechten Stunde da und im Erhaltenbleiben ihrer unvermindert vorteiligen Einwirkung auf den Gequälten liegt ihr Geheimnis. Wer an diesem Geheimnis vorbeisehen will, soll es getrost tun, das Werk Hörbigers als solches schmälert ein solches Gebaren nicht. Daß dies Geheimnis ihm förderlich war, erschöpft das Wesentliche. Alles weitere Gerede darum ist nebensächlich. Den Wert dieses Geheimnisses konnte Hörbiger einmal (1916) gewiß nicht treffender umschreiben: „Jedes solche kleine Erlebnis brachte einen Antrieb, die Aufmerksamkeit nach einer bestimmten Richtung zu lenken und jedesmal fand sich dort nach einigem Graben ein neuer Schatz der Erkenntnis." Es ist dies *seine* „persönliche Providenz". Sie leuchtet verwandt im Lebensschicksal aller schöpferisch tätigen Naturen auf und hat noch immer zu schwerwiegendsten Entdeckungen auf der Straße des menschlichen Erkennens geführt. Wer nach Beispielen sucht, wird sie finden.

Bezeichnend schon hat Hörbiger das entdeckungsreiche Winterhalbjahr 1894/95 einmal als Lebensspanne umrissen, da er dem Schicksal von Goethes „Zauberlehrling" verfallen war und die gerufenen kosmischen Wassergeister (Aufdämmern der gesamten Welteisperspektive) sich in keiner Weise mehr bannen ließen. Die Nachtszene im gothischen Zimmer

der Fausttragödie würde das Vajdahunyad-Erlebnis widerspiegeln, solange Faust allein verweilt und „die Fülle der Gesichte" noch nicht durch die Störung des „trockenen Schleichers" Wagner entheiligt sind. Denn dieser würde jenen Gelehrten gleichen, von denen Hörbiger zunächst vergeblich eine Förderung seines begonnenen Werkes erhoffte. Und die Szene, da Faust mit dem Pudel im einsamen Studierzimmer sich ergeht, würde die letzten neunziger Jahre bis über die Jahrhundertwende hinweg kennzeichnen, da der Wunsch um schließliche Klärung der empfangenen Gesamteindrücke unentwegt regsam ist. Diese Klärung findet ihren Abschluß, da Mephisto verwandelt hinter dem Ofen hervortritt und Faust des Pudels Kern entdeckt. Das geschieht 1902 zu jenem im vorstehenden Elisabeth Förster-Nietzsche-Brief ausgesprochenen Zeitpunkt. Sobald ich hierüber berichtet habe, läßt sich die Hörbigersche Gedankenwelt zu jenem erschütterndem Gesamtgemälde verdichten, das beispiellos die Galerie menschlicher Erkenntnisgeschichte ziert.

Nach jenem für ihn denkwürdigen Apriltag 1895, als er die Eigenbewegung der Sonne als Trägheitserscheinung erkannte, als ihm die abzuändernde Reichweite der Schwerkraft bewußt wurde und als ihm durch Erkenntnis jener Sternmütter, die Sonnenwelten gebären, das Hoheitsgesetz ewiger Mutterschaft entgegenleuchtet, — da glaubt er wenig später im Goetheschen Mütterorakel die Bestätigung dieser kosmischen Mutterschaft entdeckt zu haben. Der Faust geheimnisvoll gereichte Schlüssel entpuppt sich als Schlüssel zur Welteislehre, als jene Septembernachterkenntnis vom uferlos vereisten Mondozean, die schließlich zu den Sternmüttern führte.

„Ungern entdeck' ich höheres Geheimnis —
Göttinnen thronen hehr in Einsamkeit,
Um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit;
Von ihnen sprechen ist Verlegenheit.
Die *Mütter* sind es!

Schaudert's dich?
Nach ihrer Wohnung magst ins Tiefste schürfen;
Du selbst bist schuld, daß ihrer wir bedürfen.

Hier diesen Schlüssel nimm.
Erst faß' ihn an und schätz' ihn nicht gering!
Merkst du nun bald, was man an ihm besitzt!
Der Schlüssel wird die rechte Stelle wittern;
Folg' ihm hinab! er führt dich zu den Müttern.

Bist du beschränkt, daß neues Wort dich stört?
Willst du nur hören, was du schon gehört?"

Kein „Faustausleger" hat bisher ähnlich hoheitsvoll dies Mütterorakel zu erhellen versucht und gar viele sind ihm scheu aus dem Wege gegangen. Man möchte zuweilen definieren: Wenn schon Mephisto unter den grotesken, ungeheuerlichen Wahngebilden der Walpurgisnacht, unter den monströsen Schöpfungen der nordischen Einbildungskraft zu Hause wäre, ermangele es aber diesem Geist der Verneinung an Sympathie, die Schatten des Paris und der Helena heraufzubeschwören. Nur vertraute Kenntnis der geheimnisvollen Gesetze der Natur würde Faust zu den „Müttern", den eigentlich schöpferischen Kräften alles Seins, führen. Ein Hinabsteigen zu ihnen würde jene Zauberkraft verleihen, den ewig verklärten Eros in Paris und Helena zu entdecken. Nur zu deutlich läßt sich ein Erahnen dessen verspüren, was Hörbiger erst erschaute, indem er die Welterkenntnis den Deutungsspuren des toten Zufalls entreißt, sie in die Sinnfälligkeit organischen Müssens rückt und ihr organisches Gepräge verleiht.

Noch heute nach über drei Jahrzehnten seiner gewaltigen Innenerschütterungen muß Hörbiger bekennen: „Auf einmal alles so klar, was bis dahin an diesem ‚Mütterorakel' so rätselhaft, ja sogar so unsinnig zu sein schien! — So hoch auch der menschliche Mutterberuf zu bewerten sein möge, so konnte ihn Goethe unmöglich so mystisch besungen haben wollen, wie die bisherigen Faust-Exegeten diese Stelle auslegten! — Goethe hatte ja auch zu Eckermann gesagt: ‚Im Auslegen seid ihr munter! Legt ihr es nicht aus, so legt ihr es unter!' Das stimmte nun auf einmal so selbstverständlich, wie nur irgend etwas!!! — Wirklich, der ‚Schlüssel', der uferlose Mond-Eisozean, hatte mich auf einem sieben Monate langen Umwege wirklich zu den ‚Müttern' geführt, zu den Muttersternen von mehr als Marsbahn-Durchmesser, ja vielleicht von fast Jupiterbahn-Durchmesser! Und mit einem so ungeheueren Gedanken allein bei Nacht in einem fast leeren Dorfhotel. Niemand da, dem man es sagen, dem man es mit gesträubtem Haar zujubeln, dem man damit um den Hals fallen könnte mit Heureka- und Megvan-Rufen! Wirklich ein ‚Höheres Geheimnis'! Einsam thronen Beteigeuze, Aldebaran, Arktur und Antares! — Um sie nicht Ort, nicht Zeit! Mich schauderte es! Ich war schuld, daß wir nun ihrer bedürfen! — Ich fühlte mich zwar bereit, aber mich schauderte, weil ich sofort ermessen konnte, was für eine ungeheure Menge von Rätseln der Astrophysik hieraus nun ihre Lösung finden, zwangsläufig! aufdringlich! — Und als Preis für dieses Himmelsgeschenk sollte ich mich nun meiner Entschlußfreiheit begeben, ein Knecht sein jenes Weltwillens, den Goethe im Faust-Prolog einfach den Herrn nannte."

Eine vorschauende Kostprobe nur, wie man nach Hörbigers eigenen Worten in Goethes Faust „ein tiefes, heiliges Geheimnis zu wittern und schließlich zu entdecken hat." Überblickt man einmal den Zusammenhang im Ganzen, dann möchte man sehr wohl verstehen können, warum er den Faustprolog für seine Berufung, die Antwort Mephistos auf die Frage des Herrn für sich in Anspruch nimmt:

„Fürwahr! er dient Euch auf besondre Weise.
Nicht irdisch ist des Thoren Trank und Speise.
Ihn treibt die Gärung in die Ferne;
Er ist sich seiner Tollheit halb bewußt:
Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne,
Und von der Erde jede höchste Lust . . ."

Schon auf der erwähnten Erholungsfahrt nach Sinaia (1895) begleiten ein Faustexemplar und die Heilige Schrift den eifrig Suchenden. Auch Kants Studie „Zum ewigen Frieden" wird wieder hervorgeholt, „denn bereits damals" — erzählt uns Hörbiger — „als um mein zwanzigstes Lebensjahr herum, zufolge des rein positivistischen technischen Studiums, der so tröstliche Glaube meiner Knabenjahre zu versanden begann, kam ich auch zu Kants ‚Ewigen Frieden' und dadurch auch zu seiner ‚Naturgeschichte des Himmels'. Somit hatte mich das Problem des Weltfriedens schon lange vor der Haager Friedenskonferenz (1899) und lange vor der Welteisentdeckung vom September 1894 beschäftigt." Man darf den Eindruck, den gerade auch Kant auf Hörbiger ausübte, gewiß nicht gering einschätzen, zumal ihn in der Folge auch dessen „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" mächtig bewegte.

So lassen sich bei dem für alles Gute und Schöne äußerst empfindsamen Gemüte Hörbigers schon frühzeitig die Richtlinien erkennen, die seinem späteren Leben Ziel und Inhalt geben: Der Menschheit nicht nur ein organisches und die Gottverneinung überwindendes Weltbild zu schenken, sondern zugleich auch die Kantsche „erhabene Idee eines ethischen Gemeinwesens" auf Erden verwirklicht zu sehen. Wenn Kant geflissentlich fragt, was zu geschehen hätte, um dem Wunsch aller Wohlgesinnten nach Schaffung eines Gottesreiches auf Erden zu genügen, so glaubt eben Hörbiger das Rüstzeug hierfür aufbereitet zu haben. Wenn er auch anfänglich der Meinung war, daß die Veröffentlichung der Welteislehre allein genügen müßte, um „die Welt zur Gottesfurcht zurückzuführen" und die Kultur in die Besinnlichkeit völkerverbindender Nächstenliebe zu drängen, so wurde ihm doch erst nach seiner Entlarvung Nietzsches jene umfassende Perspektivität gewahr, die ein erlösendes Pathos in das Menschengeschehen trägt, apokalyptische Rätsel zur Entschleierung führt und kulturwendend als Formgebung und Ethos wirkt.

„Hat man das Welträtsel schon auf anderem Wege gelöst, als etwa der Jenenser Biologe (Haeckel), lag es nicht sehr nahe, darüber nachzudenken, ob die Menschen auf diesem eisärmsten Helioden des inneren

Planetensystems, auf diesem einzig grünen Paradies inmitten einer Eis- und Glutwüste nicht vielleicht doch jenes Reich haben könnten, von dem Kant zu schreiben sich nicht scheute? Sehen wir doch Kant schon an eine höhere, metaphysische Instanz appellieren, wenn es gilt, ein internationales Gemeinwesen zum Zwecke des allgemeinen Weltfriedens zu bilden. Warum sollten also gerade wir uns frei von solcher Schwäche fühlen dürfen? Mit Menschenwitz allein werden wir den Frieden der Welt nicht erzwingen." In einem 1918 entworfenen Rückblick gebraucht Hörbiger diese Worte und einem Freunde gibt er sie 1921 ähnlich lautend wieder: „Für den Fall also, daß Ihnen die atheistischen Metaphysiker, die Universitätsheiden und die sonstigen Ganzgescheiten Ihren Anflug von metaphysischem Bedürfnis und die Bezugnahme auf Matth. 6/33 übelnehmen sollten, so bitte sie allesamt auf Kant zu verweisen und auch sich selbst hinter diesen zu verschanzen." Diese zuversichtliche Sicherheit lag ihm in den neunziger Jahren, von des Pudels unverständlichem Geknurr umgeben, noch allenthalben fern. „Damals konnte ich dem Problem nicht sehr nachhängen, nachdem mich schon einmal das Welteis überfallen hatte. Aber ohne daß ich es damals in Vajdahunyad und Kronstadt schon inne werden konnte, ist mir mit der Berufung zur bewußten Knechtschaft Gottes aus jenen Tagen schon ein Strahl jener ‚höheren Weisheit' zugekommen, von der Kant spricht." Kein Wunder deshalb, daß ein Grübeln über das Friedensproblem seinem Gedankenschatz auch zeitweilig nicht ganz entschwindet. Dafür bürgt vor allem ein mit Berta von Suttner, der bekannten Vorkämpferin des Weltfriedens, zu Ende des verflossenen Jahrhunderts eingeleiteter Briefwechsel.

Als Hörbiger im Mai 1899 sein erstes auswärtiges Hochofengebläse (Patent Lang-Hörbiger) im Eisenwerke der Alplerbecker Hütte in Westfalen in Betrieb gesetzt hatte, ließ er sich „durch die gewonnene, übermütig-unternehmungslustige Stimmung dazu hinreißen", an die damals notwendig im Haag zu vermutende Baronin von Suttner eine höchst originelle Depesche zu richten: „Pfropfet ein junges Germanenreis auf den gallischen Stamm. Anders verzichtet auf jeden Dauererfolg. Brief folgt." In ihren 1900 erschienenen Tagebuchblättern über „Die Haager Friedenskonferenz" hat die Suttner den Inhalt des angesagten Briefes mit dem Bemerken veröffentlicht, daß niemand wissen könne, ob die „darin enthaltenen Ideen nicht irgendwo und irgendwie Wurzel schlagen. Der Brief ist ein Kuriosum." Gewiß! Hörbigers Vorschlag, einem Hohenzollernsprößling die französische Königs-, bzw. Kaiserkrone anzubieten, um durch engste Verwandtschaftsbindung Deutschlands und Frankreichs Europa zum Segen zu führen, klingt schon kurios und überraschend.

Weit später, als der Weltkrieg tobte, hat Hörbiger anläßlich des Internationalen Frauenkongresses zu Amsterdam erneut auf diese von ihm

selbst so bezeichnete „1899er Utopie" zurückgegriffen, diesbezüglich nach Amsterdam berichtet und um Gehör gebeten. Glaubte er doch jetzt mit weit gröberem Geschütz auffahren zu können als damals zur Jahrhundertwende, nachdem ihm durch die inzwischen für sein Gefühl gelungene Entlarvung Nietzsches und aller damit verbundenen Perspektiven kein Zweifel mehr befiel, das Weltschicksal und die Sendung des europäischen Menschen der mittelbaren Zukunft „in die speziell deutsche Wagschale gelegt zu sehen!" — „Seien wir also gefaßt", ruft er wiederum aus, „was uns die Zukunft in religiöser Hinsicht noch alles bringen wird!" Es steht außer Frage, daß niemand dorten in Amsterdam auch nur geringstes Verständnis für die Hörbigerschen SOS-Rufe aufbringen konnte, vorausgesetzt, daß ihre durch Vermittelung der Königin von Holland erstrebte Ausfertigung überhaupt möglich geworden war. Das ganze Gefüge der Welteislehre, ihre Metaphysik und die daran geknüpften Ausblicke zur Abkürzung des Weltkrieges im Depeschenstil überhaupt erfassen zu können, bedeutet auch für zweitausend Amsterdamer Kongreßdamen eine unmögliche Zumutung! Nichtsdestoweniger hat sich Hörbiger wiederholt zu ähnlichen Abenteuern hinreißen lassen, die wohl für die unverminderte Kraft seiner Überzeugung und seines guten Willens sprechen, aber nur immer von neuem die völlige Weltfremdheit eines schöpferisch Tätigen gegenüber dem Menschenuntereinander offenbar werden lassen. Eine Distanz, die notwendig da ist, läßt sich niemals von heute auf morgen überbrücken.

Wesentlich dünkt mir vor allem aber sein unverbrüchlicher Glaube, in spezifisch deutschen Werten seit jeher die Ankergründe eines ethischen Verantwortungsgefühls der Menschheit gegenüber umrissen zu sehen. Und daß ihm die bevorstehende Erneuerung eines moralisch gerechtfertigten Lebens- und Weltgefühls notwendig an sein entdecktes Nietzschegeheimnis geknüpft erscheint, dürfte trotz erst zu gebender Begründung hierfür aus Vorstehendem schon erraten sein. Es wird jetzt Zeit, der Geduldsprobe ein Ende zu bereiten und mit vollen Segeln dem Land der Überraschung zuzusteuern.

Schon wies ich auf verschiedene Versuche Hörbigers hin, eine Angriffsfläche für seine den Unglauben beseitigende Berufungsmission zu entdecken. Die Zahl dieser Versuche ist nicht gering. Anfänglich schien ihm auch ein Budapester Philosoph, der das Geheimnis der Hegelschen Dialektik entschleiert zu haben vermeinte, als „zu tötender Antichrist" geeignet. In der Folge taucht dann dieser oder jener Naturforscher und Philosoph auf, den er für Wert erachtet, ein gefügiges Opfer des von ihm durchzuführenden Erlösungswerkes zu sein. Und schließlich glaubt er in jenem Professor Riedler, der anläßlich der Zentenarfeier der Technischen Hochschule Charlottenburg eine das antike Heidentum und den

technisch siegreichen Menschen der Gegenwart feiernde Festrede gehalten hatte, den zu bekämpfenden Widersacher erspäht zu haben. Die Hörbigersche aus dem Jahre 1902 stammende Reminiszenz hierzu erscheint bemerkenswert: „Aber der deutsche Kaiser hatte auf jene Riedlerrede bereits im gläubigen Sinn geantwortet und mir wäre nicht viel mehr zu sagen übrig geblieben, abgesehen davon, daß auf mich Niemand gehört hätte. (In Parantheſe will ich aber bemerken, daß jene kaiserliche Antwort später einmal in Gold gefaßt werden wird!)" Mag schon dies ganze Suchen nach dem vermeintlichen Erbfeind unseres Zeitalters ob seiner Bescheidenheit höchst wunderlich berühren, so muten doch diese Begebenheiten wie kleine Vorpostengefechte gegenüber dem erst noch zu Erkämpfenden an.

Als sich nämlich Hörbiger zur Jahrhundertwende mit dem jungen Rogler, dem bisherigen Budapester Chefingenieur bei Siemens & Halske und guten Bekannten aus Tagen der Milleniumsausstellung (1896) her, vergesellschaftete, war ihm damit zugleich der Weg zu Nietzsche geebnet. Schon zur Zeit seiner Studienjahre war der nunmehrige Gesellschafter dem unwiderstehlichen Einflusse Nietzsches erlegen und zum begeisterten Verehrer seiner Werke geworden. Und gar bald sollte Hörbiger verspüren, daß dieser Einfluß die denkbar eigenartigsten Schatten warf, die bei aller Geschäftstüchtigkeit des Kompagnons (für Hörbiger ja ein Glücksumstand!) dessen menschliche Seiten nachhaltigst bedeckten.

Aus zahlreichen, die bald achtzehnjährige Geschäftsverbindung mit Rogler berührenden Aufzeichnungen Hörbigers läßt sich das Bild eines von krankhaftem Egoismus, kältester Rücksichtslosigkeit, Launenwechsel und wiederum an sich selbst verzweifelnden Menschen gewinnen. „Konfessionslos aufgewachsen, hatte meinem jungen Kompagnon nichts weiter gefehlt, als gerade Nietzsches Lobpreisung des schrankenlosen Egoismus und seine Nekrologe auf den toten Christengott. In seiner aus Nietzsche herausgelesenen aristokratischen Vornehmheit kannte mein neuer Freund keinen größeren Schmerz, als bei näherer Bekanntschaft an mir diese Nietzsche-Übermenschen-Vornehmheit zu vermissen, dafür mich aber mit veralteten religiösen Vorurteilen behaftet zu sehen. Was Wunder also, daß sich mein Freund anschickte, mir Vorlesungen aus dem ‚Zarathustra' und der ‚Fröhlichen Wissenschaft' zu halten. Gar als nun Nietzsche gerade im ersten Jahre unseres technischen Zusammenarbeitens starb und das Geschrei der Presse über diesen ‚christenfeindlichen Messias' überhand nahm, fand mein Kompagnon neue Anregungen zu seinen Zarathustravorlesungen. Die Scham zerschnitt mir die Gedärme, wenn ich, am Reißbrett arbeitend und den Vorlesungen meines Herzbinkerls lauschend, nichts davon verstehen konnte und dennoch mich auf das Tiefste verwundet fühlen mußte, da sich ja mein Freund gerade die

lästerhaftesten Stellen aussuchte, um mich mit meiner Naivität in Verlegenheit zu bringen. Dazu kam noch, daß es mir bombensicher scheinen mußte, daß mein Freund alles gründlichst versteht, was er da vorliest. Es half also nichts — ich konnte mich da nicht länger ‚beschämen' lassen und mußte nun Nietzsche studieren, ob ich wollte oder nicht. Ich mußte dies umsomehr tun, als mir ja, je länger ich verständnislos zuhörte, ein Seelenrätsel, ein psychologisches Problem, vorzuliegen schien." Der Verdacht blitzt auf, ob der Zweck dieser Vergesellschaftung, ihm mehr Freiheit zur Ausarbeitung der Glazialkosmogonie zu gewähren, nicht noch ein anderer sei?! Sollte die führende Hand, der er seit Jahren wieder verbunden war, hier nicht erneut tätig sein? Wenn Hörbiger dies auch in der Folge bejahte, augenblicklich fand er noch keinen Weg zur klaren Sicht.

Wohl durfte er sich rühmen, die „Heilige Schrift" und insbesondere das prophetische Buch der „Offenbarung des Johannes" inzwischen gründlich studiert und Stellen darin entdeckt zu haben, die seine kosmische Schau symbolisch verklärten. Und daß das Faustgeheimnis hier irgendwie verankert lag und das Erlöstwerden einer friedlosen Welt zur schließlichen Entscheidung drang — wogte in verschwommenen Gebilden vor seiner empfängnisstarken Seele.

Aber wie er nun erst mit Nietzsche beginnt, möchte er zunächst „gerne auf jene Weisheit und jenen Scharfsinn verzichten, die dazu gehören, um so etwas (Zarathustra) zu verstehen". Auch das Studium der „Fröhlichen Wissenschaft" befriedigt vorerst nicht und hinterläßt nur den Eindruck, in Nietzsche „einen Atheisten zu erkennen, der sich in seiner vermeintlichen Reinheit und Weisheit selbst als Heiliger vorkommt". Daß hinter Nietzsche etwas Tieferes verborgen liegen könnte, als atheistische Flachheit, würde nach Hörbigers Aussage ihm wohl schon damals bewußt geworden sein, wenn er die so rätselhaft anmutenden „Lieder des Prinzen Vogelfrei" und insbesondere das fünfte Buch der „Fröhlichen Wissenschaft" wenigstens aufmerksam überflogen hätte. Statt dessen war er nahe daran, Nietzsche auf sich beruhen zu lassen, wenn nicht sein „Mephistchen" (wie er Rogler nennt) dieses Vorhaben unabänderlich gestört hätte. Mehr als der lange gesuchte und nunmehr entdeckte Antichrist schien aber Nietzsche doch nicht zu sein — der Antichrist als Vorbild aller Schwächen eines Zeitalters und den es irgendwie zu überwinden galt. Das war das ungefähre Ergebnis nach weiteren Nietzschestudien und hinreichender Beschäftigung mit verschiedenem Schrifttum über diesen schon eigenartigen Philosophen.

Aber es lag in der Schicksalsnotwendigkeit Hörbigers beschlossen, daß diese billige Erkenntnis (im Grunde ja auch die allzuvieler „Nietzscheкenner") nicht befriedigen konnte. Wie wollte wohl ein Kritiker Nietzsches

dessen dämonische Lästerungen in Einklang bringen mit den wundersamen Gebeten des Einsamen, dem „Unbekannten Gott", dem „Sanktus Januarius", mit der Mistralode oder dem „Nachgesang", mit den Orakeln vom „Geheimnisvollen Nachen", dem „Narr in Verzweiflung" oder den vielen zerstreuten Oden an das Meer, wie wollte er wohl die makellose Lebensgeschichte dieses Mannes nebst seiner frommen Kindheit begreifen, ohne von dem schließlichen Verdacht befallen zu werden, daß hier ein heiliges Mysterium, eine verhängnisvoll geheime Berufung, etwas im geheimen Vorsehungsplane Gelegenes sich vollzieht? Sollte der „Raubtierenthusiasmus", mit dem der Philosoph des „Willens zur Macht" das Hohelied des rücksichtslosesten Egoismus des Staates und des Individuums singt, nicht unnatürlich scheinen? Wie will es verständlich werden, daß die von seinen Freunden stets gelobte Herzensgüte und Vornehmheit der Seele sich ins strikte Gegenteil verwandelt, sobald er einsam weilend die Feder zu seinen späteren Werken führt? Und warum vermaß er sich, der Theologenblut von drei Generationen in sich trägt, das „theologische Handwerk" seines Vaters geradezu ekelerregend in den Schmutz zu ziehen, das Christentum als den „Einen großen Fluch, die Eine große innerlichste Verdorbenheit, den Einen großen Instinkt der Rache, den Einen unsterblichen Schandfleck der Menschheit" zu bezeichnen? Geht es da schon mit rechten Dingen zu? Und wenn Nietzsche von sich selber sagt: „Leg ich mich aus, so leg ich mich hinein, — ich kann nicht selbst mein Interprete sein", scheint da nicht der Verdacht gerechtfertigt zu sein, daß diesen Menschen die Vorstellung beherrscht, irgendeine Figur der so geheimnisvoll klingenden Offenbarung, der Apostelbriefe oder der dunkel eschatologischen Reden Jesu spielen zu müssen? Scheint sich nicht auch eine versteckte Spur des über die Erde gehenden großen Versuchers, wie ihn die Schrift weissagt, hinter den Worten zu verbergen:

„Schon bricht sich mir die Haut,
Schon giert mit neuem Drange,
So viel sie Erde schon verdaut
Nach Erd in mir die Schlange.
Schon kriech ich zwischen Stein und Gras
Hungrig auf krummer Fährte,
Zu essen das, was stets ich aß,
Dich, Schlangenkost, dich, Erde!"

So etwa ging das Befragen Hörbigers und berührt sich schon eigenartig mit dem großen Fragezeichen, das ich, wie einleitend erwähnt, immer wieder selbst vor das Werk Nietzsches setzen mußte. Aber da Hörbiger ja zum „Ziviltheologen" geworden war, der ungleich tiefere

Spähblicke in die Heilige Schrift und die Offenbarung als manche „Berufsexegeten" getan hatte, so überrascht die vorstehende Anspielung, in Nietzsche die mögliche Erfüllung einer biblischen Weissagung verwirklicht zu sehen, durchaus nicht mehr. Überraschen kann nur immer von neuem, wie der durch den beginnenden naturforschlichen Ausbau der Welteislehre und durch gehäufte Berufspflichten gebundene Kopf es fertig brachte, die mithin schwierigsten Schriftwerke der Menschheit mit spielendem Geschick zu meistern! Aber es ist das Mysterium seiner Begnadung, für das eben nur ein Staunen übrigbleibt!

Inzwischen war der Sommer 1901 ins Land gegangen und Berufsaufgaben des Maschineningenieurs führen Hörbiger noch im Herbst gleichen Jahres für einige Monate ins Saargebiet. Und wiederum höchst seltsam: am Bahnhof von Neunkirchen entdeckt er ein Oktoberheft der „Münchner Jugend" mit dem Büstenbilde Nietzsches als Titelblatt und der erstmals hier veröffentlichten Ursprungsfassung des Epilogs der „Fröhlichen Wissenschaft". Und es stand zu lesen:

„Aber indem ich zum Schlusse dieses düstere Fragezeichen langsam, langsam hinmale und eben noch Willens bin, meinen Lesern die Tugenden des richtigen Lesens — oh was für vergessene und unbekannte Tugenden! — ins Gedächtnis zu rufen, begegnet mir's, daß um mich das boshafteste, munterste, koboldigste Lachen laut wird: die Geister meines Buches selber fallen über mich her, ziehn mich an den Ohren und rufen mich zur Ordnung. ‚Wir halten es nicht mehr aus! Oh über diesen schauerlichen Versucher und Gewissens-Störenfried! Willst du uns denn bei der ganzen Welt den Ruf verderben? Unseren guten Namen anschwärzen? Uns Zunamen anhängen, die sich nicht nur in die Haut einfressen? Und wozu am hellen blauen Tage diese düsteren Gespenster, diese moralischen Gurgeltöne, diese ganze tragische, rabenschwarze Musik! Sprichst du Wahrheiten: nach solchen Wahrheiten können keine Füße tanzen, — also sind es lange keine Wahrheiten für uns: Ecce nostrum veritatis sigillum! Und hier ist Rasen und weicher Grund: was gäbe es Besseres, als geschwind deine Grillen wegjagen, und uns, nach deiner Nacht, einen guten Tag machen? Es wäre endlich Zeit, daß sich wieder ein Regenbogen über dies Land ausspannte, und daß uns jemand sanfte, tolle Lieder zu hören und Milch zu trinken gäbe: — wir alle haben wieder Durst nach einer frommen, von Herzen törichten und milchichten Denkungsart'. — Meine Freunde, ich sehe es, ihr verliert meine Geduld, — und wer sagt euch, daß ich nicht schon längst gerade darauf wartete? Aber ich bin zu eurem Willen, und ich habe auch, was ihr braucht. Seht ihr nicht dort meine Herden springen, alle meine zarten sonnigen, windstillen Gedanken-Lämmer und Gedanken-Böcke? Und hier steht auch schon für euch ein ganzer Eimer Milch bereit; habt ihr aber erst getrunken —

denn ihr dürstet alle nach Tugend, ich sehe, so soll es nicht an Liedern fehlen, wie ihr wollt! Anzufangen mit einem Tanzliede für die munterſten Beine und Herzen: Und wahrlich, wer es ſingt, der tut es Einem zu Ehren, der Ehre verdient, einem der freiſten unter freien Geiſtern, der alle Himmel wieder hell und alle Meere brauſen macht!"

War der damals ſchon verblichene Nietzſche bereits genug „entdeckt", daß niemand darauf verfiel, vor dieſem Urſprungsepilog einen zu entſchleiernden Selbſtverrat des Verfaſſers irgendwie zu wittern? Sprach aus dieſem: „Ecce nostrum veritatis sigillum" eine verſiegelte, eine gemimte Verſuchung vielleicht? So etwa fragte ſich Hörbiger, nachdem er nach mehrmaligem Überleſen des Epilogs von einer ſeltſamen Erregung befallen worden war. Hatte Nietzſche eine göttliche Sendung zu erfüllen, die ihn gleichwohl zwang, ſich nicht zu verraten? Und hatte er deshalb bewußt noch bei Lebzeiten die urſprüngliche Faſſung des Epilogs unterſchlagen bzw. weniger durchſchaubar abgeändert, wie ſie noch heute inmitten ſeiner Werke zu leſen ſteht? Es waren abermals harte Tage, die ſich wie ein Geſpenſt um Hörbiger drängten und ihn kaum zur Beſinnung kommen ließen. Er ſelbſt hält es für einen beſonderen Glücksumſtand, daß ihn damals in Neunkirchen die Montierung ſeines erſten Gaskraftgebläſes, ſowie verſchiedene Abſtecher ins oberſchleſiſche, ſächſiſche und böhmiſche Revier ſo ſehr in Atem hielten, daß zunächſt wenig Zeit zum Nachdenken für ein notwendig zu ergründendes Myſterium blieb. „Es war aber ſehr gnädig gefügt" — ſchreibt er im Auguſt 1919 dem ſich mit metaphyſichen Fragen beſchäftigenden Wiener Architekten Profeſſor von Fellner-Feldegg — „daß mich der eigentliche Erkenntnisblitz nicht mitten in der aufregendſten Arbeit traf, ſondern erſt während einer ſpäteren Erholungspauſe in Landſtuhl, gewiſſermaßen in gefaßter Erwartung einer großen geiſteswiſſenſchaftlichen Entdeckung. Denn anders hätte mich die Ungeheuerlichkeit der Nietzſcheproblemlöſung — trotz meines ſeit 1895 bereits gewohnten Alleinſeins mit den ungeheuerlichſten Dingen — wohl einfach umgeworfen." Doch das für ihn überwältigendſte Ereignis ſeines Lebens ſtand unmittelbar bevor.

Nach mannigfachen Schwierigkeiten war das Gaskraftgebläſe glücklich montiert, und zur Beruhigung der ſtark angegriffenen Nerven wird eine Landſtuhler Kuranſtalt aufgeſucht. In Landſtuhl weilt der wenige Jahre zuvor mit Hörbiger bekannt gewordene Philipp Fauth. Nach anregendem Geſpräch mit ihm und einigen Mondbeobachtungen mit Fauths Sechszöller geht Hörbiger am Abend des 12. Februar 1902 frühzeitig ſchlafen, um am nächſten Morgen ausgeruht ſeinen üblichen Morgengang durch den Landſtuhler Föhrenwald zu unternehmen.

Noch hängt grauneblige Dämmerung über dem gerade angebrochenen Februartag, und am Sockel der föhrenumſtandenen Bismarckſäule verweilend, überfällt es Hörbiger mit ſchauerlich zwingender Gewalt. In das umdunkelſte Geheimnis der Menſchheit glaubt er zu ſpähen und eine Hellſicht von unermeßlicher Weite zu empfangen. Kaum daß er ſich noch aufrecht halten kann, fällt in wenigen Sekunden ein Schleier von ſeinem geiſtigen Auge, dahinter überirdiſch Erhabenes leuchtet. Wie er noch kurz zuvor zum tötlichen Dolchſtoß gegen den Antichriſt ausholen will, verwandelt er ſich ihm plötzlich in das ſtrikte Gegenteil: Nietzſche war von ſeiner Geburt an zu einem höchſten Werke vorgeſehen, die Stunde der großen Verſuchung des Sehers von Patmos, die über den ganzen Weltkreis kommen wird, zu erfüllen. Als wirklicher Antichriſt der Schrift, der als offenbartes Meerestier der Apokalypſe die große Verſuchung durchzuführen hat, iſt Nietzſche der Menſchheit erſtanden — als vermenſchlichter Willen Gottes, der Chriſtus ebenbürtig, nurmehr als „Verkappter Heiliger" ſich ſeiner heiligen Miſſion entledigen und ſie im Gewande eines Läſterers vollführen konnte! Er mußte den heiligen Schauſpieler mimen und in einem Golgatha der Umnachtung verbrennen. Aber niemand hat ihn noch durchſchaut, niemand erkannt, und wo er auch immer ſein Schickſal in holde Zweideutigkeit bettete und ſich ſomit eigentlich ſelbſt verriet, hat verzeihlicher Menſchenwitz gerade das Gegenteil vermutet. Nicht Spott den Prieſtern, den Gelehrten und der Welt gegenüber, ſondern Nietzſches Selbſtbekenntnis wäre es, wenn er ſagt:

„Daß dein Glück uns nicht bedrücke,
Legſt du um dich Teufelsſtücke,
Teufelswitz und Teufelskleid.
Doch umſonſt! Aus deinem Blicke
Blickt hervor die Heiligkeit!

— — — — — — — — — — — — —

Die Wahrheit iſt, er ſteigt zu euch hernieder!
Sein Überglück ward ihm zum Ungemach,
Sein Überlicht geht eurem Dunkel nach."

Sooft Hörbiger in ſpäteren Jahren dieſen Februartag erwähnt, kann er ſich nicht enthalten, ſeinem großen Erlebnis, ſeiner großen Stunde des Hellſehens, erneut ſtärkſten Ausdruck zu verleihen. „Es iſt ein durchaus freudiger und erlöſender Schreck, der einem befällt, wenn man einmal die ganze Tiefe Nietzſches zu ahnen beginnt. Es iſt allerdings unerhört, anzunehmen, daß ein Heiliger die Berufung empfangen haben ſoll, zum Gottesläſterer zu werden, um dadurch Gott den größten Dienſt zu erweiſen, den ihm je ein Knecht oder Märtyrer erwieſen hat. Es iſt unerhört, anzunehmen, daß die Heiligkeit dieſes Läſterers um ſo höher ſteigt, je läſterlicher er wird." Aber wenn man Nietzſche zu leſen verſteht,

„dann ist das Grauenhafte nun nicht diese seine ‚lästerlichste' Leistung, sondern der Umstand, daß kein Mensch noch dahinter gekommen ist, daß Nietzsches ‚Kritik des Christentums' ein Scherz ist; eines seiner allerheiligsten Versuchungskunststücke . . .! Seinen Handlungen nach der größte Christ seit Christus, der liebenswürdigste Mensch, den man sich als Christ denken kann, wenn man den Kern des Christentums aus den verschiedensten zwiebelartigen Schalen zu lösen versteht — dieser Nietzsche ein Antichrist —? Wenn es Götter gäbe, müßte da nicht der ganze Olymp erzittern unter dem Chor heiligen Lachens?!"

Es dünkt Hörbiger eine Herausforderung und ein besonders fein abgestimmter Verrat Nietzsches ob seiner Heiligkeit zu sein, so dieser über sich selbst bekennt: „Dein Leben klingt den Menschen nicht in die Ohren: für sie selbst lebst du ein stummes Leben, und alle Feinheit der Melodie, alle zartere Entschließung im Folgen oder Vorangehen bleibt ihnen verborgen. Es ist wahr: du kommst nicht auf breiter Straße mit Regimentsmusik daher — aber deshalb haben diese Guten doch kein Recht, zu sagen, es fehle deinem Lebenswandel an Musik. Wer Ohren hat, der höre." — „Zwar", meint Hörbiger wiederum, „ist seit den Ereignissen auf Golgatha die prophetische Stimme verstummt, aber das schließt nicht aus, daß selbst nach Johannes und nach den Kirchenvätern maskierte Propheten unter uns wandelten und nun plötzlich in ihren Werken auferstehen, in den Werken, die ihnen nachfolgten, unverstanden, versiegelt für uns, die wir erst wiedergeboren werden müssen, um sie zu verstehen".

„Umwerter war euch Versucher, mir aber Heiliger, Märtyrer und Prophet!" — so lautete der Draht, der alsbald nach dem Februarerlebnis seinen Gesellschafter Rogler in Budapest erreichte. Hörbiger hatte ja auch damals am 13. Februar und alle folgenden Tage die gehäuften Qualen des Alleinwissens und der Einsamkeit auszustehen. Auch Fauth, der ihm hier nicht zu folgen vermag, konnte keine Erleichterung bringen, wenn auch seine anregende Gesellschaft, seine Gesangsstunden im Kirchenchor, seine Fernrohrabende, das heitere Geplauder mit Insassen der Kuranstalt über die ersten Tage hinweghalfen. Ausgedehnte Wanderungen, Gymnastik, sowie restliche Vollendungsarbeiten in Neunkirchen boten jedoch einige Ablenkung, und einigermaßen gefaßt konnte die Heimkehr zu Anfang März 1902 angetreten werden. Mit Feuereifer werden nunmehr Nietzsches Schriften erneut studiert, und schon bei der Lektüre des „Vorspiels in deutschen Reimen" der „Fröhlichen Wissenschaft" glaubt Hörbiger aus einem heiligen Gelächter ins andere fallen zu müssen. Und als er weiter schürft und im „Geheimnisvollen Nachen" ein apokalyptisches Konterfei des „tötlich wunden Hauptes" der Offenbarung entdeckt zu haben glaubt, war um ihn — „ein Meer von Licht nach langer dunkler Nacht".

Des Pudels Kern war entdeckt, Nietzsche als Teil jener Kraft entlarvt, die trotz Unheil das Gute schafft — „ein Teil des Teils, der anfangs alles war, ein Teil der Finsternis, die sich das Licht gebar . . ." Und wer immer Nietzsche als Phänomen im Vorsehungsplane zu erfassen vermag, sollte jenes heilige Lachen lachen, das schließlich zu jenem, Nietzsches abgrundlose Tiefe erhellenden, „Sturm der Horen" anschwillt:

„Tönend wird für Geistesohren
Schon der neue Tag geboren.
Felsentore knarren rasselnd,
Phöbus Räder rollen prasselnd;
Welch Getöse bringt das Licht!
Es drommetet, es posaunet,
Auge blinzt und Ohr erstaunet,
Unerhörtes hört sich nicht.
Schlüpfet zu den Blumenkronen,
Tiefer, tiefer, still zu wohnen,
In die Felsen, unter's Laub!
Trifft es euch, so seid ihr taub."

Es ist schon bedauerlich unter dem Riesenaufwand von beschriebenen Blättern, auf welchen sich Hörbiger sein vom Nietzscheproblem durchdrungenes Schicksalslos von der Seele schrieb, auch nicht ein einziges Konzept zu finden, das in logisch geschlossener Form das von ihm Erschaute und Erlebte bewältigte. Nur so läßt sich wohl das Rätsel deuten, das von allen Persönlichkeiten (auch solchen, die ihn wirklich zu verstehen suchten) sich keine einzige fand, die den Mut aufbrachte, der Mitwelt darüber zu berichten. Für Hörbiger bleibt zwar entschuldbar, daß es schlechterdings für ihn selbst fast eine Unmöglichkeit bedeutet, den Riesenaufwand seines Gesamtwerkes in gedrängter Form zu verkünden. Und schließlich darf auch nicht übersehen werden, daß selten jemand die glückliche Gabe besitzt, gerade bei Hörbiger das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden und der wiederum selbst über soviel glückliche Anlage verfügt, das Kulturgut der Natur- und Geistesforschung, wenigstens in großen Zügen vereint, erlebnisstark zu überschauen. Wenn ich auch diese Anlage für mich selbst in Anspruch nehmen möchte, so bin ich mir dennoch der Schwächen bewußt, die meinem Versuch anhaften, mit Biographischem zugleich Neuland von wirklich erhabener Größe verbinden zu müssen. Diesen gewiß seltenen Fall meistern zu können, waren jahrelange Studien der Ideenwelt Hörbigers gerade gut genug, wiewohl ein Erfassen Hörbigers vorerst noch für jedermann eine Jahre hindurch getätigte Hingabe an sein Werk verlangt. Mit üblichen Phrasen, wie es gar viele schon glaubten tun zu müssen, erledigt man ihn nicht, sollte

man sich hinterher nicht selbst mit dem Fluch der Lächerlichkeit beladen. Nichtsdestoweniger scheint es mir nach diesen notwendig nicht mehr aufschiebbaren Bemerkungen doch von Wert zu sein, Einiges aus älteren Aussprüchen Hörbigers hierher zu setzen, das noch unmittelbar unter dem lebendigen Eindruck des großen Februarerlebnisses steht.

Einsam geblieben mit seinen Gesichten war er nach Budapest zurückgekehrt. Und wenn es ihm auch angesichts seiner Nietzschestudien nunmehr wie Schuppen von den Augen fiel, so stieg doch im gleichen Maße damit sein Mitteilungsbedürfnis.

Ernst Seydl, dazumal Professor der theologischen Fakultät in Wien (später Bischof und im Gefolge von Kaiser Karl in der Schweiz verweilend) hatte in einer Schrift „Also sprach Zarathustra" ein Warnungszeichen vor Nietzsche gesetzt, aber ihn trotzdem als ein Phänomen bezeichnet, das im Rahmen des Vorsehungsplanes steht! Das bedeutete für Hörbiger ein Signal, mit Seydl persönlich in Verbindung zu treten. Besondere Zufallsumstände vereitelten jedoch die diesbezüglichen Versuche und im Spätherbst 1902, in den Tagen vom 9. bis 20. November, entwarf er eine an Seydl gerichtete Skizze zum Problem Nietzsche, unmittelbar nach dem ersten Schriftwechsel darüber mit dem befreundeten, vorstehend erwähnten Friedrich Thiersch. Somit darf Seydl sich als einer der ersten rühmen, der solche aus qualvoller Vereinsamung geborenen Worte Hörbigers empfing, wenn er auch nachträglich kein Verständnis dafür bezeugte und allenthalben auch manches gewiß nicht verstehen konnte. Glück und Schwermut, Jauchzen und Stöhnen, Entzücken und Erschrecken, Sturm und Anklage, alles, was ein Menschenherz gerade noch ertragen kann, rauscht in diesen Zeilen auf, vom Allegro furioso bis zum feinsten verdämmernden Verklingen einer ungestillten Sehnsucht.

Ein während einer Reise nach München entdecktes Zitat geht dem ungefähren Wortlaut nach als Präludium voraus: „Wenn einer es kann und von Gott die Gabe hat, so muß er aus dem Volke für's Volk reden, von seiner Not und Last, von seinem Streben und Irren, seinem Mut und seinem Weinen. Davon muß er erzählen, und seine Augen müssen glänzen von Liebe und Freude. Wie aufgerichtete Feuerzeichen muß dastehen, was er schreibt, daß die Leute es weit sehen und sich vielleicht darnach richten und eher den Weg finden, der hineinführt in eine neue Zeit" ... „Ich selbst komme aus dem Volke und bringe Ihnen den Schlüssel zu einem Mysterium, welches das Geheimnis der großen Einigung aller Gottesfürchtigen überhaupt birgt. Dieser Einigung mußte schriftgemäß die große Versuchung vorangehen ... Daß nun Nietzsche das Werkzeug der schriftgemäßen, großen Versuchung war und daß diese Versuchung nun im besten Gange ist, das will ich Ihnen eben beweisen. Was ich tue, muß ich tun und trotz meines Gebundenseins tun. Es fehlt auch der Stachel nicht, von dem Paulus spricht, auf daß ich mich nicht überhebe ... Wenn ich aber trotzdem, trotz dieses Stachels und Gebundenseins schreiben muß und hierbei vor allem auch von mir selbst schreiben muß, so suche ich nicht meine Ehre, sondern die Ehre desjenigen, dessen führende Hand ich im Frühlinge 1895 erkannt und erfaßt habe und dem ich meine Wege seither ebenso bewußt befehle, wie Er auch bis dahin unerkannt mein Führer war. Genau so ging es Nietzsche, wie ich dies in den letzten zwei Jahren durch meinen Führer erkannt habe, vielmehr wie es mir diesen Februar plötzlich im vollen Umfange klar ward. Es kann also Nietzsche auch nur der verstehen, der beiläufig denselben Weg geführt wurde."

In fast sich überstürzenden Rhythmen werden anschließend einige Proben aufgeführt, die das Berufungswerk Nietzsches beleuchten sollen. Die „wachsende Wüste" des Zarathustraliedes würde der um sich greifenden Versuchung gleichen, die Glaubensschwache dem geistigen Tod verfallen läßt. Die „schlingende" und „würgende" Wüste verkörpere wiederum das Bild der erdverdauenden Schlange, das Nietzsche in ein Reimspiel (s. S. 218) gesetzt hat, worüber „Theologen einmal ein Buch allein zu schreiben" hätten. Wer sollte dann nicht bei den vorletzten Aphorismen des fünften Buches der „Fröhlichen Wissenschaft" sonderlich aufhorchen und vor der ursprünglichen Fassung des Epilogs (s. S. 219) nicht erschrecken? — „Ganz neue Laufgräben umgeben fürwahr den Fels, auf welchem der Unfaßbare als Zimmermannssohn seine Kirche, seine Festung gebaut; mit ganz neuen Minen untergrub er nun selbst diesen Fels und legte selbst den schärfsten Sprengstoff in denselben. Aber gleichzeitig inszeniert er in sublimster Heiterkeit einen köstlichen Gegenausfall aus der so hart bedrängten Festung, und aus dem Ganzen wird ein satyrisches Lustspiel, wie alle Voltaires, Molières und Shakespeares des Planeten ein ähnlichen niemals zuwege bringen werden. Eine geistige Sintflut hängt über uns und alles Pulver der gelegten Minen wird naß!!"

Aber die Menschen sind noch taub dafür, zum ersten „die ganz Gescheiten, die Überweisen, die Geistesstarken, mitunter auch die vermeintlichen Philosophen von heute, die Psychologen nicht zu vergessen, allen in allem die streng Positivistischen, streng Objektiven, exakt Wissenschaftlichen! Nichts ist imstande, sie aus ihrer Ruhe zu bringen. Auf der ernsten nüchternen Suche nach Wahrheit scheint ihnen nichts so gefährlich wie der Enthusiasmus!! Zu ihnen allen hat Nietzsche gesagt:

‚Diesen ungewissen Seelen
Bin ich grimmig gram.
All ihr Ehren ist ein Quälen,
All ihr Lob ist Selbstverdruß und Scham.

Daß ich nicht an ihrem Stricke
Ziehe durch die Zeit,
Dafür grüßt mich ihrer Blicke
Giftig-süßer, hoffnungsloser Neid.

Möchten sie mir herzhaft fluchen
Und die Nase drehn!
Dieser Augen hülflos Suchen
Soll bei mir auf ewig irre gehn.'"

Aber so wenig wir ein Recht hätten, diesen Herren ob ihres Pechs gram zu sein, so wenig wären sie die eigentlich Verführten. Diese fänden sich vielmehr in der zweiten Gruppe der „‚Temperamentvolleren', denn sie wissen sich schon zu begeistern. Es sind die unvorsichtigeren Vögel. Es sind dies die zwar auch jubelnd ‚Gottlosen', aber immerhin Gottesbedürftigen; zu schwach, um sich gegen diesen Seelentyrannen zu wenden, suchen sie ihre Stärke in der begeisterten Gefolgschaft dieses flötenden Rattenfängers. Sie nennen sich ‚Jünger Zarathustras' und sind vollkommen klar darüber, daß ‚Gott tot' ist und nicht mehr aufstehen wird. Als dennoch Gottesbedürftige erheben sie nun den Menschen in Nietzsche zu ihrem Gotte und sprechen an seinem Sarge: ‚Unendliche Morgenröten sehen wir aufleuchten. Wie alles in ihrem Lichte gebadet liegt! Spüren wir es nicht? Ich glaube zu sehen, wie sich der Tote hoch aufrichtet, wie er hoch aufsteht — und zu seinen Füßen stürzt sich eine Welt!' — Auch wir ‚Abtrünnigen' dürfen hier begeistert einstimmen, in diese Worte eines unschuldigen geführten Heiden, die ihn der Meister aller Gedanken an die heidnische Maske Nietzsches richten ließ, die unbewußt aber an denjenigen sich richten, der sich hinter dieser Maske verbirgt: an den so bestimmt totgesagten alten Gott, zu dessen Füßen sich wahrhaftig die Welt wird stürzen müssen, wenn er die Zeit für gekommen erachten wird, sich hoch aufzurichten und lächelnd und verzeihend auf die gefangenen Jünger Zarathustras herabzuwinken. Verzeihend, weil diese wahrhaft unschuldig an der Sünde wider den heiligen Geist sind. Denn wie wäre es möglich gewesen, dem hypnotisierenden Blick dieser so prächtig in allen Farben schillernden Schlange zu entgehen, diesem ‚Genie des Herzens, das jeden Widerstand lähmt, diesem großen Bestricker und Bezauberer, dem jedermann verfallen ist, der auch nur einmal seine Stimme gehört!'"

Und in dramatischer Steigerung ruft Hörbiger aus: „Wer konnte ahnen, daß Gott selbst diese Schlange ist, die, so viel sie Erde schon verdaut, in Gottes willenlosem Knechte Nietzsche stets mit neuem Drange, auf wahrhaft krummer Fährte kriechend, nach Erde giert?! Wer hätte aber auch geahnt, daß diese Schlangenkost, diese Erde, diese Gottesspeise

dennoch das geistige Zentrum unseres Sonnensystems ist, welches gradlinig samt den ‚Wolken des Himmels' (Milchstraße) durch den Raum schwebt, als Oase in einem Raum von unzählbaren Kubiklichtjahren!? Wer hätte also geglaubt, daß Gott innerhalb dieses Raumes nichts hat, als diese kleine, grüne Erde, ‚dieses Weib mit der Sonne bekleidet und den Mond zu ihren Füßen' (‚Offenbarung'). Wer hätte also gedacht, daß dieser Gott trotz seines langen Schweigens sich stets mit dieser Erde beschäftigt, im tiefen Geheimnis sie dem zuvorgesagten Ziele zuführt und daß man vor diesem ‚Verfänglichen' derart auf der Hut sein müsse, heute, wo doch Giordano Bruno schon in Rom sein Standbild hat und wo wir um Brudergrüße nach dem Mars hin spähen und horchen?" Mit anderen Worten wäre diese Erde als besonderes Gnadengeschenk des Unendlichen über uns berufen, ihr gottgewolltes Höhenwerk zu erfüllen, die hierzu notwendigen Prüfungen zu bestehen und einer zeitweilig hereinbrechenden Versuchung schließlich willensstark zu begegnen.

Als gottgefälliger Versucher kam Nietzsche, wie es für Hörbiger ebenso als Wink Gottes gilt, ihn entdecken zu müssen. „Wo hätten wir sonst geahnt, daß Nietzsche seine Schreibkunst, das Maskieren seiner Heiligkeit, eine Seiltänzerei nennt, ein Spielen mit der Gefahr des Absturzes, des Entdeckt- und Entlarvtwerdens; daß also das richtige Lesen seiner wahrhaft prophetischen Schriften ebenfalls eine Kunst ist, eine ‚Tanzkunst'! Auch wir hätten alles druckerschwärzlich verstanden!" Es wäre Hörbiger vielleicht ergangen wie jenem bekannten Nietzscheinterpreten Horneffer, dessen Naivität des Auslegens er anschließend in besonnter Schalkheit unterminieren zu müssen glaubt. Für Ernst Horneffer und seine Gleichgesinnten würde Nietzsche den Tanz als verzücktesten Ausdruck der Lebensfreude geweiht und vergöttlicht, ja als Glanzstück seiner Umwertungsphilosophie geheiligt haben. Sagt doch Nietzsche: „Nur im Tanz weiß ich der höchsten Dinge Gleichnis zu reden". Doch „mein teurer Herr Dr. Horneffer — auch ich habe meine helle Lebensfreude am Tanze und spare nicht das Opernglas im Ballett, ja ich verstehe zu beten angesichts eines schönen tanzenden Menschenkindes, besonders wenn es ein Weib ist und das schöne Ebenmaß seiner Glieder nicht allzu neidisch verhüllt. Im tanzenden entblößten Weibe verstehe ich die Krone der körperlichen Lebensführung zu bewundern und den lebendigen Bildhauer zu verehren — aber Nietzsche hat einen anderen Tanz gemeint!"

Und wenn Nietzsche wiederum bemerkt: „Das Lachen sprach ich heilig; ihr höheren Menschen, lernt mir — lachen!", so glaubt Hörbiger auch den hiervor auftauchenden Mißverständnissen mit feingetönter Ironie begegnen zu müssen: „Gewiß, mein teurer Herr Doktor! Wenn ich ins Theater gehe lache ich gerne und weiß die hygienische Bedeutung des Lachens zu würdigen; denn ich gehöre zu den Leuten, die in ihrem Beruf

nichts zu lachen haben und bei denen die moderne Witzliteratur mitunter ihre Wirkung verfehlt; auch habe ich mich in den ‚hinterlassenen Papieren eines lachenden Philosophen' über den Wert der Gabe des verschiedenen Lachens einigermaßen unterrichtet. Aber hier hat Nietzsche, als Sprachrohr eines äußerst gefährlichen und verfänglichen Humors, ein ganz anderes Lachen heilig gesprochen. Es steht irgendwo geschrieben: ‚Der Herr lacht und spottet ihrer', und anderswo: ‚Die Rache gehört mir'." Und gleich diesen beiden Beispielen vom Tanz und vom Lachen würden sich hinter den verschiedensten Schlagwörtern Nietzsches, sei es der „Morgen", der „Mittag", der „Abend", die „Schlange", das „Tier", das „Untier" u. dgl. m. keine harmlos erscheinenden Begriffe, keine müßigen Wortspielereien, sondern Welten verbergen, die es erst noch zu entschleiern heißt.

Durchdrungen von der Überzeugung, die hier obwaltenden Rätsel gelöst zu haben, verliert sich Hörbiger im Augenblick jedoch nicht in die Deutung von Einzelheiten, zu groß ist auch seine Ungeduld, zu stark sein Mitteilungsbedürfnis, um noch länger mit einer ersten vorläufigen Apotheose der wirklichen Aufgabe Nietzsches hinter dem Berg zu halten. Wo das fünfzehnte Seitenblatt des Seydlberichtes den Vermerk des 13. November 1902, vier Uhr früh, trägt, hat Hörbiger erstmals und in dieser gedrängten Klarheit niemals wieder die prächtigen Worte gefunden:

„Nietzsches Aufgabe war die Negative alles dessen, was bislang als gut und heilig galt, um den Wert der Güte und Heiligkeit zu erproben. Und weil er das als Knecht Gottes, als Heiliger tun mußte, so mußte er sich maskieren. Diese Maske hat er sich durch seine Arbeiten der beiden früheren Perioden (des Kunst- und Wissenschaftsenthusiasmus als Ersatz gläubiger Demut; Verf.) schaffen müssen, durch welche ihn der Unfaßbare hindurchgeführt. Wer konnte glauben, daß der Verfasser der ‚Geburt der Tragödie', der ‚Unzeitgemäßen Betrachtungen' und des ‚Allzumenschlichen' noch das Zeug in sich hat, ein Heiliger, ein Werkzeug Gottes zu werden?! Aber nunmehr zu Gott zurückgekehrt (die ‚dritte Häutung') durfte er ruhig mit biblischen Kunstausdrücken, selbst mit dem Begriffe Gott sein Spiel treiben, ohne befürchten zu müssen, vorzeitig entdeckt zu werden.

In Wahrheit hat Gott ihn niemals verlassen, stets geführt; er wurde zu dem Medium gezüchtet, entwickelt von Jugend auf, das Gott zu jenem in der Heiligen Schrift längst vorgesehenen Werke der großen Versuchung brauchte; er war vor seiner Geburt schon vorbestimmt zu diesem Werke. Gott wollte sich durch einen neuen Knecht in Frage stellen, um sich zu beweisen, um sich uns wieder einmal in Erinnerung zu bringen. Er wollte die Vernünftigkeit des Christentums in Frage stellen, um die Wahrheit, die Vernünftigkeit desselben zu beweisen. Aber dieses Infragestellen mußte so geschehen, daß es sich nachher, wenn Gott die Zeit für gekommen erachtet, spielend als einen göttlichen Scherz erweisen läßt, indem die Worte unter ihrem oberflächlichen, druckerschwärzlichen Sinn einen tieferen symbolischen Sinn verbergen müssen. Der druckerschwärzliche Sinn mußte der erst aufdringliche, der verführende sein, und der verborgene, symbolische Sinn bildet nun das ‚Problem Nietzsche'.

Dieser göttliche Scherz ist aber schon vor fast zweitausend Jahren durch den Theologen Johannes in den verschiedensten Bildern in der sogenannten ‚Offenbarung' vorhergesagt worden ... Kein Theologe war schlau genug, hinter dies ‚Dichter-Erschleichnis' zu kommen ... Alles ist in der Heiligen Schrift buchstäblich vorhergesagt. Ein wie tiefes Mysterium das Neue Testament birgt, weiß niemand, man ahnte es nur. Auch schon im Alten Testament ist von Tieren die Rede. Bei Daniel steht auch zu lesen, daß viele über diese Schrift kommen und großen Verstand darin finden werden, daß aber vorläufig diese Worte verborgen und die Schrift versiegelt bleiben müsse. Dasselbe Tier begegnet uns in der ‚Offenbarung' wieder. Ein Drache gibt ihm seine Kraft und seine Macht. Alle Theologen werden sofort zugeben, daß sich hinter diesem Drachen der Teufel verbirgt. Aber sie haben Unrecht, denn das gibt es nicht, wie in der Vorrede Zarathustras zu lesen! Der Teufel ist nichts anderes als das Rudiment der tierischen Veranlagung zum Bösen in uns, der rücksichtslose tierische Egoismus, den wir je nach der Kraft und Richtung unseres Willens höher züchten oder niederkämpfen können. Hinter diesem Drachen aber verbirgt sich ein ganz anderer Egoismus — der Egoismus des bejahenden Weltwillens, der Egoismus Gottes! Gott gibt also diesem Tiere seine Kraft und Gott will hierbei seinen ‚Willen zur Macht' bekunden. Dieses Tier ist also ein Heiliger hinter der Maske des tierischen Egoismus, das den göttlichen Egoismus zur Geltung bringt. Gott selbst kommt also in der Maske des ‚Tiers', züchtet sich den Geist eines Philosophen heran, nimmt Besitz von diesem Geist: ‚er setzt sich in den Tempel Gottes', das ist in den Menschen und ‚gibt vor er sei Gott' und kommt so als der ‚Versuchergott' und bekommt zunächst einmal die Nietzscheverehrer in Gewalt.

Der Wert der Moral wird also für einige Zeit in Frage gestellt, um den Menschen Gelegenheit zu geben, über die Moral so tief nachzudenken, wie dies noch keinem Menschen zu tun eingefallen ist. ‚Niemand hat also bisher den Wert jener berühmtesten aller Medizinen, genannt Moral, geprüft: wozu zu allererst gehört, daß man ihn einmal in Frage stellt. Wohlan! Dies eben ist unser Werk!' — verrät uns Nietzsche selbst.

Gott, der Henker seines heiligen Opfers, mußte aber, nachdem ‚alles fertig war', diesen seinen Tempel wieder verlassen und es mußte nach

solchem ‚Schaffen' natürlich ein Menschenwrack übrig bleiben. Solange ihn Gott geführt, hatte Nietzsche die Kraft philosophischen Schwunges. Er verriet sich immer nur in Bildern, gegenüber welchen aber der Weltwille alle Welt mit Blindheit geschlagen halten mußte. Klar verriet sich Nietzsche in der Zeit seines bewußten Geführtseins auch seiner Mutter und Schwester gegenüber nicht, wie ich zu meiner letzten Erschütterung in der Bewunderung des großen Versuchungsplanes durch eine Korrespondenz mit dem Nietzschearchiv in Erfahrung brachte."

Es steht schon mehr zwischen den Zeilen dieser aufwühlenden Worte! Doch einmal in pathetischer Leidenschaft hingerissen geht Hörbiger weiter und glaubt die Verlegenheit gerade der grimmigsten Gegner Nietzsches aus Kreisen der Theologen kennzeichnen zu müssen. „Wie entsetzt eilen diese Meister des Glaubens, aus dem Schlafe erwacht, zur Rettung der allseitig untergrabenen Kirchenfeste herbei," wiewohl sie im Grunde genau so hilflos wie die gesamten „Nietzschekenner" und „Nietzscheverehrer" wären und nur noch deren Verwirrung vermehrten. „Diese schlafenden Wächter, wie oft erzählen sie uns vom ‚Herrn, der kommen wird wie ein Dieb in der Nacht'; wie oft ermahnen sie uns: ‚Wachet und betet, auf daß ihr nicht in Versuchung fallet!' Mit erhobenem Zeigefinger und gespitztem Mund lispeln sie von der Kanzel herab: ‚Ihr wisset nicht die Stunde, wann euer Herr kommen wird!' Geheimnisvoll flüstern sie uns zu: ‚Sehet, daß euch niemand verführe!' Mit fabelhafter Schriftgelehrsamkeit zitieren sie: ‚Ihr wisset nicht, ob er kommt am Abend oder zur Mitternacht'. In ihrer ‚Seelenungewißheit' aber stammeln sie: ‚Herr bleib bei uns, denn es will Abend werden!' Und es ward Abend und ward Mitternacht, da plötzlich: ‚Zur Mitternacht aber ward ein Geschrei'. Geweckt durch das Geschrei der Herren der zweiten Gruppe (‚Nietzscheverehrer') erhebt sich nun ein schwarzer Schläfer nach dem anderen, sich die Augen reibend und diesen ‚neuen Gott' der Herren der zweiten Gruppe betroffen anstarrend ...

‚Was geschah? so rief's, so riefen
Hundert bald: was gab es? Blut? — —
Nichts geschah! Wir schliefen, schliefen
Alle — ach, so gut! so gut!'

...Nun Hochwürden! Auf Golgatha, da gab es Blut! Hier aber hat einer mit jenem Blute geschrieben; aber ihr allesamt haltet es für Tinte. Ihr müßt aber Blut sehen, müßt eure Finger in warme dampfende Wunden legen können, bis daß ihr glaubt, was sich hier während eures Schlafes begeben hat!" Niemand wäre wohlweislich dem Nietzschegeheimnis, der zu spielenden Versucherrolle Nietzsches auf die Spur gekommen. So definiert Hörbiger mit der „schadenfrohen Genugtuung", die Hilf- und

Ahnungslosigkeit der schlafenden Wächter, diese „köstlichste aller Lustspielszenen" bei Nietzsche mehrfach parodiert zu sehen. Sie schliefen wirklich alle nur zu gut, wie es im vorzitierten Schlußvers des „Geheimnisvollen Nachens" heißt.

Nichts Geringeres als die Prophetie des Schöpfers der „Offenbarung" hatte sich demnach am Ende des neunzehnten Jahrhunderts erfüllt. Das geweissagte, der Meerflut entsteigende siebenhäuptige und mit Namen der Lästerung ausgestattete Tier wäre in Nietzsche verwirklicht worden — zur Durchführung seiner Aufgabe aber jene (seiner Häupterzahl entsprechenden) sieben „Haupttendenzen" vorspiegelnd, die Hans Vaihinger (der nachmalige Philosoph des „Als ob") in einer damals (1902) erschienenen Schrift über „Nietzsche als Philosoph" höchst merkwürdig und überraschend verteidigte*). „Sie sehen also," folgert Hörbiger, „wie uns die Herren Kritiker der ‚schwarzen Tiefen', der Druckerschwärze, die Schwarzkunst der Offenbarungsauslegung erleichtern!" In satte und tiefschöne Farben des Ausdrucks gebettet dringt Hörbiger dann weiter vor, zeigt auf, warum in der Gestalt des Zarathustra Gott selbst, sich Nietzsches als Sprachrohr bedienend, wiederkehrt, warum Nietzsche sein Ziel, das das „rollende Weltrad zu streifen", d. h. die geweissagte Versuchung der Offenbarung durchzuführen hat, schließlich selbst erkannte. „Und dies ist der Blitz des Zarathustragedankens, der ihn in der Bucht von Rapallo nächst Genua traf..." Im Auftrag des zornigen und versuchenden Gottes hätte Nietzsche seine Gotteslästerungen niederschreiben müssen, im Auftrage dessen, der als „Drache" der Offenbarung ihm „Macht" und „Kraft" dazu verliehen hat. Und hierin erschöpfte sich auch das Geheimnis der „Gedanken von der ewigen Wiederkunft des Gleichen."

Jahre hindurch währte Nietzsches Gang nach Golgatha, der notwendig schicksalsbedingt den Menschen Nietzsche seelisch zerbrechen mußte. So hätte er sich für uns geopfert, wohl unblutig, aber unendlich schwerer gepeinigt als jener am Kreuz zu Golgatha. Er hätte das eingangs erwähnte „Ich bin"-Bekenntnis nur gerade noch durch die Worte ergänzen brauchen: „Ich bin — der verkappte Gekreuzigte, der als Weltversucher wiederkommt!" Da den „Zarathustra" niemand verstand, mußte Nietzsche sein „Jenseits von Gut und Böse" schreiben. Im Jubel ob des Gelingens und der gläubigen Zuversicht nunmehr entdeckt zu werden, würde der ewigschöne Nachgesang „Aus hohen Bergen" entstanden sein. Doch vergebens, keiner „wohnte den Sternen nahe genug", keiner „des Abgrunds grausen Fernen". Es durfte ja nicht sein! Wiederholt würde, am sinnigsten in den „Liedern des Prinzen Vogelfrei", der Sehnsuchtsruf nach dem einzigen Freunde, dem „Zweiten", den er braucht, widerhallen.

*) Die „antipessimistische", „antichristliche", „antidemokratische", „antisozialistische", „antifeministische", „antiintellektualistische" und „antimoralistische" Tendenz.

Aber Gottes Wege sind unerforschlich. Er sollte nicht verstanden werden, noch müssen die „Genealogie der Moral", die „Umwertung aller Werte", noch muß die vernichtende „Kritik des Christentums" erschallen, soll das gottgewollte Versuchungswerk gelingen.

Mit dem Versuch, die Übereinstimmung Zarathustras mit dem zürnenden Gott aus der Vorrede im „Zarathustra" abzuleiten, die Entlarvung Nietzsches mit dem dort abstürzenden Seiltänzer gleichzusetzen und in Herders „Tod Moses" eine Parallele dafür zu besitzen, schließt der in erschütternden Kaskaden des Geistes sich ergehende Bericht an Seydl.

Er blieb ebenso Fragment, wie viele, ja sehr viele ähnliche Schriftsätze Hörbigers der Folgezeit. Erst aus der Summe all dieser Fragmente läßt sich ein Bild gewinnen, warum für ihn Nietzsche als Phänomen im Vorsehungsplane aufzufassen ist, als verkörperter Willen Gottes gleich Christus möglich wurde, warum sich damit die Weisfagung der Offenbarung zeitwendend erfüllt, wir Gegenwärtigen inmitten eines Weltgerichtes stehen, darin die Welteislehre nur wieder einen Paragraphen ausfüllt! Und nicht genug damit, wir müssen stark bleiben um zu erkennen, warum Goethe den heiligen Mimen Nietzsche (das apokalyptische Meerestier) in Gestalt des Mephisto zeichnete und Hörbiger sich selbst als Faust (als apokalyptisches Tier der Erde), Mephisto die Maske abreißend, erfüllt vermeint. Dann wären wir allenfalls soweit, in der geweisfagten Erfüllung glazialkosmogonischer Schau und der gleichwohl geweisfagten Rückkehr zum gläubigen Gottbefragen die Grundlagen zu erkennen, die eine neue Menschheit segnen. Grundlagen, auf die sich in letzter Schlußfolgerung eine mittelbare Menschheitszukunft aufbauen läßt, jenes Mysterium zur Einigung der Gottesfürchtigen Wirklichkeit wird, von dem Hörbiger zu Eingang des Seydlberichtes spricht!

Sowohl das Alte wie das Neue Testament, insbesondere aber die Offenbarung und die Reden Jesu bilden für Hörbiger „gleichsam die Patenturkunden" nicht nur für eine Unzahl kosmologischer Entdeckungen, sondern in Verquickung damit auch die ethischen Stützen, auf welchen einer müden Menschheit Erlösung winkt. In der Offenbarung des Johannes, der Apokalypse, erblickt er die Ewigkeitswerte der Heiligen Schrift verdichtet, unter allerlei Symbolen die zwei wesentlichsten Probleme verborgen: Das Problem des Kosmos und das Problem der Moral, die unabänderlich zur Bewunderung führenden zwei Dinge Kants, das moralische Gesetz in uns und den gestirnten Himmel über uns. Solange eben die Entlarvung Nietzsches nicht gelungen war, mußte auch das Faustproblem umdunkelt bleiben, da ohne Mephisto Faust als solcher sich erübrigt! Denn Faust ist der, der weisfagungsgemäß nicht nur das Problem des Kosmos zu lösen hatte, sondern mit Mephisto zusammen zugleich auch das der Moral, um der Menschheit zu zeigen, „daß Gott den

Seinen ein heiterer Geist sein kann und furchtbar nur denjenigen, die sein Dasein leugnen wollen".

Der Seher von Patmos erledigt sich seiner hohen Mission und hinterläßt die Apokalypse, zeigt das siebenhäuptige lästernde Tier des Meeres und das der Erde entsteigende andere Tier auf, das berufen ist, das lästernde Tier vor der Menschheit zu heiligen. Goethe verbraucht ein Leben am Faust und läßt unbewußt der Apokalypse Geheimnis ahnungsvoll durchschauen, denn eigenartig kehren in Mephisto und Faust die apokalyptischen Tiere wieder. Hörbiger empfängt die Berufung, die Heilige Schrift und den Faust zu studieren, erkennt sich als Faust und Nietzsche als Mephisto, entlarvt Mephisto, heiligt ihn und ist der Überzeugung, das apokalyptisch ferne Problem des Kosmos und der Moral entdeckt und entwirrt zu haben. Dies die nüchtern kommentarlose Perspektive, hinter der aber Flammen des Erschauerns brennen! Nietzsche, der so vielfach umdunkelt vom Meere spricht, als Tier, als Untier sich unterzeichnet (!), Nietzsche als apokalyptisches Meertier, als Mephisto, — wirkte als göttliches Mittel der entgötterten Zeit! So möchte man schon bei Goethe entdecken, daß Gott das Böse nicht verachtet, sondern es als notwendiges Element zur Hervorbringung des Guten anerkennt. Spricht doch der Herr im „Prolog im Himmel" zu Mephisto:

„Ich habe deinesgleichen nie gehaßt.
Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last."

Es liegt schon Ergreifendes über dem Hörbigerschen Versuch, die chaotisch verschlungene Sinngebung des Seins zu durchleuchten. Dem tragischen Konflikt zwischen Gottbefragen und Gottverneinen, Andacht und Gleichmut, Demut und Überheblichkeit auf die Spur zu kommen, muß er zwangsläufig zu Höhenwerken dieser Menschheit greifen. Er glaubt ihnen ein Jahrtausende versiegeltes Geheimnis entrissen und damit die Menschheit zum großen Erwachen gefördert zu haben. Er zweifelt nicht, daß die Menschheit diese Forderung annehmen muß, soll ihr Schicksal sich nicht im Negativen erfüllen. Wobei nicht vergessen werden darf, um mißliebigen Verdächtigungen vorzubeugen, daß das geschaute glazialkosmogonische Weltbild erst Voraussetzung für den Gewinn dieser Perspektivität geworden war. Der am herkömmlichen Weltbild Zweifelnde wurde zum Befragenden, der Befragende zum Schauenden, der Schauende zum Gläubigen, der Gläubige zum Begnadeten, der Begnadete zum Gesegneten, der Gesegnete zum Schenkenden. Und um Geschenke feilscht man nicht, möchte als spezifische Warnung gerade hiervor gelten.

Seit Jahrtausenden ist das Weltbild vorgezeichnet, dessen Entdeckung sich in unseren Tagen erfüllt, dessen Erkenntnis zugleich das religiöse Be-

dürfnis des Menschen befriedigt und den Gewinn eines neuen, das Schicksal läuternden, Ethos verbürgt. Damit ist das Werk Hörbigers erschöpfend umrissen. Hierfür hat er gekämpft und gelitten, mit nie erlahmender Energie Natur- und Geisteswissenschaften betrieben, um eine Bindung von Wissen und Glauben auf eine erlösende Endformel zu bringen. Tief gräbt er in den umdunkeltsten Büchern der Heiligen Schrift, erblickt in der mosaischen Schöpfungsgeschichte, im Reimspiel der Psalmen, bei Jesaia oder im Buche Hiob den kosmischen Neptunismus ausgesprochen, sieht das Eiskörpergewölke der Milchstraße auftauchen und die Beschickung der Erde mit kosmischem Wasser prophetisch erhellt. Mit unvermindertem Fleiß verfolgt er das umfassende Schrifttum über die Ausdeutung der Apokalypse, staunt selbst über das Meer der hier sich häufenden Widersprüche, erfährt von seinem bischöflichen Freunde Prohaszka die Genugtuung, daß niemand weiß, was die Apokalypse ist, deren Bauplan ihm selbst aber zur Grundlage seines angedeuteten geistigen Höhenfluges wird. Die „Große Kette" des niederfahrenden Engels der „Offenbarung" erhebt er zum Sinnbild der Gedankenkette seiner glazialkosmogonischen Weltschau, das „Gläserne Meer" spiegelt ihm die Eisnatur des Mondes wieder, deren Erkenntnis ihm Jahre zuvor den Schlüssel zur Welteislehre verlieh.

Wenn wiederum im Sinne Hörbigers nahezu alle wesentlichen Merkmale der Glazialkosmogonie in der Prophetie der „Offenbarung" wiederkehren, sich hier schon Einzelheiten des kosmischen Wasserzuflusses zur Erde, das mondbedingte Schicksal unseres Planeten in Vergangenheit und Zukunft ausgesprochen finden, so möchte begriffen sein, welch tiefschürfende und an Überraschungen reiche Arbeit sich dahinter verbirgt. Für Hörbiger war wohlverstanden der Verfasser der Apokalypse ein hochgebildetes Talent, das in alten Überlieferungen gegraben, an Jesus von Nazareth sein Herz verloren und mit diesem auch das Problem der Wiederkehr des Gottessohnes erörtert hatte. Als Dieb in der Nacht, als geheimer Versucher das Werk der Erlösung in Frage stellend, wird er erscheinen und der erstaunten Menschheit sein „Ecce Homo" unterbreiten. Ein zweites Kommen Jesu zu der in der „Offenbarung" ausgesprochenen Durchführung der Weltversuchung würde sich somit inzwischen in Nietzsche vollendet haben, der notwendig die heilig-heitere Lästerrolle des von Johannes geweissagten Tieres zu spielen hatte, um das Erlösungswerk von Golgatha zu vollenden. Eine Rolle, die auch der „Lehre von den zwölf Aposteln" zu entnehmen ist, derzufolge der Weltverführer als Gottessohn offenbart werden wird und schändliche Dinge zu künden hat, wie es nie zuvor geschehen ist.

So wird es verständlich, wenn Nietzsche seinem vermeintlichen „Entdecker" Brandes gegenüber dessen Entdeckung als minder großes Kunststück bezeichnet, um so schwieriger aber das Beginnen sei, ihn, den „Gekreuzigten" (wie Nietzsche unterzeichnet) wieder zu verlieren! Und ebenso will die von Nietzsche in einem Novemberbrief 1888 getätigte Unterzeichnung mit „*jetzt* Untier" nicht mehr überraschen, da das apokalyptische zweite Tier (das Erdentier) dem Bilde des lästernden Untiers (dem Meerestier) Geist und Rede zu verleihen und damit seine Untiernatur zur Verklärtheit geistiger Segnung zu wandeln hat. Urgewalt spricht aus der Klingerschen Kolossalbüste Nietzsches. Die ihn seiner vermeintlichen Gottestötung wegen verehren, mögen von Bewunderung davor ergriffen sein. Aber ihnen allen hat Nietzsche („Von der schenkenden Tugend") gesagt: „Ihr verehrt mich? Aber wie wenn eure Verehrung eines Tages umfällt? Hütet euch, daß euch nicht eine Bildsäule erschlage!" Das heilige Lachen dessen wird sie wohlverstanden tödlich treffen, der dem Büstenbildnis die Maske entrissen und das wirkliche Bild der Gottesknechtschaft Nietzsches dahinter erschlossen hat! Wenn Hörbiger das Gelingen dieser Demaskierung für sich in Anspruch nimmt, und die Symbolik des offenbarten Erdentiers zum eigenen Schicksal klärt, so erhellt dies zugleich den umdunkelt gebliebenen Sinn des von Nietzsche geforderten „Lernt mir lachen!" Es müssen wohl schon alle, die das Mißverstandenwerden Nietzsches endlich erkennen, in heiliges Gelächter verfallen!

Auch die so oft geübte Anspielung Nietzsches auf den Tanz erfährt eine Klärung, sofern hier die ursprüngliche Bestimmung des Tanzes als Beigabe des Gottesdienstes wiederkehrt, der Tanz als Gebet und die Tänzer als die Gottesfürchtigen aufzufassen sind. Bekennt doch Nietzsche selbst, daß „er nicht wüßte, was der Geist eines Philosophen mehr zu sein wünschte, als ein guter Tänzer. Der Tanz nämlich ist sein Werk, auch seine Kunst, zuletzt auch seine einzige Frömmigkeit, sein ‚Gottesdienst'..."! Aber seine harmlosen Interpreten sahen wie erwähnt nicht viel mehr hinter diesem Tanzspiel als einen verzückten Ausdruck der Lebensfreude. Und um dieser „Lebensfreude" willen scheint der Mensch unseres Jahrhunderts fürwahr schon recht tanzliebend geworden zu sein! Daß eben Tanz und Gebet bei Nietzsche ein und dasselbe bedeutet, verstand er nicht und dieserhalb am allerwenigsten den „Zarathustra"! Denn in der Verbrämung des Zarathustra spricht Gott einleitend zu der Menschheit, zu dem um den „Seiltänzer" versammelten „Volke". Es ist das Schicksal dieses Seiltänzers, das Los Nietzsches zugleich, stets hart an der Grenze zwischen vorläufig gewolltem Mißverstandenwerden und der Hoffnung auf späteres Verstandenwerden hinzutänzeln. Hinter dem tanzenden Philosophen verbirgt sich der betende Denker, der schließlich als Lästerer und sich selbst als „Tier" bezeichnender Seiltänzer, (dem Sturz des Tieres der „Offenbarung" Kap. 19 gemäß) abstürzen muß, um somit als Werkzeug Gottes seine Versuchungsmission zu beenden. „Ich liebe den,"

spricht Gott-Zarathustra, „welcher goldene Worte seinen Taten voraus-wirft und immer noch mehr hält als er verspricht: denn er will seinen Untergang. Ich liebe den, welcher die Zukünftigen rechtfertigt und die Vergangenen erlöst: denn er will am Gegenwärtigen zugrunde gehen. Ich liebe den, welcher seinen Gott züchtigt, weil er seinen Gott liebt: denn er muß am Zorn seines Gottes zugrunde gehen." Der andre aber, der als „Possenreißer" oder „Narr" (wie Nietzsche ihn schelmisch nennt) den abstürzenden Seiltänzer gefahrlos übersprungen hat, rechtfertigt dessen Absturz, indem er den Getöteten (offenbarungsgemäß) zur geistigen Auferstehung führt!

Diese Auferstehung Nietzsches glaubt Hörbiger (als „Erdentier", als „Faust", als „Possenreißer") verwirklicht zu haben. Vorsehungsbestimmt mußte Nietzsche der 1882 geplanten naturwissenschaftlichen Studien entraten, diese Aufgabe einem Zweiten überlassen, um seine eigene Sendung durchzuführen. Daß dieser Zweite, in der Eigenschaft als Kosmologe ihn aber entdecken muß, soll Nietzsche nicht zweifelhaft geblieben sein. Im erhabenen Strophenfluß der „Sternen-Moral" und „An den Mistral" würde der Sänger von Sils Maria seinen Entdecker und Vollender umschrieben haben als denjenigen, der tief in das Geheimnis der Gestirne späht und als „Wolken-Jäger" zugleich das Problem des kosmisch-irdischen Wasserkreislaufs löst. So möchte Hörbiger als jener Partner, als jener Zweite gelten, von dem es heißt:

„Mistral-Wind, du Wolken-Jäger,
Trübsal-Mörder, Himmels-Feger,
Brausender, wie lieb' ich dich!
Sind wir Zwei nicht Eines Schoßes
Erstlingsgabe, Eines Looses
Vorbestimmte ewiglich?
— — — — — — — — — — —
Wirbeln wir den Staub der Straßen
Allen Kranken in die Nasen,
Scheuchen wir die Kranken-Brut!
Lösen wir die ganze Küste
Von dem Odem dürrer Brüste,
Von den Augen ohne Muth!

Jagen wir die Himmels-Trüber,
Welten-Schwärzer, Wolken-Schieber,
Hellen wir das Himmelreich!"

Es wird aber Mühe und Geduld um die Erhellung dieses „Himmelreichs" (des gestirnten über uns und des moralischen in uns!) kosten, wie dies die „Sternenmoral" versteckt verkündet:

„Roll' selig hin durch diese Zeit!
Ihr Elend sei dir fremd und weit!
Der fernsten Welt gehört dein Schein:
Mitleid soll Sünde für dich sein!"

Inzwischen müßten die „Nietzschekritiker" auch erst begriffen haben, daß Nietzsche nicht ausgezogen ist Gott zu suchen, sondern sich in der wundersamen Ode seines „Unbekannten Gottes" an den längst „unbekannt" gewordenen Gott der Heiligen Schrift, bzw. des Christentums wandte. Ihm würde das feierliche Bekenntnis gelten:

„Ich will dich kennen, Unbekannter,
du tief in meine Seele Greifender,
mein Leben wie ein Sturm Durchschweifender,
du Unfaßbarer, mir Verwandter!
Ich will dich kennen, selbst dir dienen."

Dieser Erkenntnis würde dann auch die zweite zu folgen haben, die Klärung in das rätselhaft gebliebene oder sinnlos verdeutete Zarathustramotiv vom „Zauberer" trägt. Denn hinter den scheinbar wirren Worten des zitternden alten Mannes, des Vereinsamten und Verlassenen, glänzt — gemessen mit dem apokalyptischen Schlüssel Hörbigers — eindeutig die hohe Kunst des heiligen Schauspielers Nietzsche auf. Der unglückliche Alte mimt in grausigen Worten den Gotteslästerer, um sich heimlich dabei als Opferlamm zu feiern und seine Lästerungen mit dem wehen Schrei „Oh komm' zurück, mein unbekannter Gott" zu beschließen.

Wo Hörbiger auch immer seinen unheimlichen Deutungsschlüssel gebraucht, drängt sich mit unvermindert bestrickender Gewalt die Erkenntnis auf, daß Nietzsche tatsächlich ein in der „Offenbarung" geheimnisvoll vorgesehenes Opfer Gottes war, daß Goethe, einer zwingenden Inspiration folgend, diesen heiligen „Widersacher" im Mephisto als mimenden Versucher, als wiedergekehrten Christus, zeichnen mußte, und dessen Entlarvung herbeizuführen Faust berufen ist. Gemäß seiner durchzuspielenden Verführerrolle muß Nietzsche deshalb necken: „Man muß den Deutschen ihren Mephistopheles ausreden: und ihren Faust dazu. Es sind zwei moralische Vorurteile gegen den Wert der Erkenntnis." Nichtsdestoweniger ahnt er nur zu gut, daß die Entzifferung dieses Versteckspiels gelingen muß, denn „Einer hat immer Unrecht: aber mit Zweien beginnt die Wahrheit. — Einer kann sich nicht beweisen: aber Zweie kann man bereits nicht widerlegen."

Es scheint mir in diesem Zusammenhang auch ein Fingerzeig gegeben zu sein, warum Nietzsche gerade in Goethe den letzten Deutschen verehrte, ihn als ein europäisches Ereignis bezeichnete, als Instinktmenschen, der

sich mit lauter geschlossenen Horizonten umstellte, der nach Totalität rang, sich zur Ganzheit disziplinierte und als freigewordener Geist mit freudigem und vertrauendem Fatalismus mitten im All, im Glauben, stand! Nietzsche selbst will es nicht glauben, daß Goethe ein „schönes Umsonst" gewesen ist, wenn ihm auch das Gesamtergebnis des neunzehnten Jahrhunderts „kein Goethe, sondern ein Chaos, ein nihilistisches Seufzen, ein Nicht-wissen-woraus-noch-ein, ein Instinkt von Ermüdung" zu scheinen dünkt. „Man mißversteht aber große Menschen, wenn man sie aus der armseligen Perspektive eines öffentlichen Nutzens ansieht" heißt es in der „Götzendämmerung", dieser „gehämmerten Philosophie" zur Überwindung der verderblichen Nutzensperspektive zugunsten einer Wiederentdeckung der Seele!

Hörbiger entdeckt Nietzsche, rechtfertigt Goethe und darf sich somit als berufendster Anwalt jener fühlen, die heute nachgerade verlangend nach Goethe rufen! Denn es gibt schlechterdings keine Faustauslegung als die seinige, die augenblicklich überzeugender den Worten des Faustkommentators Boeysen Gehalt verliehen hat: daß nämlich die Fausttragödie weniger eine Enciklopädie weiser und geistvoller Aussprüche sei, als vielmehr gleich den heiligen Schriften der Nationen einen tieferen symbolischen Charakter enthalte.

Hörbiger durchschaut diese Symbolik, läßt Mephisto unter der Regie Gottes als verneinende und versuchende Kraft bei Infragestellung der moralischen Werte das Gute schaffen, und entdeckt auch das notwendig kosmologische Gegenstück hierzu, wie dies im vorstehend erläuterten Müterorakel schon angedeutet wurde.

Daß darüber hinaus weitere glazialkosmogonische Perspektiven, (wie etwa das sonnenflüchtige Feineis oder die Umwandlung der Lichtschwingung zur verlangsamten Wärmestrahlschwingung beim Eintritt in die Erdatmosphäre) im Faust verborgen ruhen, soll nur gerade Erwähnung finden. Wenn Nietzsche sich als „Tierwerdung Gottes" zu fühlen vermeint, Faust in der Szene vom „Trüben Tag" Mephisto als „Untier" bezeichnet, so möchte hier sinnfällig das apokalyptische Tier des Meeres wiederkehren. Kurzum: „Weder die Offenbarung, noch Faust" — bemerkt Hörbiger einmal 1916 — „können ausgelegt werden, sie müssen erlebt sein! Und wer sie subjektiv auslegen muß (Gottberufung), darf überhaupt nur auslegen wollen!" Und: „Die faszinierende Schönheit der Poesie Nietzsches wird nur jener ermessen können, der nach jahrelangen Bibel-, Goethe- und Nietzschestudien alle Abgründe des ungeheuren Gedankenlabyrinthes dieses gottberufenen heiligen ‚Gotteslästerer' und ‚Weltversucher' durchleuchtet und ihn als neues unblutiges Opferlamm des alten Jehova erkannt haben wird". Wenn hier im Sinne eines Gottes der Menschheit der biblische Jehova wiederkehrt, so möchte dies schon

nicht mehr befremden, denn wir sahen ja, wie die Heilige Schrift als Ganzes, als Altes und Neues Testament im Ideengange Hörbigers basiert. Es bleibt uns nur noch übrig, die Folgerungen daraus zu ziehen, um zu einem hinreichend geklärten Abschluß zu gelangen.

Daß Gott den Menschen gegenüber als Versuchender, als Strafender und durchaus nicht immer als gütiger Vater sich offenbaren muß, liegt in der Perspektive des vorstehend Gesagten hinlänglich begründet. Nietzsche selbst hätte im „Antichrist" diese Betonung nicht glänzender bestätigen können, sofern es gar nicht in seiner Absicht liegt, den Christengott zu töten, sondern den Menschen zu zeigen, wie dieser Gott verstanden sein will und verstanden sein muß. Hat man einmal an Hörbigers Deutung auch nur genippt, so schlägt man wahrlich mit anderen Gefühlen und anderen Augen seine eigenen Nietzschebände auf. Und fast möchte man bedauern, daß Hörbiger es unterließ, gerade jene Stellen Nietzsches zur „Kritik des christlichen Gottesbegriffes" seinen sonst an Zitaten reichen Schriftwerken einzustreuen. Sagt doch Nietzsche bezeichnend:

„Ein Volk, das noch an sich selbst glaubt, hat auch noch seinen eigenen Gott. In ihm verehrt es die Bedingungen, durch die es obenauf ist, seine Tugenden, — es projiziert seine Lust an sich, sein Machtgefühl in ein Wesen, dem man dafür danken kann. Wer reich ist, will abgeben; ein stolzes Volk braucht einen Gott, um zu opfern... Religion, innerhalb solcher Voraussetzungen, ist eine Form der Dankbarkeit. Man ist für sich selber dankbar: dazu braucht man einen Gott. — Ein solcher Gott muß nützen und schaden können, muß Freund und Feind sein können, — man bewundert ihn im Guten wie im Schlimmen. Die widernatürliche Kastration eines Gottes zu einem Gotte bloß des Guten läge hier außerhalb aller Wünschbarkeit ... Freilich: wenn ein Volk zu Grunde geht, wenn es den Glauben an Zukunft, seine Hoffnung auf Freiheit endgültig schwinden fühlt, wenn ihm die Unterwerfung als erste Nützlichkeit, die Tugenden der Unterworfenen als Erhaltungsbedingungen ins Bewußtsein treten, dann muß sich auch sein Gott verändern. Er wird jetzt Duckmäuser, furchtsam, bescheiden... Er moralisiert beständig, er kriecht in die Höhle jeder Privattugend, wird Gott für jedermann, wird Privatmann, wird Kosmopolit... In der Tat, es gibt keine andere Alternative für Götter: entweder sind sie der Wille zur Macht — und so lange werden sie Volksgötter sein —, oder aber die Ohnmacht zur Macht — und dann werden sie notwendig gut... Ehemals hatte er nur sein Volk, sein ‚auserwähltes' Volk. Inzwischen ging er auf die Wanderschaft... Und er selbst, so blaß, so schwach, so décadent. Selbst die Blassesten der Blassen wurden noch über ihn Herr, die Herren Metaphysiker, die Begriffs-Albinos. Diese spannen so lange um ihn herum, bis er, hypnotisiert durch ihre Bewerbungen, selbst Spinne, selbst Meta-

physikus wurde. Nunmehr spann er wieder die Welt aus sich heraus — sup specie Spinozae —, nunmehr transfigurierte er sich ins immer Dünnere und Blässere, ward ‚Ideal', ward ‚reiner Geist', ward ‚Absolutum', ward ‚Ding an sich' — Verfall eines Gottes: Gott ward ‚Ding an sich'..." Wer könnte noch köstlicher die Armut jener weisheitsschnüffelnden Philosophen umschreiben, die Gott seines göttlichen Rausches entthronen, um sich selbst in altkluger Spitzfindigkeit an Gottes Stelle zu setzen? Auf Geißelung dieses Menschendünkels, der Gott zum Widerspruch des Lebens abartete, „statt dessen Verklärung und ewiges Ja zu sein", hatte es Nietzsche zutiefst abgesehen! Auf jene Neunmalweisen, die in Gott das Nichts vergöttlichen, den Willen zum Nichts heiligsprechen! Ihretwillen hat er von der tiefen Unfruchtbarkeit der Gegenwart gesprochen, in der anscheinend alles in Dekadenz ausartet!

Aber Gott ist den Seinen immerdar ein heiterer Geist, hat Hörbiger ja immer wieder betont. Dieser Jehova läßt sich nicht unterkriegen, er wechselt, wenn es nottut, stets wieder seine Knechtsgestalt, um heute als Christus und morgen als Nietzsche zu wirken!! Und das ist wesentlich. „Dieses Heiterkeitsbedürfnis Gottes als Tatsache angenommen", schreibt Hörbiger im August 1918 nieder, „muß uns doch sofort der Verdacht befallen, daß wirklich der alte Jehova selbst es war, der in menschlicher Knechtsgestalt auf dem Marterholze von Golgatha gehangen hat! Es sieht diesem ‚Großen Geiste' durchaus ähnlich, daß er aus Liebe zu seinen Kindern sich von seinen Propheten den grimmigen Spaß vorschreiben ließ, als sein eigener ‚Lästerer' von diesen seinen Schriftgelehrten sich ans Kreuz nageln zu lassen. Das schickt sich für einen großen Geist, der den Seinen ein heiterer Geist sein will, doch viel eher, als etwa als weltlicher König hernieder zu kommen und sich da beräuchern und belobsingen zu lassen. Es ist doch selbstverständlich, daß wir diesem Großen Geiste nebst seinem Heiterkeitsbedürfnis auch ein gewisses Schamgefühl zuerkennen müssen. Und es ist also totsicher anzunehmen, daß der ‚Knecht' des alten Jehova aus Jesaias 42/1 die Jerusalemitischen Schriftgelehrten und Priester aus dem Jahre 33 mit Absicht dermaßen reizte, daß sie sich vor dem Volke durch ihn in ihrer gesellschaftlichen Stellung gefährdet sahen und ihm nach dem Leben trachten mußten! Und wären die Obersten des alten Jerusalem ihm daraufhin nicht hereingefallen und hätten sie ihm den Triumph von Golgatha nicht bereitet, so wäre dem guten alten Jehova wohl einer seiner halkyonischsten Geheimpläne verdorben worden.

Wo in aller Welt wäre also da eine Scheidewand im Reiche des Geistes zu finden, die uns trennen oder sich nicht einreißen lassen sollte?! Der alte Jehova selbst hing in Knechtsgestalt aus Jesaias 42/1 am Marterholz und keine größere Freude konnten ihm seine ‚Feinde' aus dem Jahre 33 bereitet haben, als in der Durchführung dieses seines heiteren

Erlösungsplanes. So läßt sich also Jesaias 43/11, 44/6 und 42/1 zur vollen Übereinstimmung bringen.

Daraus ergibt sich nun aber auch mit Notwendigkeit, daß sich auch das neue Opferlamm, der protestantische Philologieprofessor aus Basel, nach seinem Tode mit dem alten Jehova eins fühlen durfte. Wieder hat der alte Jehova seinen Kindern eine Visitenkarte abgegeben, ohne daß sie ihn erkennen durften, und zwar in einer so heiteren Weise, wie sich's für den Großen Geist durchaus geziemt. Und das haben wir unter Nietzsches Schelmenwort von der ‚Wiederkunft des Gleichen' oder ‚Zarathustra will wieder Mensch werden' zu verstehen. Der alte Jehova ist in Nietzsche wieder Mensch geworden, um sich abermals in Knechtschaft seinen Kindern zu opfern. Im Prinzip ist es also das gleiche Schauspiel wie im Jahre 33, wenn auch in der Detaildurchführung ganz neu. Gott hat es nämlich nicht nötig, sich selbst zu kopieren. Der Große Geist ist reich genug, um sich in der mannigfaltigsten Weise zu manifestieren und doch die Einheitlichkeit, das ist den für uns einzig glaubhaften Monotheismus zu wahren. Nun verstehen wir auch die grimmige Heiterkeit des alten Jehova, wenn er als sein eigener Knecht von seiner nächsten Wiederkunft zu dem auserwählten Volke sprach: ‚Ich bin gekommen in meines Vaters Namen, und ihr nehmet mich nicht an. So ein anderer wird in seinem Namen kommen, den werdet ihr annehmen!' Denn nun ist er als vorübergehender Weltverführer und Weltversucher, als vermummter Gotteslästerer und unblutig Selbstgekreuzigter wiedergekommen." Sie haben ihn fürwahr gerne angenommen, alle diejenigen, die heute von der Überwindung Gottes sprechen und insbesondere auch diejenigen, die noch heute auf die Sendung des wirklichen Messias warten! Der versuchende Scherz Gottes ist wirklich gelungen. Aber soweit sie Nietzsche nunmehr seiner vermeintlichen Rolle als Gottestöter, als Verspotter des Göttlichen, des Christlichen entkleidet sehen, werden sie ihn in der ihnen ursprünglich vorschwebenden Gestalt verlieren müssen. Genau so wie jener dänische Professor Georg Brandes es noch tun müßte, der vor Jahrzehnten als erster begonnen hatte über die „Neue Philosophie" der „Umwertung der Werte" und des „Willens zur Macht" an der Kopenhagener Universität Vorträge zu halten — dem Nietzsche kurz vor seinem Zusammenbruch die wenige Seiten zuvor zitierten „heiteren" Stammbuchworte sandte!

Die fragende und suchende Welt wird den neuen, den entdeckten Nietzsche gewinnen müssen. Seine bisherigen Verehrer werden ihn im neuen Gewande verehren, alle Christen werden ihn lieben und seine theologischen Feinde insbesondere werden ihn heiligen müssen. In Nietzsches Dionysos-Dithyrambus „Zwischen Raubvögeln" glaubt Hörbiger diese notwendige Schlußfolgerung versteckt angedeutet zu sehen. Er selbst käme dem einen Raubvogel gleich, der sich „dem standhaften Dulder mit irrem

Gelächter schadenfroh ins Haar hängt", d. h. ihn entlarvte, so daß niemand mehr nach Nietzsches „Lösung zu hungern" braucht und das „Geflatter" um ihn, das „Rätsel", den „Gehenkten", zur Ruhe kommt! Denn der Weg zur Einigung aller Gottesfürchtigen, wenigstens aller Monotheisten schlechthin, wäre aufbereitet. Die endliche Anerkennung Nietzsches verbürgte ein Ende der Konfessionsspaltung der Christenheit, der Protestantismus erübrigte sich, fände in seinen Urschoß zurück, und Israel und Islam würden sich darauf zu besinnen haben, daß sie desselben Gottes Kinder sind. Die Schranken wären gefallen, der Ring wäre geschlossen, bzw. die Einschmelzung jener drei Ringe (Judentum, Islam und Christentum!) des Lessingschen „Nathan" stünde bevor, die Prophetie der „Heiligen Schrift" wäre gerechtfertigt und dem naturforschend sich gefallenden „Akademieheidentum", diesem „eigentlichen Verderber der Welt", der von Nietzsche im „Antichrist" als „Spaß" umschriebenen „Freigeisterei" der Naturforscher, wären die Flügel beschnitten!

Eine gewiß Staunen erweckende Perspektive —, der Hörbiger aber Gestalt verleiht, sobald man „die Offenbarung sowohl als eine geistig-eschatologische, wie als eine naturwissenschaftliche Lehrurkunde ersten Ranges" aufzufassen geneigt ist. Wennschon es keine Schwierigkeit mehr bereitet, im Spiegel dieser Perspektive das Judentum dem Christentum genähert zu sehen, so würde sich im Sinne Hörbigers der Islam als monotheistisches Glaubensbekenntnis schon deshalb mit einbeziehen lassen, weil in den Hieroglyphen des mohamedanischen Symbols (und zwar in deutschen Schriftzeichen!) auch die von der Glazialkosmogonie geforderte Baugeschichte unseres Sonnen- und Milchstraßensystems zu lesen stünde. Wäre doch zumal der „Halbmond" übereinstimmend mit der „Sichel" der „Offenbarung" und wiederum als Vollscheibe mit dem offenbarten „Gläsernen Meer".

Noch einmal steht jene Septembernacht 1894 vor uns auf, da Hörbiger die Natur dieses „Gläsernen Meeres" erschaut! Hätte er sich damals wohl selbst den nachmaligen aus dieser Erkenntnis entspringenden Höhenflug seines Geistes auch nur entfernt träumen lassen? Uns bleibt nur Ehrfurcht zu verspüren übrig und der Wunsch, das Schicksal nicht zu versuchen! Auch dann nicht, wenn Hörbiger diese bleiche Leuchte der Nacht zum ursprünglich „Ewigweiblichen" des „Chorus Mystikus" am Schlusse der Fausttragödie erhebt! Wir müssen fürwahr schon Gläubige sein, um nunmehr den Sinn der urschönen 1902 geschriebenen Worte erfassen zu können: „Am Ziele unserer Sonnenfahrt, im Schwane, da seh' ich ein flimmerndes Kreuz ragen. Auf dem Querbalken flammt es in Sternenschrift: ‚Glaubensschwäche der Theologen' und am Kreuzesschaft ist zu lesen: ‚Geistesohnmacht der Aufgeklärten'. An diesem Kreuz hängt ein reines Menschenkind, unser Pastorensohn aus Röcken. Wir nehmen den Geopferten vom Marterholze ab, aber das Kreuz mag ragen bleiben in alle Ewigkeit. Das ist Nietzsches Erlösung!"

Wer möchte hiervor nicht erschrecken? Doch ich muß mich hier bescheiden und kann nur noch mit einigen Fäden spinnen, die die Perspektivität Hörbigers zur vorläufigen Bindung des Christentums beleuchten. Wenn Gott, der alte Jehova, sich zeitweilig im wechselnden Gewande als Heiland zeigt, bald als der Gütige, bald als der Zürnende und Strafende und hiervor jene die Monotheisten trennenden Schranken fallen — so müßte auch, sollte im Blickfeld Hörbigers nicht eine Lücke klaffen, die vielumschriebene und vielbemängelte Reformation als gottgewolltes Werk hinzunehmen sein! Hörbiger bejaht diese Sinngebung der Reformation und erblickt in Luther den „unbewußt schaffenden Knecht des Alten" zur Einleitung der Kirchenspaltung, wie überhaupt diese Spaltung nur den Zweck gehabt hätte, den einen großen opferfreudigen (aus mehreren Geschlechtern her Theologenblut in den Adern tragenden) „Widersacher" Nietzsche schließlich hervorzubringen. Es bedurfte dieses ganzen Aufwandes der Reformation und ihrer Folgen, um das übermenschliche Opfer zu zeugen, das nach Vorsehung der Schrift den heiligen Schauspieler und Versucher zu mimen hatte! Nicht nur zur Erneuerung, sondern zur ewigen Besiegelung des Christentums mußten Nietzsche und ebensowohl sein Entlarver geboren werden, zum endlichen Wahrwerden der allgemein einheitlichen, dem Katholizismus im Grunde noch übergeordneten Religionsgemeinschaft. Zwei Deutsche haben somit die beiden Tierrollen der „Offenbarung" gespielt und weissagungsgemäß erfüllt!

So hätte Nietzsche insbesondere das deutsche Volk zum neuen ‚auserwählten Volke' gesalbt, wie er ja auch betonte, daß es oft nur die Aufgabe eines Volkes sein kann, einen einzigen großen Menschen hervorzubringen. Es lag somit auch in der Natur seiner Versucherrolle, sich gerade mit den Deutschen ergiebig zu beschäftigen und ihr Schicksal in allen möglichen Tonarten zu geißeln. Da er seine Wertung überhaupt nur an Gipfelpunkten der Menschheit verschwendete, erweist er den Deutschen trotzallem damit eine Verbeugung. Er ahnte, diesem Volke das Höchste abtrotzen zu müssen und mußte es deshalb sonderlich versuchend schmähen. „Und daß ich beim Protestantismus stehen bleibe: wieviel Bier ist wieder in der protestantischen Christlichkeit! Ist eine geistig verdumpftere, faulere, gliederstreckendere Form des Christen-Glaubens noch denkbar, als die eines deutschen Durchschnitts-Protestanten? ... Das nenne ich mir ein bescheidenes Christentum! eine Homöopathie des Christentums nenne ich's! — Man erinnert mich daran, daß es heute noch einen unbescheidenen Protestantismus gibt, den der Hofprediger und antisemitischen Spekulanten: aber niemand hat noch behauptet, daß irgendein ‚Geist' auf diesen Gewässern ‚schwebe' ... Das ist bloß eine

unanständigere Form der Christlichkeit, durchaus noch keine verständigere... das Gefühl des Protestantismus so erloschen, daß die stärksten antiprotestantischen Bewegungen nicht mehr als solche empfunden werden (zum Beispiel Wagners Parsifal)". Also Nietzsche im Buche über den europäischen Nihilismus. Es sind dies Faustschläge gegen sein eigenes Schicksal — d. h. ebensowenig wie Luther und Goethe mit dem Christentum fertiggeworden zu sein, und als fertiggeworden verstanden zu werden, solange nicht der Entlarver kam.

Er, der „nüchterne Maschineningenieur", stellt nun aber die Diagnose gründlich und unterstellt dem befreundeten Stiftsprobst des Chorherrnstiftes zu Herzogenburg in heiterer Gelassenheit folgende protestantischen Seligsprechungen: „Luther insofern zur Knechtschaft berufen, als er das Werkzeug jener Kirchenabzweigung wurde, die auf langem Umwege unbewußt den ‚heiligen Boshaftigen' vorzubereiten und zu gebären hatte — und diese Aufgabe auch glänzend gelöst hat. Goethe, der bewußt geheime Knecht, der das dreizehnte Kapitel der ‚Offenbarung' für den ‚Boshaftigen' leichter erkennbar nur soweit zu entschleiern hatte, daß es für die Welt noch immer verborgen blieb. Kant, der in seiner Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft den beiden Tieren aus Offenbarung 13 einige beherzigenswerte Winke zugegeben hatte. Nietzsche, der geheimste und innigste Vertraute Gottes, väterlicher und mütterlicherseits durch mehrere Generationen zu dem großen Opferwerke der ‚Großen Versuchung' aus Offenbarung 3/10 herangezüchtet und nach fast zwölfjährigem Tragen des ‚Tötlich wunden Hauptes' aus Offenbarung 13/3 gestorben am Munde Gottes als Neues Opferlamm und Erlösungsvollender!".

„Und daß", heißt es in einem älteren Manuskripte Hörbigers, „zu solch einem Opfer, wie es Nietzsche brachte, ein gewöhnlich Sterblicher nicht die Seelenkraft aufgebracht hätte, ist ja selbstverständlich. Dazu kann auch nicht so leicht irgendeine Nation oder irgendein Beruf den richtigen Mann stellen. Und jenes Volk, welches imstande war, diesen Mann hervorzubringen, darf sich als auserwähltes Volk fühlen — und an diesem Volke muß auch die ganze kranke Welt gesunden. Es ist also eine unbewußte, aber ebenso zutreffende Prophetie, wenn es heißt: ‚Und am deutschen Wesen, soll einst die Welt genesen!' Um Nietzsche hervorzubringen, mußte die Reformation inszeniert werden, mußte das Opferlamm gezeugt werden, das die in der Menschheit lange keimende Krankheit, das moralische Irresein, das Auskommenwollen ohne Gott zur Krisis bringt! Durch den Kreuzestod Christi sollte das damalige Heidentum, die von den heutigen bewußten und unbewußten Antichristen so gefeierte heidnische ‚Kultur', wovon auch gewisse Wandmalereien Pompejis Zeugnis geben, vernichtet werden. Damals galt diese Vernichtung dem römisch-üppigen Heidentum. Heute gilt diese Vernichtung dem so üppigen akademischen Heidentum. Das ist auch der tiefere Sinn des Gebetsgedichtes an den ‚Unbekannten Gott', daß der alte Gott (Jehova) dem akademischen Heidentum ebenso unbekannt geworden ist, wie er es zu Paulus Zeiten dem griechischen Heidentum noch war, nur mit dem Unterschied, daß diese gebildeten Heiden wenigstens einen unbekannten Gott soweit ahnten, daß sie ihm sogar einen Altar bauten, während die heutigen Akademieheiden nur sich selbst Altäre errichten!! Und diese Akademiker-Altäre hindern ja auch das Durchgreifen der Glazialkosmogonie." Weil aber Nietzsche diese Altäre zu stürzen hatte und „weil er eine deutsche Sendung zu erfüllen hatte, konnte er auch im Schreiben vom 19. Februar 1888 an Brandes vom ‚neuen Deutschen' sprechen, dem er die reichsten, erlebnisstärksten und unabhängigsten Bücher gegeben hat."

Jetzt dürfte auch erst der tiefere Sinn der Worte erfaßt werden, die Hörbiger (wie vorstehend geschildert) an den Amsterdamer Kongreß zu richten sich vermaß: das Schicksal des europäischen Menschen in die speziell deutsche Wagschale gelegt zu sehen! Und Spengler würde zu begreifen haben, wie unrecht er Nietzsche getan und worin seine schließliche Verwunderung und Überraschung begründet liegt, trotzallem eine deutsche Philosophie der fragenden und kranken Welt angeboten zu haben! Die Freundin Nietzsches, Lou Andreas-Salomé, hat gewiß einmal sehr richtig die Formel geprägt: „Wir werden sehen, kraft welcher Selbsttäuschung und geheimen Lust Nietzsche endlich den tragischen Konflikt seines Lebens löst, — den Konflikt, des Gottes zu bedürfen und dennoch Gott leugnen zu müssen." Sie war schon der richtigen Spur nahe, aber erst Hörbiger hat die augenblicklich denkbar überzeugendste Antwort gegeben.

In allen möglichen Schattierungen kehrt diese Antwort dutzendmalig wieder, kein Jahr ist vergangen, daß er nicht versuchte, sich seines Geheimnisses zu entledigen und einen Menschen zu entdecken, der es verstünde! Mit naivster Selbstsicherheit, den kleinsten Nebenumstand betonend, ungeheuerliche Voraussetzungen an seine Freunde stellend, versucht er beispielsweise einen Marineingenieur mit folgenden Worten in Nietzsche einzuführen: „Alles, was Nietzsche loben will, muß er in den Kot zerren. Nur manchmal kann er nicht umhin, seine Lästerung des Guten zur heimlichen Anerkennung zu gestalten. Das geschieht z. B. am Schlusse des Antichrist: ‚Wenn man nicht fertig wird mit dem Christentum, die Deutschen werden daran schuld sein!' — Sie verstehen wohl die verfängliche doppelte Zweideutigkeit? — Zuerst heißt das verstohlen: ‚Nur beim Deutschen steht das Christentum so fest, daß man's ihm nicht mehr ganz ausreden kann!' — Im zweiten noch höheren Sinne aber heißt das noch verstohlener: ‚Nur dies Deutschtum kann einen Interpreten

liefern, der hier zuerst lacht und diesem Theologensohn die Teufelsmaske abreißt.' Die ganze Lästerplage wäre auch umsonst gewesen, wenn ihm ein Franzose, Engländer, Italiener, Amerikaner oder Russe hinter die Schliche gekommen wäre. Also kurz: In seiner ganzen dritten Periode arbeitet Nietzsche als ‚Anarchist', als ‚Dynamitard', aber in Gänsefüßchen, als Schauspieler des wiedergefundenen Gottes seiner Knabenzeit — das ist aller seiner Rätsel einfachste Lösung. Und die Beweise hierfür finden sich fast auf jeder Seite seiner dritten Periode, zwischen den Zeilen." Es dürfte schon schwerlich zu ergründen sein, wie der einmal neugierig gemachte Empfänger dennoch den Weg zu Nietzsche gefunden hat!

Nur selten eben hat Hörbiger jenen eindeutigen und klaren Stil gefunden, um sich genügend verständlich mitzuteilen. Nur allzuoft glitt seine Feder aus und verlor sich auf Abwege, blieb seitenweise an Kleindingen hängen, die den zum Erfassen geeigneten Hauptweg störten und bei wenig großer Geduld des Lesers den Eindruck einer heillosen Verwirrung hinterlassen mußten. Ich berührte schon diesen wenig glücklichen Umstand mit seinen bedauerlichen Folgerungen und konnte ihn auch bei Hörbigers Eigenart entschuldigen. Ist man aber erst tiefer eingedrungen in diese bunte Welt seiner Gedankenfülle, dann darf man sich schon als Krösus dünken, der seinen Stolz und seinen Ehrgeiz daran setzt, sich in diesem unermeßlich reichen und mit schillernden Überraschungen gesättigten Labyrinth des Geistes dennoch zurechtzufinden. Hörbiger stellt schon selbst die Diagnose, unter welchen Umständen er schaffen mußte und was er zu verdauen hatte: „Trotzdem wage ich die Behauptung, daß kein Berufstheologe und noch so guter Auswendigkenner der heiligen Schrift den Ariadnefaden im Nietzscheschen Gedankenlabyrinth hätte ertappen können, wenn er bloß meine Erfahrungen mit dem praktisch ausübenden ‚Nietzscheaner' (sein Kompagnon Rogler!) gehabt hätte, ohne technische Arbeitserfahrungen, ohne mühevolle Liebhaberstudien auf kosmologischem Gebiet und ohne jenes Damaskus vom April 1895! Man muß auf technischem Arbeitsgebiete den Kampf ums Dasein kämpfen mit einem sogenannten Nietzscheaner, denn auf keinem anderen Gebiete kann ein Egoist den anderen so gründlich hinmachen oder selbst daran zugrunde gehen wie auf dem technischen. Man muß von einer unsichtbaren Hand zu jenen Rosinen geführt werden im großen Kuchen, der sich kosmologische Wissenschaft nennt. Denn wenn einer nebst den objektiven Beobachtungstatsachen auch den Wust von Meinungen auf kosmologischem Gebiete verdauen soll, so befällt ihn davon allein schon die allerunheilbarste nervöse Dyspepsie. Und gar, wenn einer nicht den Auftrag erhält, den schriftgemäßen ‚Antichrist' zu suchen und zu töten, der kann sein Lebtag nicht zum wahren Nietzsche gelangen, ob er nun technische Erfahrung und kosmologisches Wissen hat oder nicht, ob er die

Schrift auswendig kennt und sich die Schuhe auszieht oder nicht! ... Wohl wäre auch für mich der geistliche Beruf im Herzenswunsche meiner frommen Mutter gelegen; da ich aber für meine Berufung zur groben Lösung des Welträtsels und der groben Rätsel-Lösungen überhaupt, die Kenntnisse der praktisch angewandten Physik, insbesondere der Mechanik, der Mathematik und der Wärmetechnologie des Wassers brauchte, so mußte ich zunächst das ‚Schmiedehandwerk' wählen, um schließlich Maschineningenieur und Privatastronom — und so ein leichtperzipierendes Medium für die Kantschen ‚zwei Dinge' zu werden." Man ist versucht aus dieser Betonung einer nur „groben" Lösung die Zuversicht Hörbigers herauszulesen, wieder einmal für Generationen aus metaphysischen Auslangen her die Grundlagen geschaffen zu haben, auf welchen ein ganzes Heer von Arbeitern wird ausbauen, ausfeilen und auszimmern können.

Er selbst ist ja, einmal gepackt von der ganzen Schauerlichkeit und Größe der Problemstellungen, diesen niemals untreu geworden und je mehr er daran arbeitete, um so mehr befestigte sich in ihm ein bis zur Unfehlbarkeit gesteigerter Glaube. Ein ständiges Formen, Deuten und Schaffenmüssen, das ist auch hier der Leitstern seines Lebens. Er weiß, daß sich die Grenzen zwischen Genie und Wahnsinn berühren, er studiert deshalb eine Fülle psychiatrischer Werke, wühlt in Memoiren von Außenseitern, um sich schließlich immer wieder die Selbstdiagnose zu stellen, daß er bei klarem Verstande ist. Und so schreckt er auch nicht zurück, den literarischen Schöpfungen seiner Lehrmeister das Höchste abzuverlangen, bzw. zu einer nahezu schon verfänglich erscheinenden Interpretation durchzustoßen. Eines der sinnigsten Beispiele hierfür dürfte seine Auslegung des Gretchenmotivs der Fausttragödie sein. Es will ihm ganz unsinnig erscheinen, sich gerade hier noch länger mit der üblichen an der Oberfläche schwimmenden Deutung begnügen zu können. So wird ihm zwangsläufig das Gretchenmotiv zum Symbol seiner die Kirchenspaltung rechtfertigenden und das Schicksal verklärenden Deutung. Mehrmals hat er sich hierzu geäußert, am sinnfälligsten noch in einem aus dem Jahre 1919 stammenden Briefe:

„Der Typus der Oberflächlichkeit sieht in der Gretchengeschichte nichts anderes als die Verführung eines armen sittsamen Mädchens durch einen gefühlsschwangeren Idealisten. Der tiefer Grabende aber sieht in der Mutter Gretens die ahnungslose Mutter Kirche mit dem ruhigen Gewissen; in ihrer Tochter Margarete die junge evangelische Kirche. Mephisto, als verkappter wiederkommender Christus, bedarf eines opferfreudigen Theologensohnes für die Rolle des ersten Tieres der Offenbarung und spielt so den Gelegenheitsmacher für den in ‚gesteigerter Sexualität' lüsternen Geist der Wahrheit (Joh. 16/13). Margarethe (die evangelische Kirche) als Jungfrau wird schwanger und gebiert so den (heiligen ver-

kappten) ‚Boshaftigen' (2. Thess. 2/8) und ersäuft den Neugeborenen im Meere (Offenb. 13/1); und so wird aus dem vermeintlichen Bastard das ‚Tier des Meeres' aus Offenbarung 13/1—10, dessen Aufgabe es nun ist, die große Versuchung aus Offenbarung 3/10 durchzuführen. — Von dieser göttlichen Vogelperspektive aus betrachtet ist ja die evangelische Kirche wirklich zur Kindesmörderin geworden, indem sie Nietzsche, ihr eigenes Theologenkind, zugrunde gehen ließ als Tier des Meeres. Die evangelischen Theologen schämen sich ja dieses Kindes und verleugnen es vorläufig noch! — In Wahrheit ist aber dieses Gretchen (die evg. Kirche) wirklich ganz unschuldig: denn auch sie wurde ja durch einen gottgeführten ‚Faust' (Luther) außerehelich gezeugt, um dann auch ihrerseits als Jungfrau einem vorbestimmten, vom Geiste gezeugten, Gottesknechte das Leben zu geben. Und Gretens Mutter (die katholische Kirche) schlief tatsächlich den Schlaf der Gerechten, während Gretchen empfing und dem ‚Boshaftigen' das Leben gab. Für mich steht eben fest, daß die ganze ‚Reformation' nur eine vorübergehende mehrhundertjährige Episode des deutschen Volkes zur Hervorbringung des Neuen Opferlammes des alten Jehova genannt werden darf."

Wo man auch immer in dem Manuskriptenreichtum Hörbigers blättert, stößt man auf ähnliche sich bisweilen ins Uferlose verlierende Betrachtungen. Doch vergeblich sucht man nach einer Fiktion, die wenigstens ein Teilproblem einmal geschlossen für sich behandelt. Kein Wunder, daß es Hörbiger in Hinblick auf seine Wünsche des Verstandenwerdens eigentlich heute noch so ergehen muß wie dazumal in den Tagen seiner aufgewühltesten Seele. Damals im Sommer 1902 hatte er sich ja auch erstmals an Elisabeth Förster-Nietzsche gewandt und sie schriftlich aufzuklären versucht. Daß dieser Aufklärungsversuch mißlingen mußte, liegt ganz wesentlich in dem telegrammartig gehaltenen Hörbigermanuskript selbst begründet, mag er sich auch 1921 dahingehend äußern, daß es ihm vielleicht eher gelungen wäre, die Donau zur Quelle zurückzuleiten, als dieser Frau von ihrer modernen Zarathustrajüngerschaft abzureden.

Auch bei eigener Kenntnis des „Aufklärungsmanuskriptes" hätte wohl der Vertraute Nietzsches, Peter Gast, nicht viel anders an Hörbiger schreiben können, als er dies am 25. August 1902 aus Tautenberg in Thüringen getan hat: „Frau Förster-Nietzsche, die seit einigen Tagen unterwegs ist, um heute am Grab ihres Bruders und ihrer Eltern in Röcken zu sein, bat mich vor ihrer Abreise, Ihnen beifolgende Sachen mit dem ergebensten Danke zurückzusenden. Sie sagte mir auch, daß sie zwei Briefe von Ihnen empfangen hätte, die sie jedoch nicht zu beantworten im Stande sei, da beide auf einer durchaus irrtümlichen Auffassung Nietzsches beruhten, — welche Auffassung um so auffälliger sei, als Sie selber, als Naturwissenschaftler, ja alle Mittel in der Hand haben müßten,

um gerade mit dieser Auffassung ein für alle Mal fertig zu werden. Nun, ich berichte nur, was mir aufgetragen wurde, da ich keine Ahnung habe, worum es sich eigentlich handelt. Wir Herausgeber am Nietzschearchiv können Ihnen nur sagen, daß die Zahl der täglich einlaufenden Briefe, Bücher und Anfragen so groß ist, daß an eine eingehende Befassung mit denselben kaum zu denken ist, jeder freundliche Absender vielmehr gebeten werden muß, sich an den klaren Sinn von Nietzsches Gedanken selbst zu halten und ohne den Beistand des Archivs in's Reine zu kommen." Eine liebenswürdige Absage fürwahr, die aber doch durchblicken läßt, daß die allenthalben hochbegabte Schwester Nietzsches auch nicht im entferntesten erfaßte, welche Straße zu begehen Hörbiger sich vermaß. Entschuldbar auch deshalb, weil Hörbiger einige symbolisch beschriebene Bildwerke beilegte, die gelindes Gruseln bei jedem auslösen müssen, der seine Perspektivität nicht selber erst mühsam erarbeitete!

Mag die Enttäuschung für Hörbiger damals schwer gewesen sein, eine weitere ähnliche sollte unmittelbar darauf folgen. Ein Jahr später, 1903, glaubte er den Sinn der in der „Offenbarung" (13/5) ausgesprochenen Worte erfaßt zu haben. Es müßten die dort erwähnten zweiundvierzig Monate vom Todestag Nietzsches (25. 8. 1900) an zu zählen sein, um nach Ablauf dieser Zeitspanne Nietzsche vor aller Welt gerechtfertigt und geheiligt zu sehen. Denn dann hätte Faust, sein Entlarver, den schwersten Teil seiner Aufgabe hinter sich, und am 25. Februar 1904 hätte folglich die erstaunte Welt einen hohen Feiertag zu begehen. Wochen hindurch glaubte Hörbiger, daß einer seiner Freunde, mit denen er im ergiebigen Briefwechsel über Nietzsche stand, diesen Termin benutzen würde, um irgendwie durchdringend der Welt das große Mysterium preiszugeben. „Aber," schreibt Hörbiger einmal viele Jahre später, „am 20. Februar 1904 erhielt ich die Gewißheit, daß es da überall an Glaubenskraft, Einsicht und Mut fehlt. Ich eilte am Sonntag zur Frühmesse, und in heißem Gebet bat ich um Erleuchtung, was ich da tun solle: ‚Allmächtiger ewiger Gott, so sprach ich tonlos, laß mich wandeln in der Furcht vor Dir und laß mich tun, was richtig und Dir gefällig und den Menschen zweckdienlich ist. Ich fühle mich nicht würdig, hier die Schleier zu heben, doch sprich mir ein Wort und meine Seele wird gesund und stark zu Deinen Diensten'. Dies war mein flehender Gedankengang. Und da sprach es ebenso tonlos zu mir: ‚Selbst ist der glaubensstarke Mann an der führenden Hand des alten Gottes seiner frommen Knabenzeit'. — Mit dieser Ermunterung eilte ich gestärkt heim, um nun ein Feuilleton zu verfassen, welches ich erst bloß den ‚Dresdner Nachrichten' schicken wollte, weil dann anzunehmen war, daß auch der dortige Hofprediger Dr. Friedrich von der Sache erführe, der Verfasser des Schriftchens: ‚Die religiösen und sittlichen Gefahren in der Philosophie Nietzsches'.

Doch abermals wurde ich am Schreiben verhindert — und da es aussichtslos schien, die Sache rechtzeitig zur Kenntnis von Interessenten zu bringen, wenn ichs nicht an diesem Vormittag verfasse, so meinte ich im folgenden Umstande den verhindernden Willen Gottes zu erkennen: Mein kleinster achtjähriger Junge Attila wartete bei meiner Rückkehr schon auf mich, um mit mir ein Gesellschaftsspiel zu spielen; seine Bitten schienen mir Gottes Befehl zu sein, die Veröffentlichung noch zu unterlassen — und ich spielte mit schlecht verhehltem Unmut und mit erzwungener Resignation. Inzwischen hatte aber der zehnjährige Paul die Soldatenschachtel hervorgeholt und zwei feindliche Heere (Russen und Japaner nannte er sie) in Schlachtordnung aufgestellt. Da ihm aber nun ein feindlicher Heerführer fehlte, lud er Attila ein, das Kommando eines der beiden Heere zu übernehmen. Und als in Ungarn Geborener stürzte sich meine ‚Geißel Gottes' wutentbrannt auf die Russen. Man erkennt die Gleichnisweite dieses Erlebnisses, das mir dann dennoch die Freiheit gab, das apokalyptische Nietzsche-Essay zu verfassen. Es ist eine Sonntagsarbeit und die Feder raste ganz ohne mein geistiges Zutun." Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, möge erkennen, wie in Hörbiger sich eine Schicksalsbindung verkörpert, die ihn weltfremd als Mensch, aber um so ausdrucksvoller als einen restlos der Demut Verfallenen erkennen läßt. Und hier erscheint er ganz als Kind, als ein in der Ewigkeit Stehender, als Untragischer im Tragischen, als ätherisches Etwas, das keinen Boden des Materiellen mehr unter den Füßen hat.

Es will ihm als nie wieder gut zu machende Sünde dünken, wenn nicht am 25. Februar 1904 mindestens zehn große deutschsprachige Tageszeitungen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz diesen seinen Essay zur Veröffentlichung in Händen hätten! Und so geht der Essay alsbald an zehn Redaktionstische ab, ohne daß der Absender auch nur den geringsten Zweifel hegt, daß die zuständigen Schriftleiter auch nur eine Minute mit dem beschleunigten Satze zögerten! Es mußte naturgemäß ganz anders kommen und „Das Problem Nietzsche, eine psychologische Studie zur Feier des 25. Februar 1904" mußte in allen Fällen den Absender mit höflichem Dank und Bedauern als nicht geeignet für den Abdruck wieder erreichen. Dies hat Hörbiger lange nicht überwinden und viel weniger noch verstehen können.

Wiederholt hat er dann in späteren Jahren auf diesen Bericht zurückgegriffen und ihn an die verschiedensten Persönlichkeiten versandt. Der Bericht ist gewiß knapp in der Form, dennoch konnte es Hörbiger selbst am allerwenigsten gelingen, sich auf wenigen Schreibseiten einigermaßen faßbar über das Nietzscheproblem auszulassen. Was sollte sich ein Schriftleiter, selbst bei gutem Willen die Sache überhaupt zu lesen, darunter vorstellen, wenn es ziemlich zu Anfang des „Jubiläumsessay" heißt:

„Heute gehen jene 42 Monate zu Ende, von welchen im fünften Verse des 13. Kapitels der Offenbarung Johannes die Rede ist. Nietzsche war nichts weniger, als ein Atheist. Er lebte, wirkte und starb im Gegenteil als der größte und opferfreudigste Heilige des abgelaufenen Jahrhunderts, als der geheimste und innigste Vertraute des alten Gottes nach Goethe, des alten Gottes seiner Knabenzeit, von welchem, zeitlebens durch alle Abgründe des versuchenden Geistes geführt, er schließlich in seiner Einsamkeit zu Sils-Maria die Berufung empfing, die Rolle des ersten Tieres des 13. Kapitels der Offenbarung Johannes als ‚heiliger Schauspieler' vor den Menschen mit strengster Konsequenz zu Ende zu spielen; und dieser Berufung ist er mit feinstem Verständnis und hinreißendem Humor durch die ‚Macht des Drachen' (Geist der Weissagung) auch auf das Allertadelloseste gerecht geworden.

Wollte man weit ausholen, so wären zunächst eine Anzahl geheimer bewußt und unbewußt inspirierter Bücher, Bildwerke und Tonschöpfungen, klassische und moderne, sowie auch technische Werke ‚aufzutun'; doch der Kürze halber begnügen wir uns hier bloß Faust, Nathan, Hamlet, Shylock und Kants Urteil und Religion anzuführen und im Übrigen auf die Klassiker und sonstigen ‚Lieblinge der Musen' zu verweisen. Unter diesen gab und gibt es viele geheime bewußte und unbewußte Propheten und Knechte, unter welch letzteren Goethe als erster berufen wurde in den Lichtabgrund der von göttlicher Heiterkeit überquellenden Offenbarung Johannes zu blicken; und was er dort geschaut, hat er, zur besseren Täuschung einen älteren Stoff benützend, unter vielen theatralischen Flitter verborgen in seinem ‚Lebenswerke' Faust niedergelegt. Und Nietzsche, ‚diesen Geist begreifend' hat als zweiter in der Offenbarung klar gesehen und als das erste Tier des 13. Kapitels den Mephisto als Abgesandten des Herrn in einer Weise gespielt, wie kein Kean es zuwege brächte. Einesteils, um den tief religiösen Charakter seines Werkes anzudeuten, andernteils um abermals zu maskieren, mußte Goethe für seinen Faustprolog das Vorspiel im Buche Hiob als Inspirationsobjekt dienen. Ebenso war Herder das 34. Kapitel des 5. Buches Moses nur Ruhepunkt für das prophetische Auge, welches in seinem ‚Tode Moses' einen neuen Moses kommen gesehen; und dieser neue Moses ist nun identisch mit dem heiligen Darsteller des gräulichen, siebenköpfigen Tieres des 13. Kapitels der Offenbarung."

Für einen, der bereits in die Perspektiven Hörbigers eingedrungen ist, mag dies verständlich erscheinen. Er könnte sich hinterher solch einen knappen Abriß nicht anschaulicher wünschen. Aber dem Uneingeweihten dürfte es nicht verübelt werden, wenn er einen Seitenblick auf eine gewisse Anstalt für Unzurechnungsfähige würfe. Und das haben im Laufe der Jahre auch gar manche, die die Welteislehre als solche verehren, wie-

derholt getan. Um so schwieriger entwirrbar gestaltet sich der bewußte „Jubiläumsessay" wiederum dadurch, daß er nur wenige „Belegstellen" zur Rechtfertigung des einleitenden Auftaktes bringen kann. Nichtsdestoweniger darf sich das Auge an mitunter wundersam eingestreuten Sätzen weiden: „Es wird sich nämlich herausstellen, daß eine Anzahl unbewußt geführter, ja selbst ungläubiger Knechte an der Arbeit sind, am ‚sausenden Webstuhl der Zeit mit an der Gottheit lebendigem Kleide zu wirken' und in ihnen wirkt unerkannt jener inspirierende Geist, der laut Goethe in ‚Lebensfluten und in Tatensturm', den weniger Aufmerksamen unsichtbar, auf- und abwallt. Wir werden aber nur die in ein und dasselbe Zeug gewebten Geistesfäden, bzw. das ‚Kleid' schauen, niemals aber die Gottheit selbst sinnlich fassen können."

Es liegt schon in der urtiefen Naivität Hörbigers, seiner grenzenlos schicksalsverbundenen Ursprünglichkeit begründet, keine philosophischen Umschreibungen und Erpressungsversuche über Gott anzustellen. Er darf sich mit dem Hinweis bescheiden, in Gott den heiteren Geist erkannt zu haben, der in wechselnder Knechtsgestalt sich zeitweilig den Menschen offenbart. „Sie dürfen sich," heißt es in einem Schreiben an Stiftsprobst Baumgartner vom 13. 6. 18., „einen heiteren Papa vorstellen, der seinen Kindern Ostereier im Garten allerorten versteckt und dabei seiner Schalkhaftigkeit ungehemmten Lauf läßt, sowohl beim Verstecken, als auch nachher im Kinderjubel bei jedem solchen Funde. Und nun vergrößern Sie dieses Schauspiel samt den Akteuren nach Zahl und Größe bis ins Unendliche, um beiläufig einen Begriff von dem Versteckspiel zu bekommen, das Gott mit den Seinen zu spielen liebt!" Wer den Segen der Kindheit zeitlebens bewahrt, wird in diesem Versteckspiel gern bestehen können und auch die Gewähr der Entdeckung eines besonderen Glückeies für sich haben.

Wie jedes kindliche Gemüt das Abstrakte meidet und die Welt erst im Konkreten umgoldet sieht, diese schlichte Weisheit hat Hörbiger unzählige Male nur von neuem bestätigt. Ihm genügt durchaus nicht die Entlarvung Nietzsches als solche, er glaubt gleich Vorschläge unterbreiten zu müssen, was nun mit Nietzsches sterblichen Überresten etwa zu geschehen habe, um der Wiedergeburt Nietzsches nun auch nach außen hin einen würdigen Triumph zu bereiten. Gerne entsinne ich mich des Umstandes, daß Hörbiger, sobald wir gemeinsam in Wien weilten, mit Vorliebe den Maximiliansplatz aufsuchte, auf einer Bank Platz nahm und fast wie geistesabwesend auf die schöne Fassade der Votivkirche starrte. Was ihn in solchen Augenblicken bewegte, ist mir selbst erst inzwischen klar geworden.

Hatte er doch wiederholt im Laufe der Jahre dem Wunsche Ausdruck gegeben, hier im Innern dieser „Heilandskirche" Wiens die sterbliche Hülle Nietzsches aufgebahrt zu sehen. Glaubte er doch auf Wiener Boden das „Neue Jerusalem" aufbereiten zu müssen, da dieser deutschösterreichische Boden als mittelbare Heimat des Entlarvers des „Boshaftigen" das erste Anrecht dafür besitze. „Im Kreuzungspunkte der beiden Kirchenschiffe wird eine kostbare Säulenkapelle aufgestellt, etwas größer als der jetzigen Hochaltar; und dort, auf schlicht ornamentalem Unterbau ruht dann der Kristallsarg mit den einbalsamierten Gebeinen des heiligen ‚Boshaftigen' mit kostbarem Sargteppich verhüllt. Auf dem Platze vor der Votivkirche kommt auf einem gewaltigen entsprechend allegorisierten Unterbau die Kolossal-Bildsäule Nietzsches zur Aufstellung. Die Textierung der Inschriften des Unterbaues gestatten die Herren dann mir in Vorschlag zu bringen, denn es ist ja Faustens schriftgemäße Aufgabe, des Tieres Wunde vom Schwerte zu heilen, dem Bilde des Tieres Geist zu geben, auf daß des Tieres Bild rede und jedermann tödlich lächerlich werde, der nicht in tiefster Ergriffenheit von der gewaltigen Leistung dieses Religions-Dichterphilosophen seinem Namen den gebührenden Verehrungstribut zollt. Äußersten Falles könnte man diese Bildsäule auch im Kreuzpunkte des Kirchenschiffs aufstellen und den zugehörigen Riesensockel als Mausoleum ausbilden, um das Heiligtum der Bildsäule vor Profanierung zu schützen. Welch' eine welthistorische Aufgabe für die Wiener Baukünstlerschaft! Ein kleines Mausoleum würde ich dann auch am Hietzinger Friedhof für meinen verstorbenen Kompagnon beantragen, dem ich ja die zwangsläufige Anregung zum Nietzschestudium verdanke, und der geradezu als unbewußter Märtyrer der Nietzscheproblemlösung allzu jung sterben mußte."

Wenn man bedenkt (denn viele Briefstellen Hörbigers verbürgen es), wie sein Kompagnon Rogler ihm Jahre hindurch das Leben schwer machte und Hörbiger ihn selbst einmal mit einer „Nietzscheausgabe im kleinbürgerlichen Leben" vergleicht, so möchte man versucht sein, schon vor Hörbiger selbst das Pilatuswort „Welch ein Mensch!" zu gebrauchen. Vom Verfolgungswahnsinn und sonstigen Beschwerden gepeinigt war Rogler im Jahre 1918 heimgegangen. Wo Hörbiger auch immer Gelegenheit findet, dessen unheimliches Wesen zu schildern, folgt sofort ein großes Wort der Entschuldigung hintennach. „An selbstzerfleischenden Gewissensbissen, an Selbstverachtung und Scham ist der Arme gestorben. Das Ende eines Zarathustrajüngers, wie es tragischer kaum gedacht werden kann. Heute muß ich mir aber sagen, daß Rogler als unbewußter Märtyrer, als unbewußter Knecht, als unbewußtes Opferlamm der Nietzschephilosophie gestorben — als *mein* Opfer!" Und doch ein Beispiel nur, wie Hörbiger bei fast jedem Menschen ein Gutes entdeckt und seine schlechten Seiten irgendwie vorsehungsbehaftet entschuldigt! Die gute Kehrseite seines eigenen Empfindens fürwahr, sich als gottgefälligen

Werkzeug betrachten zu müssen. Eine Schicksalsfügung, in die er im Laufe der Jahre schließlich mehr und mehr hineinwächst, und die auch in wiederholt neuen „Visionen" ihren Nährboden findet.

War doch im Jahre 1906 noch einmal so eine feierlich schwere Stunde über ihn hereingebrochen, damals, als ihm während seines Aufenthaltes in der Kuranstalt Lindewiese im Halbschlaf eine vermeintlich weiß gekleidete Frau mit grünem Zweig erschien und ihm die in der „Offenbarung" ausgesprochene Zahl 666 als die seinige bezeichnete. Es könnte sein, daß das wochenlange Schmachten im künstlichen Fieber hier zu absonderlichen Visionen führte. Wer aber möchte selbst den Traum erdeuten, der vieles verspricht, was nirgendwo ruht, um es zu erfassen? Jedenfalls war Hörbiger damals auch der letzte Zweifel geraubt, es könnte sein ganzes Dasein, sein ganzes Schauen dem eines Cagliostro gleichen! Man stelle sich die Wirkung vor, die kurze Zeit danach ein Vortrag eines Irrenarztes über Nietzsche auf Hörbiger ausüben mußte, denn für den Vortragenden stand es fest, daß Nietzsche entweder als Schuft oder als Narr zu brandmarken wäre. „Ich bin nach dem Vortrage zum Vortragenden mit der Bitte gekommen, ihm noch eine dritte Möglichkeit sagen zu dürfen: Nietzsche war weder ein Narr noch ein Schuft, sondern ein ‚Verkappter Heiliger'. Aber ehe mir der Herr Professor noch eine Sommerwohnung auf dem Steinhof (Irrenanstalt bei Wien) antragen konnte, war ich ihm entschlüpft."

Und wie oft hätte er wohl noch ähnlich entschlüpfen müssen, wäre er immer dabei gewesen! Drei Jahrzehnte ist Nietzsche tot und nahezu drei Jahrzehnte trägt Hörbiger sein Geheimnis mit sich herum, ihn von den Toten auferwecken zu müssen. Wohl hat er sich über die biblische Übereinstimmung mit kosmologischen Dingen der Welteislehre auch da und dort (wie in der österreichischen Flugzeitschrift) druckschriftlich geäußert, aber das Problem in seiner Größe und ethischen Seite an größere Kreise zu bringen, blieb bis heute zugedeckt. Dem Kenner aber seiner „Glazialkosmogonie" wird es nun auch nicht mehr sonderlich auffallen, daß er dort gar oft mit Nietzsche- und Goetheworten das kosmologische Gebäude verklärt hat, — und es in einer Schlußbetrachtung unternimmt, in heroischen Worten seiner reich gesegneten Innenwelt wenigstens Andeutung zu verleihen:

„Bibelsturm! Das ist kein Heldenstück, solange man ‚die Kunst des richtigen Lesens' nicht selbst zu üben Bedürfnis — und dabei einige innere Sensationen zu erleben aufdringliche Gelegenheit gehabt.

Weltanschauung? Man bleibe uns mit dem frevelhaften Wortmißbrauche so lange vom Leibe, als man dieses Anschauen nicht derart buchstäblich zu nehmen sich bemüht hat, wie wir! Wir dürfen uns da ein Urteil erlauben: Die Welt ist gut, aber die Anschauungen und speziell

deren Plural sind schlecht. ‚Die Geisterwelt ist nicht verschlossen; dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot!'

Und was sollen wohl die eigentlichen Aschenbrödel der heutigen Kultur, die Maschinenbauer, zu dem monistischen Orakel sagen: ‚Die Materie besitzt Ausdehnung und Empfindung'? Das wäre zusammengefaßt alles Bemerkenswerte? Die Prägnanz dieser philosophischen Formel vermag wirklich nur der Technologe auszudenken; sie dünkt uns geradezu unheimlich und dürfte an Tiefsinnigkeit nur noch von dem bekannten ‚gasförmigen Wirbeltier' überboten werden, dessen Stammbaum ebenfalls auf die als abgetan zu betrachtende Nebularhypothese zurückführt.

Andrerseits ist es ja gewiß ein köstlicher Genuß, sich die Lebenswunder von einem so erfahrenen Biologen wie Haeckel beschreiben zu lassen und wir freuen uns aufrichtig, denselben unsrerseits noch für ruhigere Zeiten aufgespart zu wissen. Aber bezüglich einer restlosen Erklärung der treibenden Kräfte solch wunderbarer Vorgänge, wie sie beispielsweise die Embryologie enthüllt, gilt noch immer das Wort Kants: ‚Ist man imstande zu sagen: Gebt mir Materie, ich will euch zeigen, wie eine Raupe erzeugt werden kann? — Eher kann die Bildung aller Himmelskörper, die Ursache ihrer Bewegungen, kurz, der Ursprung der ganzen gegenwärtigen Verfassung des Weltbaues eingesehen werden, ehe die Erzeugung eines einzigen Krautes oder einer Raupe, aus mechanischen Gründen deutlich und vollständig kund werden wird'."

Nicht von ungefähr hat Hörbiger mit „dem Sehnsuchtsschrei" Nietzsches den eigentlichen Hauptteil seiner „Glazialkosmogonie" beschlossen, mit einem Teil jener wundersamen Strophenfülle aus dem Nachgesang „Aus hohen Bergen":

„Oh Lebens Mittag! Zweite Jugendzeit!
Oh Sonnengarten!
Unruhig Glück im Stehn und Spähn und Warten!
Der Freunde harr' ich, Tag und Nacht bereit,
Der neuen Freunde! Kommt! 's ist Zeit! 's ist Zeit!"

Die vier Vignetten der „Glazialkosmogonie" sollen schließlich ihrerseits dazu beitragen, dem Schicksal Hörbigers Verständnis abzugewinnen. Bei zweien davon gibt die Umschriftung (zusammengenommen) ein Nietzschewort wieder, das Hörbiger wiederholt als Motto seines Lebens bezeichnet hat:

„Wer viel einst zu verkünden hat,
Schweigt viel in sich hinein:
Wer einst den Blitz zu zünden hat,
Muß lange — Wolke sein."

Über die Zeichnungen der Vignetten (Geier abwehrender Promethide, Eule über aufgeschlagener Bibel, Ambos und Fernrohr, Saisbild) schrieb Hörbiger einmal selbst: „Allnächtlich kam so der Geier (Mitteilungsbedürfnis), um an meiner Leber (Geistige Gesundheit) zu fressen. Glücklicherweise hatte ich aber immer die eine Hand (Gottvertrauen) frei, um den Geier abzuwehren, wenn er mir auch den Arm arg zerkratzte und zerhackte; aber der Arm hielt stand! Zu der zweiten Vignette ist zu bemerken, daß das aufgeschlagene Buch das 13. Kapitel der Offenbarung Johannes aufweist, was noch keinem Leser aufgefallen zu sein scheint. Und wenn ich vermelde, daß ich von meinem 15. bis 18. Jahre in der Schmiede von fünf Uhr früh bis sieben Uhr abends den Hammer schwang, so wird auch diese Vignette von der Rückseite des Titelblattes nicht mehr als ein bloßes Symbol angesehen, sondern als nüchterne Wahrheit erkannt werden. Und was schließlich die vierte Vignette anbelangt, so ist deren Sinn ja ohne weiteres klar: das keusch verhüllte Bild zu Sais wird gewaltsam enthüllt und die aufgehende Sonne aus dem Sturm der Horen (Faust 2) bescheint eine große funkelnagelneue astronomische Wahrheit. Daher der Ausruf: Heureka!, für den mir das Akademieheidentum so gram ist, während bei den Theologen dieses Heureka den Befähigungsnachweis dafür ersetzen soll, daß ich auch ihnen etwas Neues zu sagen habe."

Es ist schon unerhört Neues, ja mehr als dieses, was Hörbiger der Welt anbietet. Eine ungeheuerlich angesammelte Kraft scheint sich bei ihm entladen zu wollen, auf die „lange hin gesammelt, gehäuft und gespart worden ist." Wenn etwa der bekannte Grazer Universitätsprofessor Ude vor drei Jahren bemerkt, daß „die Welteislehre eine äußerst interessante Theorie vertritt" und er weiterhin gesehen hätte, „wie eigenartig sich das Leben der einzelnen Menschen gestaltet und wie das Schicksal alles so planmäßig fügt" — so kann dieses Zugeständnis doch nur als blaß verglimmendes Fünkchen gegenüber dem Riesenbrand erscheinen, den Hörbiger entzündet hat. Gelingt es der Leuchtkraft dieses Brandes, das trübe Geflacker der „öffentlichen Meinung" zu überblenden, wird das Spiel gewonnen sein. „Sie glauben nicht, wieviel Gewichte unsereinem anhängen, wenn man sich zum Fliegen mit Adlern anschicken soll, wie Sie einer sind". Man darf diese Worte seines geistlichen Freundes Baumgartner gewiß nicht unterschätzen. Und schließlich hätte die Welt auch erst zu verlangen, daß die Speise aufbereitet und ihr zugänglich gemacht wird, von welcher im vorliegenden Buche nur gerade eine dürftige Kostprobe dargereicht werden konnte. Es mag etwas überheblich klingen, wenn Hörbiger vor Jahren schon den Ausspruch gebrauchte: „Die Veröffentlichung meiner durch Briefe gegebenen Memoiren bilden einfach ein naturwissenschaftliches Weltgericht". Der Biograph aber, der

Die Hörbigerfamilie 1912. Sitzend Hanns Hörbiger und Frau Leopoldine (geb. Janák). Stehend von links beginnend die Söhne Joh. Robert (* 1885), Attila (* 1896), Paul (*1894) und Alfred (* 1891)

Schwiegertöchter-Revue 1926. Von links beginnend Consuelo, Josepha (Pippa), Martina und Adele Hörbiger

Blick in einen Zeichensaal der Firma Hörbiger & Co. in Mauer bei Wien (Hauptplatz) 1930

Hörbigers Landhaus in Mauer bei Wien (Kroisberggasse) von der Gartenseite. Hinter dem Hause Wiesen- und Rebgelände und Wiener Wald. 1930

Blick in ein Arbeitszimmer des Hörbigerinstitutes in Mauer bei Wien (Jesuitensteig). 1930. Hörbiger an der Schreibmaschine

diese Memoiren größtenteils kennt, billigt Hörbiger dies Selbstbekenntnis gerne zu. Wenn nämlich erst einmal der Wurf gelungen ist, die Ganzheit der „unheimlich heiteren Dinge" Hörbigers der Welt kundzutun, werden nicht wenige ein Erleuchtetwerden verspüren, dem nicht mehr zu entrinnen ist.

Groß fürwahr ist das Weltall, raumtief genug für spähende Augen diese bunte Erde darin und Legion die Zahl derer, die als forschende Eintagsfliegen am nimmermüden Antlitz der Erde sich einen redlichen Taglohn verdienen. Aber mögen tausend Rohre in schlaftrunkener Nacht in ewige Fernen reichen, mögen unter tausend Lupen Spürteilchen des Kleinsten reigenhaft zittern, mögen Tausende forschend vor Retorten stehen und Tausende die dickleibigsten Folianten wälzen, mit diesem statistischen Erfassen, Beschreiben und Zergliedern allein ist dem Sinn dieses Planeten nicht gedient. Wer Wissenschaft und selbst gehäuftes Wissen nur gerade trägt, und das bedeutet im sprachlichen Herkommen Wissen s c h a f t, mag sich ein gültiges Anrecht auf Erden verdienen, aber das Salz der Erde kennt er nicht!

Das Salz der Erde ist spärlich gestreut und kosten dürfen nur wenige davon. Es sind die Einsamen unter den Massen, die Spärlichen mit den ewig großen Kinderaugen im Lande des frostigen Dünkels, die Glücklichen vor sich selbst, die scheinbar Tragischen vor anderen — es sind die großen Schenkenden, die Begnadeten auf heimlich verborgener Himmelsleiter. Sie schauen die Welt und entdecken das seligste Märchen dabei. Denn ruhelos müssen sie bekennen: Es war einmal, ja es war einmal, als noch der Mensch das Staunen bewahrte, das Glücksgenießen vor dem, was in tausend bunten Bildern auf Erden und in Sternen glüht. In Bildern wohlverstanden, die immer nur Gleichnisse sind für das offenbleibende Rätsel, das zu lüften Ehrfurcht verbietet.

Aber die Ehrfurcht ist schlafen gegangen und die großen Kinderaugen rufen das Märchen erneut herbei. Das ist ihr Geheimnis, ihr gottgewolltes Schicksal! Sie spielen auf einer Harfe fern der Zeit und erst, wenn der letzte Ton verklungen ist, mag die Umwelt erschrecken, daß noch ein Rest geblieben, der heilig ist, daß es noch Andacht gibt, und man noch beten kann.

Und tausend Philister werden wach, reiben sich die Augen und erkennen, daß die Entdeckung einer mathematischen Formel, die Frage nach dem geraden oder krummen Lichtstrahl wohl schön und nützlich ist —, doch tausendmal größer der Augenblick erscheint, da das Auge Gottes gütig genug ist, sich eines Wunderwerkes zu erfreuen. Denn als Wunder taucht es auf der breiten Straße des alltäglichen Erkennenwollens auf und verstößt gegen die spröden Sitten einer Zeit, die sich grundsätzlich über nichts mehr wundern wollte.

Und das Empören der weiteren Tausende wird verständlich: als Gebildeter des zwanzigsten Jahrhunderts sich an Bibeltexte zu stoßen, als Aufgeklärter sich um Apokalypsengeheimnisse zu kümmern, als Naturforscher sich um Faust zu bemühen, als Mensch mit gesundem Menschenverstand an Versucherlegenden zu glauben, als Fachmann sich in andere Fächer mischen — wie gut doch, daß sozialer Sinn auch Irrenhäuser schuf! Nun gut, auch Empörer rufen in letzter Stunde zu Gott, auch wenn der letzte Insektenfuß auf Erden schon irgendwie umschrieben ist. Dann geistert die Angst vor dem, was man versäumte zu verehren.

Ich aber verachte auch diese Empörer nicht und zürne ihnen nicht, weil nicht ein einziger es aufhebt, das urschöne Erleben vor dem, was Hörbiger schuf! Hier verstummt das Erklären, schwingt nur noch der Ton seines glückhaften Harfenspiels. Woher er kam, wohin er geht! Im Schweigen ruht der Antwort Seligkeit. Nur noch zum Augenblicke kann ich sagen: verweile doch, du bist so schön...

Seit Jahrmilliarden leuchtet diese Sonne der nimmermüden Welt. Und urtief im Schoße der Mutter schon, die diese Sonne gebar, schlummerte als Willen Gottes der nachmalig erwachende Mensch. Und es wurde die Erde, und es schieden sich die Wasser des Himmels. Und wie einst, so heute und morgen noch speisen diese Wasser kosmischer Ferne das Erdenland, erhalten sein Leben und segnen es. Und seit Zeiten, die niemand kennt, geht dieser Mensch über die Erde, wurde mächtig, kühn, trotzig und vorwitzig zugleich. Und sobald dieser Vorwitz zum Überwitz sich verlor, der Mensch sich selbst der Allmacht zollt, alles wußte, alles kannte und nichts mehr sah, was nicht zu entschleiern wäre, stand es schlecht um diesen Menschen. Dem Überwitz entsproß das Elend, und Ekel schüttelte das Menschenland. Umschleiert war der Blick zu den Sternen, verloren des einen Achtung vor dem anderen, und vor dem, was heilig war, spottete Verachtung. Aber immer, wenn diese Menschen in größter Verachtung sich gefielen, mit Maßstäben des leiblichen Nutzens die Welt vermaßen, holte das Schicksal zum letzten Schlage aus und steigerte das Elend ins Grenzenlose. So gefiel sich noch immer der Wille Gottes, um in letzter Stunde die Entarteten und Verzweifelnden zur Besinnlichkeit zu lenken.

Wie oft dies auf Erden geschehen war? Wir wissen es nicht. Wir haben nur ein Vermuten dafür, daß dieses Schauspiel schon in alten Tagen der Menschheit sich mehrmals vollzog. Bestrafter Hochmut und zur schließlichen Erlösung drängende Heimsuchung sind die Etappen, an denen die Menschheit seit alters gewachsen ist.

Wir begrenzen den Blick in graue Ferne, halten beim Kreuz zu Golgatha, erahnen davor das Schicksal von Jahrtausenden und fragen nunmehr, was seit diesem Golgatha gewesen. Dem erstaunten Heutemenschen

nicht viel mehr, als die Weltgeschichte, die jeder kennt. Eine Geschichte mit Sonnen- und Regentagen, trotz aller Gegenläufe gerade gut genug mit einem Jahrhundert ungeahnter Erfolge menschlicher Erkenntnis zu beschließen. Eine Geschichte, die doch nur zeige, daß dieser Mensch berufen ist, den Sprung ins Letzte zu wagen, in das Glücksschloß seines Allvermögens. Als Bändiger der letzten Kräfte, die das All bewegen und stoßen, schlägt er sich kühn und willensstark vor die Brust. Und dürfe es tun, denn gäbe es doch nichts, daß er nicht meistern könne und wäre es die Ewigkeit.

Und zehn Millionen ließ er auf der Strecke liegen, als er die Kraftprobe des technischen Zeitalters bestand. Wennschon — die Mütterträne sind versiegt, es geht ja vorwärts, aufwärts, die Tourenzahl schwillt an, seit der Rekord entdeckt. Und das Leben ist ein Rekord um das, was am leichtesten die Kassen füllt, am verschwenderischsten das Sichausleben gestattet, am leichtesten zu Titelchen und Ehren führt, das Leben ein Sport — ein Sport schon der Mensch mit Höhenpreisen, zu hoch, um selbst noch Gott damit zu kaufen. Denn was sich nicht kaufen und verkaufen läßt, ist wert, verachtet zu werden. Seht ihr denn nicht die Atome tanzen, die Elektronen schwingen, die Kernschleifen der Zellen sich teilen, den Menschen als Wirbeltier vor euch, Millionen geistlose Nervenknötchen sein Handeln bestimmen; wollt ihr noch mehr, um zu verstehen, wie alles ward, alles wächst und alles endet!! Wie schaurig doch wieder Mephisto lacht! — Und Golgatha verdämmerte, seit der Mensch sich selbst mit Gott verglich.

Beim Kreuzgang vor zwei Jahrtausenden empfing eine hinreichend verderbte Welt ihr Erlösungsgeheimnis. Seher hatten vordem gesprochen und taten es nachher wieder. Sie nahmen die Zukunft vorweg, ahnten das Heute und die Stunde, da Golgatha sich restlos erfüllt. Eine Weissagung der Natur- und Gotterkenntnis in harmonische Einheit zu betten, will Wirklichkeit werden. Sich aufgeklärt wähnend, stürmte die Welt dem Heute zu, die Stätten Gottes den Thoren überlassend. Nun will die Heilige Schrift auch vor den Gescheitesten nicht mehr verstauben. So klingt es versteckt im Höhenwerke Goethes an. So mußten Nietzsche und Hörbiger sich erfüllen, dieser in Kaskaden der Verdammnis sprechen, jener die Sonne aus tiefschwarzer Wolke des Elends zaubern.

Und seltsam — in diesen Tagen, da Frank Thieß „Das Gesicht des Jahrhunderts" schreibt und zum furchtbaren Ankläger eines die Seele entsagenden Zeitalters wird, will ihn die Ahnung leiten, daß Nietzsche „als einer der religiösesten Männer, die jemals gelebt haben, zum scheinbaren Vernichter Gottes" wurde. „Der glühende Religionskampf dieses Großen atmet die reine und dünne Luft höchster Tragik. Uns mutet es heute fast antiquiert an, daß er ein halbes Leben lang gegen das Christen-

tum anstürmte und Gott selten anders als durch die Lupe dieser Religion sah ... Nietzsches Religionskampf lediglich vom Standpunkt des Atheismus zu werten, geht nicht an. In ihm offenbart sich eines der unfaßbarsten geistigen Phänomene: er verschmähte die religiösen Grundlagen der gotischen Kultur und war doch so gotisch wie nur irgendeiner. Er suchte Gott zu zertrümmern und war sein letzter großer Diener, eine Feuersäule, die mitten aus den Eisfeldern der Zivilisation zum Himmel loderte ...

Es wird möglich sein, Nietzsche für uns Zeitgegner neu zu entdecken. Doch muß sein Werk aus der Schale der großen Tendenz gelöst und ins reine Licht einer zeitlosen Anschauung gestellt werden. Und dies in Verschmelzung mit seinem tiefsinnerlichen Leben. Beides eröffnet das gewaltige Panorama des tragischen Heroismus. Es ist der Gedanke, unter dem allein eine kommende Kultur stehen kann ..." Sollte der Verfechter dieser Worte nicht auch den Weg zu Hörbiger finden, der um dieser Entdeckung willen den Kelch tragischer Härte bis zur Neige trank, ja trinken mußte?!

Ein Weiteres noch: Der dreißigste Todestag Nietzsches läßt das Schrifttum über ihn erneut aufleben. Und E. F. Podach, der augenblicklich über den Zusammenbruch Nietzsches schreibt, erwähnt den Eindruck Peter Gasts, daß Nietzsche den Wahnsinn offenbar fingierte! Und vom Nietzschefreund Overbeck wird berichtet, daß er sich „der grauenvollen Vorstellung nicht habe erwehren können, daß Nietzsches geistige Erkrankung simuliert sei!" Sind dies nicht dämmernde Vorzeichen zur schauerlichtiefen Erkenntnis Hörbigers?

Die Stunde naht, die den Vorhang des großen Götzentempels unserer Zeit zerreißt, die Stunde zugleich, die eine friedlose Welt zur Friedfertigkeit lenkt. Diesen Glauben mit ins Grab zu nehmen, wird dereinst Hörbigers Erlösung sein.

Nachklang

Es war in einer Jännernacht. Unbändig brauste der Sturm und sang verwegene Melodien. Die Uhr schlug Mitternacht. Hörbiger war heimgekehrt und nochmals trafen wir uns. Dort im Gebirgssteig, wo just die Drosseln im Flieder singen. Dort übergab er mir tonlos ein erstes Blatt, das sein gottgewolltes Schicksal streift. Verschwand mit schwerem wiegenden Gang in der Stille der Nacht. Und ich bestaunte das Blatt, das mich versuchen sollte.

„Ein Mysterium" das Leitwort und darunter im Bilde die Bibel, umrahmt von Nietzsches Werken, das Christenkreuz auf die Einbände gepreßt, dahinter die neue Erde und darüber als Schlüssel zum Ganzen der Mond, des Johannes „Gläsernes Meer"! Und tief war diese Winternacht und wollte kein Ende nehmen. Und Wochen gingen ins Land und „klärten" das Mysterium, aber ein Mysterium wird es ewig bleiben! Doch der in diesen Tagen die Geschichte vom „Falken vom Mons Regius" schrieb, muß recht behalten:

„Tief schlafen wir, durch Jahrbillionen hindurch. Dann kommt ein kurzer Traum. Der sind wir selber. Und nichts Besseres und Höheres gibt es, als sich ihm entraffen und den kurz geschenkten Sinn ins Ewige zu wenden. Um Gott zu sagen, wer er wäre und welches Heimweh wir nach ihm hätten. Denn nachher ist wieder tiefer Schlaf jahrbillionenlang. Wem aber ist geschenkt, das Paradies zu erleben in solchen Träumen, die so kurz und schön sind? Außer das ganze Leben wäre dem Göttlichen gewidmet?" Und wer verstünde noch, daß „der Mensch vor Gott weniger wert ist als das Wild, wenn er Gottes Mitgift vernachlässigt, seine sinnende Seele!" Und wer beneidete nicht jenen, der dies verstand und dem das „Gläserne Meer" Erfüllung brachte?! Beneidete ihn nicht vor allem um sein Lebenslied, wie es Lynceus der Türmer in sternklarer Nacht ihm gesungen:

„Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,

Dem Turme geſchworen,
Gefällt mir die Welt.
Ich blick' in die Ferne,
Ich ſeh' in der Näh'
Den Mond und die Sterne,
Den Wald und das Reh.
So ſeh' ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen,
Gefall' ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr geſehn,
Es ſei wie es wolle,
Es war doch ſo ſchön!"

Viertes Buch

Ewiger Menſch

Von Freunden, die man nicht vergißt

Sie sind selten, solche Freunde! Ganz selten im Haushalte der einsam Schaffenden, der schöpferisch Tätigen. Und wahre Freunde können diesen wiederum nur solche sein, die selbst im Garten eines großen Schauens und Kämpfens sich zeitlebens bewegen. Sonst kümmert die Freundschaft zur bloßen Verehrung herab, die zwangsläufig den Wert einer eigenen Meinung zum Schaden des Partners umgehen muß. Läßt man diese Voraussetzung außer acht, dann wären wohl Hunderte zu nennen, die Hörbiger irgendwie freundschaftlich begegneten. Gar trauliche und bisweilen seltsame Bilder ließen sich hierzu zeichnen, eine dankbare Aufgabe vielleicht für spätere Zeiten. Von Freunden, die selbst schenken konnten, soll hier (auch im bescheidensten Ausmaß nur) die Rede sein, und einigen solchen, deren Handeln eine unverbrüchliche Echtheit der Verehrung verbürgt.

Es war an einem stillen Sonntag, als ich in den hinterlassenen Schriften eines mutigen Gottesstreiters blätterte. Und was mir daraus an Gewinn verbleiben sollte, würde (an die eigenen Worte des Verfassers lehnend) etwa zu bedeuten haben: Wir kennen unsere Seele nicht in ihrer konkreten Wirklichkeit, wir haben keinen genauen Begriff vom Ausmaß der seelischen Kräfte und staunen angesichts der Wirkung Gottes in einzelnen Seelen, denen er hohe Weisheit, einen tiefgründigen Sinn für die Spuren des Schöpfers in Natur und Geisteswelt verleiht. Eine hohe Erkenntnis, die nicht dem grübelnden Detailwissen, sondern einem großen Überblick entstammt, — ein Wissen, das sich den Dingen nicht mühsam abzwingen läßt, sondern sich vor dem schauenden Geiste auftut. Derart Begnadete würden die Seele über alles schätzen lernen, mit Ausdauer und fester Hand an der eigenen Vollkommenheit arbeiten, Natur und Gnade in die rechte Harmonie setzen und das Leben als einen fortwährenden Fluß von Tätigkeit und Betätigung erkennen. Ihre Vollkommenheit würde höchste Tatkraft erfordern, die ebenso unumgänglich als die Demut sei, die die anfängliche und erste Grundbedingung des

Lebens ist. Denn vor Gott würde der Mensch einem Tropfen im Weltmeer gleichen, einem losen, vom Sturmwind verwehten Blatt. Und was die Wissenschaft uns von der Vorsehung zu sagen wüßte, wäre gut genug mit der Dürre eines herbstlichen Stoppelfeldes zu vergleichen.

Drei lange Jahrzehnte seines Lebens war Hörbiger dem Künder dieser Worte, dem größten Kanzelredner Ungarns, dem Budapester Universitätsprofessor und späteren Bischof von Stuhlweißenburg, dem eigenartig großzügigen Kämpfer Ottokar Prohaszka freundschaftlich verbunden. Eine Freundschaft, die auf Gegenseitigkeit beruhte, die Wolken kannte, um sie zu zerstreuen, und viel Sonne, um sich daran zu erfreuen.

Gefühle der Ergriffenheit werden wach, wenn man die gehäuften Briefe Hörbigers aus den Apriltagen 1927 studiert, die den schmerzlichen Verlust dieses Freundes erahnen lassen. Steht doch sehr viel mehr zwischen den Zeilen der scheinbar nüchternen Worte, die Hörbiger beispielsweise am 15. April genannten Jahres an das bischöfliche Sekretariat zu Szekesfehervar (Stuhlweißenburg) sandte: „Genehmigen Monsignore zunächst meine innige Anteilnahme an dem erschütternden Verlust, den ganz Ungarn und speziell das Bistum Stuhlweißenburg durch den so plötzlichen Heimgang seines Oberhirten zu beklagen hat. Es mag ein Trost darin erblickt werden, daß der Verblichene nicht lange zu leiden hatte und er gleichsam im Ornate aus der Ackerfurche abberufen wurde. Ich habe in Sr. Exzellenz einen der ältesten Förderer des mir gewordenen Himmelsgeschenkes der Welteislehre verloren, dem jeder Welteiskenner für alle Zeiten ein dankbares Andenken bewahren wird". In einem anderen Schreiben wird der befreundete Dr. E. J. Graf Zichy in Acs gebeten, sich für die Rückgabe der an Prohaszka gerichteten Schriftstücke zu verwenden: „Unsere Correspondenz datiert noch aus der Graner Zeit Sr. Exzellenz, bzw. aus dem Winter 1895/96. Ich habe ihn damals mitunter auch den Dr. Marianus (aus dem Faustepilog) genannt und der Bischof nannte mich in einem Briefe auch einmal, allerdings nur spaßeshalber, seinen ‚lieben Dr. Faust'. Außer den verschiedenen Briefen und Berichten astronomischer und exegetischer Natur sandte ich auch Zeichnungen, Photos und verschiedene Bücher, welch letztere ich auch gerne zurück haben möchte. Denn, wenn solche Bücher mit meinen Randglossen und Photos in die Hände eines Nachfolgers kommen, der nicht auch unsere Korrespondenz von Anfang an verfolgt hat, so könnte dies nur zu argen Mißverständnissen führen ... Es sind auch Bücher von Nietzsche und über Nietzsche dabei und auch solche eschatologischer Natur." Und Ende April gleichen Jahres bittet Hörbiger u. a. die Schriftleitung des „Pester Lloyd" um die Güte, ihm jene Nummern zusenden zu wollen, die einen Nachruf über den verstorbenen Bischof gebracht haben dürften.

Während einer Predigt, die Prohaszka am Abend des 1. April 1927 in der Budapester Universitätskirche hielt, traf ihn der Schlag — als Vorposten des Unerbittlichen, der tags darauf die Sense schwang. Mit den Worten „Favete linguis" (Schweigt still!) ging er hinüber, dessen Leben ein einziger großer Tag zur Versöhnung von Glauben und Wissen gewesen war. Zumal seinem mit Hörbiger geführten Briefwechsel ist zu entnehmen, daß diese (1858 geborene) Kampfnatur schon in ihrer Frühzeit als Studienpräfekt des erzbischöflichen Priesterseminars zu Esstergom (Gran) an Fäden spann, die sich mit dem damals aufflackernden modernistischen Gedanken berührten. Und aus seinen ersten Werken schon spricht nicht nur eine Propagierung von Ideen, wie sie bewährte deutsche und französische Modernisten (Schnell, Ehrhardt, Loisy) vertraten, sondern es weht durch diese Werke gleichwohl ein Zug von Freisinnigkeit und Toleranz den Andersgläubigen gegenüber, wie dieser in solch eindrucksvoller Fassung seltenwo zu entdecken ist.

Als es der Vatikan (1911) für ratsam hielt, mehrere spätere Schriften Prohaszkas auf den Index zu setzen, darunter auch seine Schrift über „Die Auswüchse des Intellektualismus", der ehemaligen Antrittsvorlesung nach seiner 1909 erfolgten Wahl zum Mitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften, wußte Prohaszka jenen, die eine Fortführung seines Bischofsamtes in Zweifel stellten, nur zu sagen: „Ich bleibe auch weiterhin Ottokar Prohaszka und Bischof. Meine Stellung wird durch den Beschluß, meine Werke auf den Index zu stellen, nicht tangiert. Auch bin ich nicht der erste Bischof, dem dieses Schicksal beschieden ist. Wahrscheinlich werden Verhandlungen eingeleitet werden, um die Mißverständnisse zu beseitigen, und ich glaube, daß nichts zurückbleiben wird, was ich zurückziehen müßte. Sollte dies aber doch der Fall sein, dann werde ich revozieren und eine bessere stilistische Form suchen, um so die Korrektur vorzunehmen. Der ganze Vorfall berührt mich übrigens durchaus nicht tragisch. Ich werde meine Mission fortsetzen." Und das tat Prohaszka bis zu seinem tragischen Tode, nachdem die Ungnade des Pabstes durch eine Pilgerfahrt seines bischöflichen Freundes und glühenden Verehrers seiner Werke, des Grafen Mailath, nach Rom gemildert worden war.

Weit über die Grenzen Ungarns hinaus reichte der Ruf dieses außerordentlich befähigten Geistes, wie viele seiner Schriften auch deutsche Übertragungen erfuhren. Durchdrungen von stark religiöser Überzeugung, ausgestattet bei denkbar einfachster und anspruchslosester Lebensführung mit außergewöhnlichem sozialen Sinn, hatte er sich in seltenem Maße die Liebe und die Verehrung des ungarischen Volkes erworben. Es galt beispielsweise als ein Ereignis im öffentlichen Leben Ungarns, als Prohaszka auf der zehnten Jahresversammlung des ungarischen Bundes der Landwirte im Frühjahr 1916 eine Bodenreform proklamierte, die das

Los der heimkehrenden Krieger zu bessern versprach. „Uns ist der Boden ein irregionaler Begriff, wir sehen, wir fühlen, daß aus diesem Boden nicht nur der Same entsprießt, sondern Seelen entsprießen und wir wollen, daß aus dem ungarischen Boden ungarische Seelen erwachsen. Der Boden gehört der Nation und eine vernünftige nationale Politik strebt immer dahin, daß der Boden dem Volke gehöre und keinerlei Spekulation sich zwischen den Boden und das Volk sich dränge. Wir können sehen, daß jede Nation, die unterm Zelt lebt, nie Kultur hervorbringen konnte ..."

Und in einer drei Jahre zuvor auf dem Budapester Katholikentag gehaltenen Rede schält sich in eigener Schärfe des Freundes Einstellung zum herrschenden Zeitgeist heraus: „Es ist das Chaos, die Anarchie der Geister, unter der die moderne Kulturwelt leidet, und zwar je mehr, je geringer die Hoffnung wird, daß es für sie aus eigenen Kräften eine Rettung aus diesem Zustand gibt. An der Wurzel des Übels steckt der überwuchernde Individualismus, dessen großer Fehler es war, mit der ganzen Vergangenheit brechen zu wollen, die Grundlagen und Ideale der christlichen Kultur zu verwerfen. Während der Fortschritt auf technischem und wissenschaftlichem Gebiet den Menschen unseres Zeitalters zum mächtigen Herrn der Welt gemacht hat, brachte ihm der moderne Geist den Fehlgriff bei, der Mensch sei auch unumschränkter Herr in der moralischen Welt, auf dem Gebiete der Wahrheit und der Ideale. So kam jene Zerrissenheit, jene Dunkelheit und ratlose Unruhe in die moderne Menschheit, so daß wir unter zehn ‚Kulturmenschen' nicht zwei finden, welche in den großen Fragen des Lebens gleich denken. Es ist ein neues Babel entstanden, eine Verwirrung der Begriffe, indem dieselben ihres Gehaltes entkleidet erscheinen und die Gewißheit bezüglich der Realität unserer Erkenntnis erschüttert wurde. Es ist, als ob der moderne Mensch die Stärke der objektiven Wahrheit nicht mehr vertrüge, als ob er nur mehr bei Kerzenschein und flackerndem Irrlicht, nicht aber im hellen Sonnenlicht zu leben vermöchte, das ihm Welt, Sein und Leben erhellen und sein Herz mit Frieden und Sicherheit erfüllen würde. Am meisten macht sich dies auf religiösem Gebiete geltend ... Gewiß, die Menschheit hält solch ein Chaos nicht aus; auch heute bedarf sie Licht und Wahrheit, Gewißheit und Gleichgewicht. Sie bedarf einer sicheren Antwort auf die höchsten Fragen, anstatt jener allgemeinen Zweifelsucht, die sich als die Epidemie des Zeitalters bezeichnen läßt. Es scheint zwar das religiöse Bedürfnis in den Reihen der ‚Aufgeklärten' vielfach geschwunden, aber wo immer die Geister mehr in die Tiefe dringen, da macht sich das Bedürfnis nach Religion, nach Annäherung und Kontakt mit Gott geltend ..."

Es ist für das Schicksal Prohaszkas bezeichnend, daß er nach der Schreckensherrschaft der ungarischen Räteregierung in seinen letzten Lebensjahren (anfänglich als Abgeordneter der ungarischen Nationalversammlung) fast zum Fanatiker der religiösen Unduldsamkeit und zum glühenden Vorkämpfer des wiedererwachenden Ungarn wurde. In diesen Zeiten schläft der Briefwechsel mit Hörbiger fast gänzlich ein, der wie eine stille Segnung das Leben Hörbigers verklärt. Kein Wunder, daß bei den hohen Qualitäten Prohaszkas, seiner Geradheit und Offenheit, seiner unverfälschten Hochachtung dem schöpferischen Außenseitertum gegenüber, seiner Befürwortung eines Gottesgnadentums, aus dem alle höchsten Werke geboren werden, seiner Verurteilung einer intellektuellen Vormachtstellung — daß aus all diesen und weiteren Eigenschaften die vielleicht innigste Seelenbindung entstehen konnte, zu der Hörbiger einem Zweiten gegenüber überhaupt jemals fähig war. Und schließlich war Ungarn, das tausendjährige Reich, das Land seiner Welteisentdeckung und seiner ersten schweren seelischen Erschütterungen.

Als Hörbiger alsbald nach dem Vajdahunyader Erlebnis vom 29. April 1895 nach einem Theologen mit einigen naturwissenschaftlichen und astronomischen Kenntnissen Ausschau hielt, fügte es ein gütiges Geschick, auf Umwegen und durch Vermittlung eines befreundeten geistlichen Herrn auf Prohaszka zu stoßen. Hatte doch letzterer ein Hörbigerschreiben an Prohaszka nach Gran gesandt, das diesen bestimmte, am 24. Februar 1896 erstmals an Hörbiger zu schreiben. Der Zusicherung, sich gern mit seinen Ansichten zu beschäftigen, einen befreundeten Sternwartendirektor dafür zu interessieren und der Bitte, ihm ausführlicheres Material zuzustellen, folgt die sinnfällige Bemerkung: „Meiner Meinung nach wird zwar der Kampf nicht in den Luftregionen der Wissenschaft, sondern auf dem warmen Boden des sozialen Geschehens entschieden werden, wie ja darauf die ganze Entfaltung der Wissenschaft und das Hinübergleiten des allgemeinen Interesses von abstrakten Fragen auf soziale Probleme hinweist." Schon wenige Tage später, nach genauerer Kenntnis der Welteisentdeckung und der gehabten Gesichte, möchte Prohaszka sich eines Staunens nicht verschließen können und sagen, „daß Ihre Aufgabe, die Sie überwältigen wollen ein Urwald ist und zwar meine ich damit nicht das Dunkel und die Unsicherheit des Urwaldes, sondern seine Fülle und Mannigfaltigkeit." Der Einwand wäre billig, in dem Graner Professor einen Laien in astronomischen Fragen erblicken zu wollen, der sich von Hörbigers Tiefenschau schon damals bestricken ließ. Hatte er doch auf Grund seiner besonderen Fähigkeiten sich im Collegium Germanico-Hungaricum in Rom einen hohen Grad von Kenntnissen auch in naturwissenschaftlichen Dingen schon frühzeitig erworben und später selbst kosmologisch orientierte Werke herausgegeben. So war er einer der wenigen Begnadeten, die zugleich von der hohen Warte des universell Gebildeten aus

sich dem werdenden Werke Hörbigers nähern und es somit auch wertschätzen konnten.

Es liegt ein eigenartiger Zauber schon in einem der ersten Rückschreiben Hörbigers (vom 4. 3. 96) an Prohaszka. „... Jener Urwald, von dem Sie sprechen, ist ein ausgezeichnet zutreffendes Schlagwort; er enthält eine Fülle von Mannigfaltigkeit sondergleichen, aber er enthält wenig Dunkel mehr und wenig Unsicherheit. Die objektive Forschung sieht diesen Urwald aus der Vogelperspektive, sie beschreibt uns das Wogen der Blätterkronen, aber hinab zu den Wurzeln findet sie selten. Ich war zu vorwitzig und bin bei Bewunderung dieses Wogens aus dem Ballon gestürzt; ‚zufällig' fiel ich weich durch das Blätterdach auf den Waldesboden; zur Besinnung gelangt begann ich meine Wanderung nach allen Himmelsrichtungen um hinauszufinden! Unmöglich, kein Ausweg! so weit ich auch wandere, überall dieselbe Allmacht! Jenes geheimnisvolle Rauschen, das unser geistiges Ohr vernimmt, das ist Er! und jenes Wogen, welches die objektive Forschung uns beschreibt, hängt innig mit dem Waldesrauschen zusammen, ist eins mit ihm! Aber sie sind alle mit Blindheit und Taubheit geschlagen, sie sehen und hören Ihn nicht, um in ihrer Objektivität nicht gestört zu werden!..." Man spürt, wie sich dahinter die sieben ebenso glücklichen wie leidbeschwerten Monate vom September 1894 bis zum April 1895 verbergen und die Zuversicht eines gottgefälligen Geborgenseins ein beredtes Gleichnis findet.

Gar oft hat Hörbiger in dieser Anfangszeit des gegenseitigen Briefwechsels sich fast zur dichterischen Verklärtheit aufgeschwungen, geistvolle Gleichnisse gemalt, aber auch mit unverminderter Geduld allen Ideengängen und Einwänden Prohaszkas auf geisteswissenschaftlichen und religiösen Gebieten gerecht zu werden versucht. Was Hörbiger auch immer in den restlichen Jahren des verflossenen Jahrhunderts bewegte, findet einen mehr oder minder deutlichen Abglanz in diesem Prohaszka-Briefwechsel. Und als er zu Ende des Jahrhunderts das „Urwalddickicht" der ausreifenden Welteislehre schon einigermaßen in Form gebracht hatte, ist gerade Prohaszka einer der ersten, der über die ihm zugesandten Schriftstücke von Monat zu Monat in zusehends sich steigernde Bewunderung gerät. Doch auch des Freundes Kritik bleibt nicht aus, zeichnet in scharfen Strichen die Mängel, die möglicherweise noch zu beheben sind, und setzt Fragezeichen hinter Dinge, die noch eines Beweises bedürfen.

„Ich habe mit Begeisterung gelesen," heißt es in einem Februarbrief 1900, „und wünsche Ihnen Glück. Sie erschließen großartige Perspektiven, erleuchten das Dunkel der Weltschöpfungsperioden, die Verschiebung und den Wechsel der Klimate. Sie revolutionieren alles... Am besten gefällt mir die Erklärung bezüglich des Zusammenhanges zwischen meteorologischen und kosmischen Vorgängen." Gleichwohl werden aber

Fragen aufgeworfen, die Prohaszka noch ungeklärt erscheinen, die Hörbiger aber zur Überlegung und zum Suchen nach eindeutiger Antwort zwingen. Hinter manch verfänglichen Worten Prohaszkas ist das nüchterne: „Das verstehe ich schon nicht" zu lesen, „aber," so meint der kritische Freund wiederum, „Sie geben tüchtig Gegendampf und kühlen die Hitzköpfe der Plutonisten ab. Ich habe viel Vergnügen dabei gehabt und wünsche nur, Sie mögen doch das Manuskript druckfertig machen und einzelne Punkte gesondert publizieren. Beehren Sie mich auch ferner mit Ihren schönen Gedankenblitzen!"

Im Juni 1900 möchte der Graner Professor „am Ende selbst ein Eismann werden". Eine weitere „Ladung" Hörbigerbriefe, mit herzlichem Dank bestätigt, verführt im Oktober 1900 zu dem Ausspruch „durch großartige Ahnungen förmlich maltraitiert zu werden." Und „immer klarer treten mir Ihre Gedanken entgegen, ich bewundere die Größe und die Spannkraft Ihrer Gedanken; ich sehe, wie es überall bröckelt und bricht; angefangen von der Astronomie, in welche Sie wie ein Keil die Begrenzung des Newtonschen Gravitations-Prinzips treiben, hindurch durch alle Wissenschaften... Bei Newton bröckelt's, bei Kant-Laplace bröckelt's... Sie fangen die zerstreuten und fliegenden Himmelskörper ein, ballen sie zu Planeten; Sie stellen zum Prinzip nicht die Mechanik, sondern die Physik auf; Sie retournieren die geozentrische Stellung der Erde in einem zielergibigeren Sinne; die Erde ist der Mittelpunkt des Lebens; Sie fassen die Zweckmäßigkeit in ihrem innersten, wesenhaftesten Ausdruck auf und setzen Gott mitten in die Welt, den Gedanken mitten in die Mechanik... Ich schwimme in Ihrem Fahrwasser und zwar mit Entzücken. Sie sollten einzelne Thesen ausarbeiten und selbe in Zeitschriften veröffentlichen, z. B. die Aggregats-Theorie wenigstens als gleichberechtigt mit der Kant-Laplaceschen darstellen. Glück auf!" Ein Sommerschreiben 1901 begleitet der Wunsch, „daß Gott es gebe, daß diese herrlichen Ideen, diese Gedanken-Kolosse in stämmigen Bänden ihre Ausgestaltung finden mögen. Das Ganze macht auf mich den Eindruck einer einheitlichen, großen epischen Dichtung, ein Epos aus einem Guß." Gegenüber der Mehrdeutigkeit der Wissenschaft, die für eine gewisse Ohnmacht wissenschaftlichen Erkennens zeuge, würde Hörbigers Perspektivität zur seltenen Klarheit in dem Wirrwar der Meinungen und Theorien führen. „Auch werde ich mir, wenn ich Zeit habe, die Freiheit nehmen, den Maccabäer der Zunftgelehrten zu besuchen."

Für Hörbigers Innenwelt selbst waren ja die Monate vom Sommer bis zum Spätherbst 1901 sozusagen eine Vorbereitung für das sich anschließend ereignende Februarerlebnis (1902) im Föhrenwalde Landstuhls. Mochte ihn dieses Erlebnis (wie wir sahen) noch so gewaltig übermannen, es war gewiß auch eine Entspannung für seine durch Monate

hindurch zutiefst aufgewühlte Seele. Ist er doch in diesem zweiten Halbjahr 1901 nahe daran, vom Schicksal mehr zu fordern, als selbst ein Begnadeter noch ertragen kann. Versteigt er sich doch in Höhen, die schwindelerregend dem erscheinen müssen, der glauben soll, daß ein Weltgericht, eine gewaltige Abrechnung und eine Erlösung zugleich, sich durch seine Sendung augenblicklich vollziehen muß. Nun, er ging aufs Ganze, sah keine Hemmungen, keine Hindernisse mehr und wer weiß, ob Hörbiger damals an sich selbst nicht irre geworden wäre, wenn des Freundes mahnende Stimme nach Kenntnis aller Begebenheiten nicht wie eine fruchtbare Abkühlung gewirkt und ein Rückgleiten auf den Pfad des Menschenmöglichen verbürgt hätte. Denn so wenig für mich ein Zweifel besteht, daß hier der einzig wahre Freund ganz groß erscheint, so wenig auch darüber, daß Hörbiger die diesbezüglichen Prohaszkabriefe nur von Nutzen waren. Man braucht gewiß nicht alles unterschreiben, was in diesen Briefen steht, zumal sich Hörbiger in der Folge auch von Prohaszka als manchmal mißverstanden betrachten durfte. Schließlich möchte man schon keinen Abstrich an der schlichten Größe dieser Briefe machen, die eine gewiß einzigartige Rolle in der Lebensgeschichte Hörbigers spielen. Ich kann mir deshalb auch nicht versagen, wenigstens ein derartigen Schreiben Prohaszkas (vom 14. Nov. 01) ungekürzt (bis auf wenige einleitende Worte) zu bringen:

„Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Briefe... Nun, ich sehe, daß Sie voran kommen; Sie stürmen, Sie erobern, Sie regen an, Sie werden interessant. Ein jeder Stürmer ist interessant, ich meine die Geistesstürmer! Ein jeder gefällt, der in die Verzückung neuer, großer Wahrheiten fällt; er leuchtet, er wird durchgeistigt; Engelsgestalten schweben um ihn und durch Apperzeption wird er zum Propheten. Sie sind ein lebendiges und leibhaftes Beispiel dafür, wie man durch große, durchblitzende Ideen am Wege der Apperzeption zum Propheten wird. Diese Apperzeption ist aber eigentlich eine Schwäche, keine Stärke! Von einer großen Idee angeregt und entzückt, meinen Sie, der Geisteswelt neue Bahnen zu eröffnen, — durch eine gewaltige die ganze Astronomie umgestaltende Auffassung entzückt, meinen Sie die Welträtsel entziffert zu haben. Sehen Sie, das ist Psychologie, reiner Subjektivismus und sonst nichts. Sie thun da keine neue Bahnen auf, Sie stehen ja mit der Erkenntnis von Sein und Leben ganz auf der alten Stätte; Sie bewegen sich auf alten Bahnen; Sie wissen ebensowenig was Stoff und Kraft ist, was Leben und Entwicklung ist, wie Büchner, Moleschott und Haeckel; Sie führen uns nicht ein in die Metaphysik des Erkennens — alles steht trotz Ihnen am alten Fleck, die Idee des Seins, das Erkennen der Substanz und der Qualität, das Sein schon erst recht; und Sie sprechen trotzdem vom Weltgericht, das jetzt über die Welt ergehen soll! Was soll das sein? Wer und was wird ge-

Im Heim von Alfred und Martina Hörbiger (Hauptstraße in Mauer). Von links beginnend: Verfasser dieses Buches, Hanns Hörbiger, Alfred Hörbiger (1930).

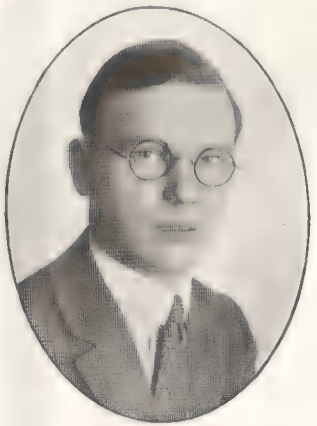
Philipp Fauth (1930)
bekannter Mondfachforscher, seit 1898 Mitarbeiter Hörbigers und der „Glazialkosmogonie"

Heinrich Voigt (1930)
Dr.-Ing. h. c. Gründer der Voigt & Haeffner A.-G. Frankfurt a. M. Seit 1914 zur Verbreitung der Welteislehre hervorragend tätig

Max Valier († 1930)
trat ein Jahrzehnt
hindurch für Hörbi-
gers Ideenwelt ein

Georg Hinzpeter
arbeitet mythologisch im
Sinne der Welteis-
lehre

Hanns Fischer
erwarb sich besondere Ver-
dienste für die Populari-
sierung der Welteislehre



Engelbert Pigal
Ing. im Hörbiger-Institut

richtet? Höchstens die Laplacesche Nebular-Hypothese und die modernen astronomischen Ideen. Über diese also bricht das Gericht los. Ja aber was soll es mit dem Weltgericht an sich haben? Auch wenn wir wissen, daß die Bewegung der Fixsterne keine Gravitationsbewegung ist; auch wenn unser Planetensystem aus einer geborstenen Urwelt wieder durch Agglomeration entstanden sein soll, — auch wenn die Milchstraße unser Ei-ring ist und mit uns dem Herkules zufliegt, was haben Sie damit fürs Weltgericht erreicht?

Sie haben eine herrliche, alles umfassende Wahrheit, sagen wir, Sie haben glitzerndes, funkelndes Eis, All-Eis, als herrschendes Motiv der Weltschöpfung entdeckt, — ja aber ist denn dadurch die Welt gerichtet? Warten Sie ab, ich habe noch was zu sagen! Sie haben noch mehr getan —, Sie haben auf dem glitzernden Eis die Zweckmäßigkeit, das eigensinnige, das freie Walten des ewigen Willens gezeigt. Die Philosophen werden sagen: sehet da das Zweckmäßige in der Welt; Eis und Wasser überall; nur hier das Leben, hier auf dieser schönen, grünen Erde; und die Menschen werden leichter glauben? werden sie dadurch erlöst? Alle diese Ideen reichen ja nur zum Rande der Geisteswelt; was soll aber in jener Sphäre mit Ihrem Eis, mit Ihrem Gott erreicht werden? Nicht wahr, da erst heißt es weiterbauen und jene Geistesgemeinschaft, die des Menschen Ansprüche auf ewiges Leben trägt, — jene wahre Gemeinschaft der Heiligen bewerkstelligen, die durch Gott geschaffen, durch ihn gepflegt, getragen, besorgt wird, wie Sie selbst aus Kant zitieren. Soll ich weiter noch tagen und fragen? Meinen Sie, daß Sie der Richter der Welt durch Ihre Hypothesen werden? aber ich sage Ihnen ja, daß Ihre Hypothesen, oder sagen wir These, sagen wir allgemein angenommene Welterklärung nur am Rande des Geisteslebens, der wahren, wirklichen ‚Welt' steht. Sie ist eine Staffel dahin! Sie tun aber so, als wenn alle Schrift, und alle Propheten sich eigentlich darauf beziehen würden. Nein Herr Hörbiger; die Astronomie ist ein Stück der Lehre vom Sein, oder besser gesagt, die Lehre über ein Stück Welt, und dieses Stück, wenn Sie es auch recht erfaßt haben, setzen Sie immer mit der ganzen Welt gleich; dies kann Ihnen nur durch Apperzeption passieren: In Ihrem Entzücken nehmen Sie den Teil für's Ganze und meinen durch den Aufschluß in einer Teilfrage dem Faß, der Welt, den Boden ausgeschlagen zu haben. Das nenne ich pure, subjektive Psychologie! Lassen Sie also die Schrift; die bezieht sich nicht auf eine Spezialfrage der Wissenschaft.

Wenn diese Frage auch von Anfang an gelöst gewesen wäre, würde Kant doch recht haben, daß Gott die Seelen erzieht, daß er zum Fristen des seelischen, moralischen Lebens nicht die Wissenschaft den Menschen an die Hand gegeben, sondern daß er ihnen einen Strom von lebendigen Wassern fluten ließ, — das sind die Offenbarungen, die den Glauben

und das Ringen der Menschheit tragen. Dafür sorgte er so wie für Licht und Wasser, wie für Wärme, Energie und Mutterliebe; keines dieser Dinge entspringt aus Menschenwalten; die Luft nicht aus den Laboratorien, die Wärme nicht aus Maschinen, die Mutterliebe nicht aus höheren Mädchenschulen... und seien Sie überzeugt — der Glaube an Gott als den Liebenden, Erlösenden, Beglückenden —, an seine Einflüsse in der Vorsehung und in der Gnade, an Unsterblichkeit und Vergeltung — ja an Gut und Böse, dies alles schöpfen wir aus dem Strome der Offenbarung; welcher nicht im Namen der Erde und Sterne bekrittelnden und den Staub aufwühlenden Wissenschaft fließt, sondern aus Gottes Gnaden, und dessen Wärter nicht Professoren, sondern Moses, Christus, Propheten, Apostel, Heilige sind. Das ist der Supernaturalismus: ‚Nicht um Mirakeln handelt es sich, sondern um die entscheidende Frage, ob wir hilflos eingespannt sind in eine unerbittliche Naturnotwendigkeit, oder ob es einen Gott gibt, der im Regiment sitzt und dessen naturbezwingende Kraft erbeten und erlebt werden kann.‘ Da, da bricht das Gesicht ein, von dem Christus, der Herr, gesprochen hat; nicht aber in der Sphäre Ihres Evangeliums. Dort gibt's, ich wiederhole es, auch ein Gesicht; solch ein Gesicht, wie es über den Irrtum periodenhaft einbricht. So saßen zu Gerichte Copernikus, Galilei über Ptolemäus, so können Sie zu Gericht sitzen über Laplace; aber Sie sehen, das deckt sich mit der Welt nicht.

Also Sie können höchstens einen Glauben verlangen für Ihr herrliches System und diesen Glauben will ich wirklich in mir nähren; ich bin entzückt von der Größe dieses weltumspannenden Reifens, dieses Eis-Reifens; ich wünsche, daß wie dieser Eisreifen die blühende Erde umfaßt, so möge die Einsicht in das Eis die Welt zum Glauben an Gott bewegen und sie aus dem Wahn, aus dem Dunst der Vorurteile und des Hasses herausheben; das wahre Licht wird ihr aber erst dann aufgehen, wenn sie sich zur Liebe, wie zum Schauen geboren erkennt, in dieser Liebe die Blume alles Seins betrachtet und sich an ihr vollsaugt mit Glück und Zufriedenheit — Das hat Nietzsche auch nicht getan, er war zu schwach dazu, er hat sich verrannt; darum imponiert er mir nicht. Doch davon ein andermal. Ich schicke Ihnen mit Dank Ihre letzten Geistes-Kinder zurück und bete für Sie, damit Sie wirklich erleuchtet werden, da Sie ja so nahe dem Lichte stehen!“

Diese letzten Zeilen scheinen in eigenartiger Voraussicht auf die kommenden Februarereignisse (Hörbigers Erkenntnis und Ausdeutung Nietzsches) hinzuweisen. Vielleicht können die durch solche Briefe hinterlassenen Eindrücke beim Empfänger auch mitbestimmend für dessen Gewinn jener ungewöhnlich gewaltigen Perspektivität dem Nietzscheproblem gegenüber gewesen sein! Nicht nur heilsam ernüchternd, sondern gleichwohl geistbefruchtend würde demnach die Wirkung solcher Freundesbriefe

abzuschätzen sein. Wenn wiederum Prohaszka die kosmologische Schau Hörbigers bewundert, in theologisch-geisteswissenschaftlichen Dingen aber ein gewisses „Rühr-mich-nicht-an“ verrät, so wäre dennoch die Folgerung nicht erlaubt, daß hier ein hinreichend bekanntes Übel sich auch nur wiederholt: der „Fachmann“ dem Außenseiter ängstlich sein umgrenztes und unantastbares Gebiet verschließt! Das würde sich mit der Größe, der universellen Blickweite, dem außergewöhnlichen Bildungsgrade und der geraden Vornehmheit Prohaszkas gar nicht vertragen haben. Ein schadenfroher Gernegroß dem Werke Hörbigers gegenüber wird hier bestimmt nicht auf seine Rechnung kommen. Schon weitere Briefe Prohaszkas an Hörbiger beweisen es, darin er seine Zurückhaltung aus der „Kompliziertheit des Problems“ als gegeben betont und einmal bemerkt, „kein Thomas, sondern höchstens ein zaghafter Jünger“ zu sein. „Im Gegenteil, ich habe ja mein Vergnügen an diesem Sturm, den Sie gegen die verzopfte Wissenschaft laufen!“

Und daß Prohaszka in Schöpfungs- und Entwicklungsfragen gewiß kein „Laie“ war, geht wie erwähnt schon aus seinem eigenen Schrifttum (z. B. „Himmel und Erde“) hervor. „Es ist mir darum zu tun, ein einheitliches Bild des Werdens der Welt zu bekommen, um den Text der Genesis in den richtigen Gesichtswinkel einzustellen. An einer Stelle zitiere ich Ihre Meinung über das Entstehen und die Abhängigkeit der Atmosphäre von der Erde. Dann habe ich's besonders auf die Evolution abgesehen und stelle die jetzige Ansicht über das Werden des Menschen in's Licht.“ Im gleichen Schreiben an Hörbiger vom 18. 4. 02 setzt sich Prohaszka u. a. auch mit den Werken Hamanns (Göttingen) und Carl Snells (Jena) über die Stellung des Menschen in der Natur auseinander, bemerkenswert deshalb, als ich in einem meiner neueren Werke über diesen Gegenstand*) (mit Hineinbezug der Welteislehre) es für ratsam erachtet hatte, gerade auch an die Vorlesungen des einstigen Jenenser Gelehrten in unseren Tagen wieder zu erinnern.

In gleichem Maße wie der Ausbau der Welteislehre wächst und im Hörbigerschen Denken Gestalt gewinnt, wird auch der unvermindert anhaltende Briefwechsel mit Prohaszka um so interessanter. Bald handelt es sich um die Ausdeutung der Evangelien und ihrer moralischen Werte, bald um Auseinandersetzungen mit Höhenwerken der Menschheit, bald um kosmologische oder allgemein naturwissenschaftliche Probleme „Sie haben mich lieber Herr Doktor jetzt mit allerlei Büchern versehen, wofür ich Ihnen herzlich danke... Große Werke, Gedanken, Geistesrichtungen, Kölner Dom, Nietzsche, Faust, Hörbigertheorie — werden nicht zugeschnitten nach vorher herausgeklügeltem Plan, sie werden auch nicht zu-

*) Behm, H. W., Schöpfung des Menschen, Revolution um Charles Darwin und sein Erbe. Leipzig 1929.

und das Ringen der Menschheit tragen. Dafür sorgte er so wie für Licht und Wasser, wie für Wärme, Energie und Mutterliebe; keines dieser Dinge entspringt aus Menschenwalten; die Luft nicht aus den Laboratorien, die Wärme nicht aus Maschinen, die Mutterliebe nicht aus höheren Mädchenschulen... und seien Sie überzeugt — der Glaube an Gott als den Liebenden, Erlösenden, Beglückenden —, an seine Einflüsse in der Vorsehung und in der Gnade, an Unsterblichkeit und Vergeltung — ja an Gut und Böse, dies alles schöpfen wir aus dem Strome der Offenbarung; welcher nicht im Namen der Erde und Sterne bekrittelnden und den Staub aufwühlenden Wissenschaft fließt, sondern aus Gottes Gnaden, und dessen Wärter nicht Professoren, sondern Moses, Christus, Propheten, Apostel, Heilige sind. Das ist der Supernaturalismus: ‚Nicht um Mirakeln handelt es sich, sondern um die entscheidende Frage, ob wir hilflos eingespannt sind in eine unerbittliche Naturnotwendigkeit, oder ob es einen Gott gibt, der im Regiment sitzt und dessen naturbezwingende Kraft erbeten und erlebt werden kann.' Da, da bricht das Gesicht ein, von dem Christus, der Herr, gesprochen hat; nicht aber in der Sphäre Ihres Evangeliums. Dort gibt's, ich wiederhole es, auch ein Gesicht; solch ein Gesicht, wie es über den Irrtum periodenhaft einbricht. So saßen zu Gerichte Copernikus, Galilei über Ptolemäus, so können Sie zu Gericht sitzen über Laplace; aber Sie sehen, das deckt sich mit der Welt nicht.

Also Sie können höchstens einen Glauben verlangen für Ihr herrliches System und diesen Glauben will ich wirklich in mir nähren; ich bin entzückt von der Größe dieses weltumspannenden Reifens, dieses Eis-Reifens; ich wünsche, daß wie dieser Eisreifen die blühende Erde umfaßt, so möge die Einsicht in das Eis die Welt zum Glauben an Gott bewegen und sie aus dem Wahn, aus dem Dunst der Vorurteile und des Hasses herausheben; das wahre Licht wird ihr aber erst dann aufgehen, wenn sie sich zur Liebe, wie zum Schauen geboren erkennt, in dieser Liebe die Blume alles Seins betrachtet und sich an ihr vollsaugt mit Glück und Zufriedenheit — Das hat Nietzsche auch nicht getan, er war zu schwach dazu, er hat sich verrannt; darum imponiert er mir nicht. Doch davon ein andermal. Ich schicke Ihnen mit Dank Ihre letzten Geistes-Kinder zurück und bete für Sie, damit Sie wirklich erleuchtet werden, da Sie ja so nahe dem Lichte stehen!"

Diese letzten Zeilen scheinen in eigenartiger Voraussicht auf die kommenden Februarereignisse (Hörbigers Erkenntnis und Ausdeutung Nietzsches) hinzuweisen. Vielleicht können die durch solche Briefe hinterlassenen Eindrücke beim Empfänger auch mitbestimmend für dessen Gewinn jener ungewöhnlich gewaltigen Perspektivität dem Nietzscheproblem gegenüber gewesen sein! Nicht nur heilsam ernüchternd, sondern gleichwohl geistbefruchtend würde demnach die Wirkung solcher Freundesbriefe

abzuschätzen sein. Wenn wiederum Prohaszka die kosmologische Schau Hörbigers bewundert, in theologisch-geisteswissenschaftlichen Dingen aber ein gewisses „Rühr-mich-nicht-an" verrät, so wäre dennoch die Folgerung nicht erlaubt, daß hier ein hinreichend bekanntes Übel sich auch nur wiederholt: der „Fachmann" dem Außenseiter ängstlich sein umgrenztes und unantastbares Gebiet verschließt! Das würde sich mit der Größe, der universellen Blickweite, dem außergewöhnlichen Bildungsgrade und der geraden Vornehmheit Prohaszkas gar nicht vertragen haben. Ein schadenfroher Gernegroß dem Werke Hörbigers gegenüber wird hier bestimmt nicht auf seine Rechnung kommen. Schon weitere Briefe Prohaszkas an Hörbiger beweisen es, darin er seine Zurückhaltung aus der „Kompliziertheit des Problems" als gegeben betont und einmal bemerkt, „kein Thomas, sondern höchstens ein zaghafter Jünger" zu sein. „Im Gegenteil, ich habe ja mein Vergnügen an diesem Sturm, den Sie gegen die verzopfte Wissenschaft laufen!"

Und daß Prohaszka in Schöpfungs- und Entwicklungsfragen gewiß kein „Laie" war, geht wie erwähnt schon aus seinem eigenen Schrifttum (z. B. „Himmel und Erde") hervor. „Es ist mir darum zu tun, ein einheitliches Bild des Werdens der Welt zu bekommen, um den Text der Genesis in den richtigen Gesichtswinkel einzustellen. An einer Stelle zitiere ich Ihre Meinung über das Entstehen und die Abhängigkeit der Atmosphäre von der Erde. Dann habe ich's besonders auf die Evolution abgesehen und stelle die jetzige Ansicht über das Werden des Menschen in's Licht." Im gleichen Schreiben an Hörbiger vom 18. 4. 02 setzt sich Prohaszka u. a. auch mit den Werken Hamanns (Göttingen) und Carl Snells (Jena) über die Stellung des Menschen in der Natur auseinander, bemerkenswert deshalb, als ich in einem meiner neueren Werke über diesen Gegenstand *) (mit Hineinbezug der Welteislehre) es für ratsam erachtet hatte, gerade auch an die Vorlesungen des einstigen Jenenser Gelehrten in unseren Tagen wieder zu erinnern.

In gleichem Maße wie der Ausbau der Welteislehre wächst und im Hörbigerschen Denken Gestalt gewinnt, wird auch der unvermindert anhaltende Briefwechsel mit Prohaszka um so interessanter. Bald handelt es sich um die Ausdeutung der Evangelien und ihrer moralischen Werte, bald um Auseinandersetzungen mit Höhenwerken der Menschheit, bald um kosmologische oder allgemein naturwissenschaftliche Probleme „Sie haben mich lieber Herr Doktor jetzt mit allerlei Büchern versehen, wofür ich Ihnen herzlich danke... Große Werke, Gedanken, Geistesrichtungen, Kölner Dom, Nietzsche, Faust, Hörbigertheorie — werden nicht zugeschnitten nach vorher herausgeklügeltem Plan, sie werden auch nicht zu-

*) Behm, H. W., Schöpfung des Menschen, Revolution um Charles Darwin und sein Erbe. Leipzig 1929.

sammengetackelt, sondern sie entstehen in ihrer Originalität, unangesehen im Anfang, aber in sich die Schönheit und die Fülle ihrer späteren Entwicklung enthaltend! — Goethe sagt selbst in den Gesprächen mit Eckermann, daß er keine einheitliche, leitende Idee beim Faust gehabt, die er dann zurechtgelegt und breitgeschrieben und getreten hätte; die Idee ist das Problem der Zwitterhaftigkeit und der Gegensätze des Lebens. Wir nennen in der Theologie Gnade eine Erleuchtung, welche kommt und geht und eine Rührung des Willens — Inspiration, die man nicht zu vermitteln braucht mit vorangegangenen Gedanken und Gefühlen, denn sie besteht in sich, für sich, auf sich, — sie erweicht, sie macht warm die Seele — es ist das der Einfluß des alles belebenden Gottes, — es sind das Wellen des ewigen Lebens, die in die Seelen, in diese scheinbar vom Weltmeer, von Gott abgesonderten Buchten dringen; das herrliche Wort des Dichters ‚Gott wohnt in uns, von seinem Pulsschlag werden wir warm' bewahrheitet sich fortwährend ... Sie werden von unserer Gnadenlehre nicht sehr weit entfernt sein, Sie fühlen Gott; ich wünsche Ihnen, daß Sie sich ihm demütig nahen mögen ... Ihre symbolischen Bilder verstehe ich so, daß der Taumel, die Immoral, in welche Nietzsche die Welt reißt, ein fruchtbarer Boden für den Glauben werden wird, wenn Sie mit Ihrer Theorie — dieser großartig packenden Teleologie — in den Wirrwarr und den Nihilismus hineinleuchten ... Gott gebe Ihnen Kraft, Licht und Lust! Dann lachen wir mitsammen." (Aus einem Schreiben vom 18. 2. 03.) Aus ähnlichen Schreiben Prohaszkas dieser Zeit spricht seine unabänderliche Hoffnung, „endlich einmal eine tüchtige Korrektur an dem alten Zeug zu bekommen" und der „Verstandszersetzung der Gegenwart" ein Ende bereitet zu sehen.

Nichtsdestoweniger bleibt der Briefwechsel der beiden Freunde auf wissenschaftliche oder erkenntnistheoretische Probleme allein beschränkt. Im Gegenteil — für Hörbiger insbesondere war es ja immer ein Bedürfnis über alles zu schreiben, was ihn gerade bewegte und somit auch höchst persönliche und private Angelegenheiten mit hinein zu beziehen. Daß er auch diese Dinge stets von einer irgendwie „höheren Warte" aus betrachtete und sie in die schwierigsten und höchsten Fragen von Leben und Sein mit hineinverwob, ist seine Eigenart. Einen Hanns Hörbiger kann man sich schlechterdings auch gar nicht anders denken! Gerade dadurch wird er ständig originell, einzigartig, erhaben und groß! Vor welch eine schwierige Aufgabe er dieserhalb seinen ersten Biographen stellt, kann nur eben der ermessen, der nachgerade schon von der gewaltig aufgetürmten Stoffmenge der Jahrzehnte fast erdrückt wird. Sein Briefwechsel mit Prohaszka allein würde ja einen stattlichen Band füllen und einen der gewiß genußreichsten Zeitspiegel der Gegenwart liefern können. Es hält deshalb schon schwer, auch hier immer und immer wieder stoppen zu müs-

sen und in der Auswahl der Mittel bei der gebotenen Begrenzung das Richtige zu treffen. Welch einziges Beispiel ich auch hier nur wieder wählen soll? Ich muß es meinem Leser schon selbst zu entscheiden überlassen, ob ich im Folgenden ein gutes Los in diesem schon tatsächlichen Lotteriespiel gezogen habe! Es handelt sich, um dies vorauszuschicken, um die Geschichte eines beinahe „verlorenen Sohnes", dem der gütige Vater notwendig auf den Fersen ist.

„Ich hatte" — schreibt Hörbiger am 20. 1. 04 und die folgenden Tage an Prohaszka — „im vorigen Jahre in Brünn einen schrecklichen Karfreitag und furchtbare Ostern daheim. Ich konnte Osterdienstag schon die ganze Nacht nicht mehr schlafen und wenn ich mich nicht entschlossen hätte, dem vermeintlichen Bösewicht nachzureisen, wäre ich damals zugrunde gegangen. Im Waggon wurde mir schon leichter, und in Fiume angelangt hatte ich der Sache bereits eine heitere Seite abgerungen. Von dortaus drahtete ich an die Wiener Firma Siemens & Halske (um aus dem Gedächtnis zu zitieren) wie folgt: ‚Wernerwerk Wien. Verfolge ältesten Sohn Hansi — siebzehnjährig, welchen Palmsonntag entführten zwei Naturapostel, langhaarige, bloßköpfige, bloßfüßige Christusgestalten mit einer Weibsperson und zwei Kindern. Ziel vermutlich Capri, Fiume Palmsonntag passierend. Bitte dringendst, beauftraget eure römische Filiale mir bei Eintreffen bei Behörden und Konsulat behilflich zu sein. Steckbrief bereits durch hiesige Behörde nach Rom drahtlich vorausgesandt —.' Die Antwort lautete beiläufig: ‚Haben Rom beauftragt, allen Ihren Wünschen zu dienen.'" Ein weiterer nach Landstuhl gerichteter Draht bittet um Übersendung astronomischen Materials nach Hotel Italia Rom, um es möglichenfalls bei einem Besuch der Vatikanischen Sternwarte benutzen zu können. Trotz aller persönlichen Sorgen wird demnach das kosmogonische Studium nicht vergessen!

In Ancona angelangt erfuhr Hörbiger am Polizeiamte, daß die Entführer samt Sohn per Bahn weitergefahren sind, „wogegen ich immer annahm, daß diese Kulturverächter wenigstens in Italien barfuß weiterlaufen würden, und ich meinen Schlingel im Innersten meines Herzens um diesen Hochgenuß bereits wiederholt beneidet hatte! Auch war nicht nur aus Fiume, sondern auch von der Polizeiabteilung des Ministeriums der Drahtauftrag in Ancona eingetroffen, nach den Flüchtlingen zu forschen; und wie ich später erfuhr, war derselbe Auftrag an sämtliche Karabinieri-Kommandos ganz Italiens ergangen. Nämlich Haus Siemens in Rom, noch mehr aufgescheucht als Wien, war selbst zum Ministerium gegangen und hatte solch umfassende Maßnahmen erbeten. Ich kann Ihnen nur sagen: mir graute vor mir selber mit dem, was ich da angerichtet hatte. Anders hätte ich auch meinen Jungen nicht wieder gekriegt, denn das Weib der beiden ‚Christusse' (sie nannten sich ‚Tolstoianer')

hatte bereits in Ancona meinem Jungen gesagt: ‚Nun wenn dein Papa jetzt nicht mindestens zweitausend Lire springen läßt, so kriegt er dich nimmer.‘ — Das Schönste aber ist, daß der ganze aufgescheuchte Polizeiapparat nicht hinreichte, die Truppe ausfindig zu machen, obwohl Capri als Ziel angegeben ward. Erst ein in Neapel bekannter und beschäftigter Ingenieur der Firma, der zufällig gut Freund mit dem Karabinieri-Kommandanten in Salerno war, fuhr mit diesem nach Capri und wir bekamen endlich in Rom privat die Nachricht, daß sich der Junge in Positano (Golf von Salerno) bei einer Wiener Malerkolonie befinde, nachdem er den Maler Diefenbach auf Capri nicht angetroffen hatte.“

Schon möchten Hörbiger „die Schleier vor seinem verängstigten Gemüte“ fallen. Es ist ja doch alles Fügung, was auf Erden geschieht. Niemand kann aus seiner Haut und möglicherweise steckt hinter der Handlung eines Menschen etwas viel Besseres als man selbst nur ahnt. Der Mensch ist von Natur aus gut — es ist dies das beschwichtigende Motiv, das Hörbiger nur allzuoft betont.

Warum war denn eigentlich der Sohn nach Italien ausgerissen? Weil man im Familienkreise viel über Malerei gesprochen hatte und zum mindesten einer der Buben Maler werden sollte. Nimmt man den Einfluß des Naturapostels noch hinzu, so würde sich des Sohnes Abenteuer schon entschuldigen lassen! So etwa der Gedankengang Hörbigers, den er in köstlichen Bildern schildert. Und schon will er sich die Schuld an der ganzen aufregenden Sache fast selbst zuschieben, da er den Buben des öfteren vielleicht nicht richtig behandelt und ihn auch einmal zu einer „Predigt“ des merkwürdigen Naturheiligen mit hinausgenommen hätte. Wie nun der Apostel das freie ungebundene Leben ohne geordnete Arbeit pries, da „ist mein Hansi der Versuchung unterlegen und die faule langhaarige Bestie hatte ihn herumgekriegt. Arbeit ist Sünde! Das zündete. Hansi ist nachdenklich geworden und monologisierte: Papa trinkt auch nichts Geistiges, raucht nicht, geht nicht ins Café und Wirtshäuser, ißt wenig Fleisch und viel Gemüse, möchte am liebsten auch selber barfüßig gehen und mit den Tieren im Walde leben, da er die Erde so schön findet; und da ist nun eine Christusgestalt, welche in allen Punkten noch viel weiter geht und so viele ‚vernünftige‘ Leute haben ihm zugehört und keiner wußte etwas dagegen zu sagen, selbst Papa schwieg — sollte der Mann da nicht recht haben? Ich hatte natürlich keine Ahnung, was der Junge dachte. Kurz es zog ihn am nächsten Tage wieder zu dem Einsiedler. Er schwänzte die Fabrik.“ Der Älteste sollte damals die Werkstättenpraxis für einen späteren technischen Beruf erlernen.

„Bei Erwägung aller Nebenumstände muß ich dem Schlingel verzeihen. Das Ereignis war zu außergewöhnlich, als daß es auf ihn nicht einen mächtigen Eindruck machen sollte. Kurz, dieser Christusnachahmer

hatte es bald herausgekriegt, daß Hansi für den Maschinenbau keine Freude hat und lieber Maler werden möchte. Das Weib des Langhaarigen war früher Wirtschafterin bei dem bekannten Maler Diefenbach auf Capri. Dieser ist auch eine Christusgestalt: langes Haar, langer Bart, langes Kleid, barhäuptig und Sandalen an den Füßen. Später gesellte sich zu diesem Naturmenschen Janasch ein anderer namens Nagel. Also meinem Hansi wurde erzählt, daß Diefenbach ihn sofort aufnimmt und aus ihm einen großen Maler macht, nur müsse er durchaus Vegetarier werden. Hansi glaubte seinen Papa vor eine vollzogene Tatsache stellen zu können, wenn er nach drei bis fünf Tagen aus Capri schreiben wird: ich bin bei Diefenbach gut aufgenommen und bin, ohne daß auch dies weiter Geld kostet, in einigen Jahren ein Maler. Zum Unglück hatte Mama ihren Ältesten zum Sparen anhalten wollen und ihm schon vor Jahren ein Sparkassenbuch angelegt, welches in der Zeit auf neunzig Kronen angewachsen war. Darüber durfte Hansi also verfügen. Er behob dies Geld, kaufte sich ein langes Kleid und verschwand am Freitag vor Palmsonntag ohne Adieu zu sagen, um Samstag früh mit den Christusgestalten nach Fiume zu dampfen. Auf einer Karte schrieb er uns noch aus Budapest, wir mögen ihn nicht suchen lassen, er gehe einen guten Weg! Er könne Mamas Vorwürfe nicht mehr ertragen, daß aus ihm nichts Rechtes mehr werden könne und werde uns bald einen ausführlichen Brief schreiben.“ Wie schön kann doch Hörbiger fabulieren! Weil der Sohn durchbrennt, war es ein Unglück ihn zum Sparen angehalten zu haben! Erst an solchen scheinbar nebensächlichen Kleindingen möchte man aber den ganzen Hörbiger erkennen!

Das Kleeblatt hatte dann Diefenbach in Positano wirklich getroffen. Und dieser war vernünftig genug gewesen, den Ausreißer auf seine Folgen aufmerksam und sein Verweilen von der Einwilligung des Vaters abhängig zu machen. Doch inzwischen waren schon zwei Karabinieri als „Erlöser“ aufgetaucht und hatten die ganze „Gemeinde“ der Tolstoianer nach Castellamare gebracht. „Ich reiste sofort dahin, um den Jungen in Empfang zu nehmen. Nachdem ich schon in Fiume erfahren hatte, daß sich zwei Apostel als Brüder Hansis gefielen, so empfing ich auch Janasch als meinen Sohn und legte all meinen Zorn in eine kräftige Ohrfeige, mit der ich den Apostel begrüßte. Nachher hatte ich bald meine Ruhe und Gutmütigkeit wieder gefunden. Groß war jetzt das Halloh, als sie mich als denjenigen erkannten, der sie schon früher einmal am Ofener Berge Betrüger schalt. Sie triumphierten nun, daß ich selbst in die Grube gefallen sei, die ich einem anderen gegraben hatte. Ich ließ den Leuten gerne ihren Triumph und war froh, meinen Jungen wieder zu haben. Bei Gericht verzichtete ich gerne auf Erstattung der Kosten und Bestrafung der Entführer. Zur Erholung von den ausgestandenen Schrecken sahen wir

uns Neapel an, die Ruinen von Pompeji, Capri und Rom. Ich hatte einsehen gelernt, daß ich den Jungen zu streng behandelt haben muß; jedenfalls hatten wir ihm beide zu wenig Liebe gezeigt und es ging mir wie ein Stich durchs Herz, als ich zufällig dasselbe Schiff benutzend erfuhr, daß der Junge am Schiffe auf Janaschs Schulter gelehnt geschlafen habe."

Auf zwei weiteren langen Seiten schildert Hörbiger nochmals ausführlicher sein ganzes inneres Aufgewühltsein anläßlich der Kunde vom Verschwinden seines Sohnes. „Ich wollte", heißt es dort u. a., „erst sofort nachreisen, um den Apostel zu töten und den Jungen blau zu hauen. Ich lernte mich aber bald in beiden Dingen bescheiden. Einige Stunden später glaubte ich wieder gar nicht weiter an den Jungen denken zu sollen und ihn zur Strafe für seine Tat dem Schicksal zu überlassen; darin lag aber ein Widerspruch: ich hatte den Jungen in der ersten Erschütterung meinem alten Führer empfohlen und nun wollte ich ihn zur Strafe diesem Führer überlassen und abwarten, bis er als verlorener Sohn selbst heimkehre. Gar bald erkannte ich aber, daß in der ganzen Sache ich selbst der Geführte bin und nahm das nagende Leid hin... Es war ein Gemisch von Rache, Reue, Schmerz und Wut, welches in mir tobte; ein Kaleidoskop ganz neuer Leidenschaften zog an mir vorbei, wovon Sie in Ihrer Einsamkeit gar keine Ahnung haben. Endlich siegte die Scham, einen mißratenen Jungen zu haben und mit allem Schlafe war es vorbei. Meine Frau weinte vor Schmerz und gab endlich unaufgefordert zu, daß es im Grunde doch ein guter Junge sei — kurz, wir bekannten uns gegenseitig all unsere Sünden, die wir in Hinsicht des Verlorenen begangen hatten und begangen zu haben glaubten. Es war ein Fegefeuer der Läuterung..." Ganz unstreitig hat dieses Ostererlebnis 1903 auf Hörbiger einen gewaltigen Eindruck gemacht, denn sonst hätte er wohl nicht ein stattliches Bündel beschriebenen Papiers darüber an Prohaszka gesandt. Und dies acht Monate nach dem Erlebnis erst! Und er hätte wahrscheinlich auch nicht den trockenen Bericht an sich immer wieder mit eigentümlichsten Gedanken durchsetzt, die uns ein lebendiges Abbild seines Innenlebens eröffnen.

Welch sinnreiche Perspektive knüpft er doch beispielsweise an den Umstand, daß die Naturapostel höchstwahrscheinlich von Ancona zu Fuß marschieren müßten: „Mir leuchtete dies ein, denn man läuft doch nicht barfuß auf dieser herrlichen Welt herum, um in der Eisenbahn Reisen zu machen. Als Kulturverächter müssen diese Naturapostel, wenn sie konsequent sein wollen, doch auf das oberste Kulturelement, die Lokomotive und überhaupt den Maschinenbau, mit souveräner Verachtung herabblicken. Es wäre konsequenterweise eigentlich ihre Pflicht gewesen, die Adria als Dauerschwimmer zu übersetzen. Ich stand an der Stoßfuge zweier Weltanschauungen und niemals und Niemandem ist die Frage

nach der Weltanschauung so nahe getreten, als mir damals. Dies mußte ich in ureigenster Praxis erleben, um mir auch die Frage vorzulegen: Ist die heutige Kultur auf ein Walten des Geistes zurückzuführen, oder ist die Kultur eines Menschen Werk, ein Bollwerk des Menschen gegen Gott? Die Antwort blieb nicht aus und Sie sollen sie später zu hören bekommen. Vorläufig sage ich Ihnen nur: Jeder Kulturingenieur war ein Pionier Gottes; viele waren es unbewußt, weil nicht im Besitze der Gnade des Glaubens; die begnadigteren aber waren es bewußt. Alle waren es Knechte des Herrn, unbewußt und bewußt. Sie wissen wohl, daß die ersten Worte des Telegraphen waren: ‚Was hat Gott getan?' Hier haben wir das Werk eines bewußten Knechtes. Je näher aber die Zeit der Erfüllung heranrückt, desto geheimer wirkt der inspirierende Geist. Marconi z. B. ist sich selbst ein Rätsel. Ich glaube nicht, daß er es zu sagen wagt: Seht, dies ist mein ureigenstes Werk. Er schämt sich aber auch aufzutreten und zu sagen: Seht, dies hat mir der außer mir wirkende Geist geschenkt; denn dann würde er ausgelacht. Marconi blickte traumverloren und teilnahmslos vor sich hin, als er vorigen Mai in Rom in allen Tonarten gefeiert wurde. Ich mußte letzten Sommer erst nach Kleinasien reisen, um in einer alten Bergwerksbibliothek eine erste Ausgabe der Briggschen Logarithmen in die Hände zu bekommen. Brigg war ein bewußter Knecht des Geistes, denn seiner Entdeckung hatte er die Worte vorangesetzt: ‚Pflückend die Früchte dieses kleinen Werkes, zahlet einen Tribut des Ruhmes und der Anerkennung an Gott, dem erhabenen Schaffer und Verteiler aller Güter.' Hieran denkt heute kein Maschinenbauer, der die Logarithmentafeln oder den Rechenschieber benutzt. Unserem Vater laufen seine Kinder davon, hinein in die große Nacht des Abfalles — er aber eilt ihnen leise nach, er holt sie ein, er fängt sie in ihrer eigenen Schlinge. So hat er auch mich eingefangen und so mußte auch ich meinen Jungen wieder einfangen. Wir verfingen uns beide in der selbstgelegten Schlinge und alles löst sich zum Schlusse in eitel Wohlgefallen auf.

Alle meine Erlebnisse in der kleinen Welt des Einzelmenschen muß ich mir als Miniaturausgaben jener Erfahrungen Gottes auslegen, die er mit seinem großen Kinde, der ganzen denkenden und nicht denkenden Menschheit in der großen Welt der Geschichte macht. Und ich versichere Sie auf das allerbindenste, er hat es noch nie bereut, diesem großen Kinde den freien Willen gegeben zu haben. Denn gerade dieser freie Wille ist der Quell seines göttlichen Vergnügens; es ist ein fortwährendes Pfänderspiel, ein fortwährendes Entringen der Umarmungen Gottes, ein abwechselndes Entrinnen und Wiedererhaschen..." Mit den Worten „Glaube ist Lösegeld" beschließt diese Hörbigersche, auf das Nietzscheproblem versteckt vorbereitende Zwischenschaltung, um dann wieder auf die Italienererlebnisse zurückzukommen.

„... Als ich in Castellamare die erste Nacht mit dem wiedergefundenen Sohne schlief, da befiel mich des Morgens ein brüllender Weinkrampf — ein Gemisch von Freude und Schmerz ... Als man das Nest in Positano ausgenommen hatte, war auch er im ‚Christusgewande' und barfüßig, nur die Haare wollten noch nicht recht herabwallen, sondern strebten ihrer vorläufigen Kürze wegen nach allen Richtungen. Können Sie sich mein Gefühl vorstellen, mit welchem ich dem Jungen mit Karabinierigewalt das Christusgewand abnehmen und ihn wieder in das Joch der Kultur beugen ließ? Kleider hatte ich mit mir gebracht, ein Strohhut ward gekauft und beim Friseur ward der Haarschmuck kultiviert. Aufschreien hätte ich mögen und dem Friseur in die Hände fallen und rufen mögen: ‚Hansi, das hast du dennoch gut gemacht, geh, nimm dein Christusgewand wieder und ziehe barfüßig hin in Frieden. Du hast mich nicht falsch verstanden, wenn ich die Erde als Werk eines altersher fürsorglichen Geistes pries, du hast mich eben nur so verstanden, wie du mich in deiner Einfalt verstehen mußtest.' Doch ich mußte mich abermals selbst überwinden. Davon, daß die zwei Naturapostel in Fiume mit Dornenkronen auf ihrem gelockten Haupte an Bord des Anconaer Schiffes gingen, schämte er sich dennoch mir zu erzählen. Auf Capri schliefen alle drei eine Nacht in einer Höhle auf felsigem Boden, ein Heubündel unter den Köpfen; und trotz der tosenden Brandung schliefen sie gut. So verstehen diese Einfältigen die Nachfolge Christi und wie muß ich diese Glücklichen beneiden, der ich meinen müden Kopf auf ein Wasserkissen legen und die Wanduhr stille halten muß, wenn ich gesund schlafen will!"

Daß diese ausführliche Berichterstattung Hörbigers mehr und mehr darauf hinzielt, sie zum Gleichnis seiner Weltanschauung und seiner großen Tiefenerlebnisse (1895 bis 1902) auszuwerten, um schließlich vom Freunde Prohaszka begriffen und entsprechend gefördert zu werden, bedarf keiner Frage. „Und dennoch", schreibt er anschließend weiter, „kennen Sie kein Erbarmen und lassen mich um ein Almosen des Glaubens betteln. Was nutzt es mir, wenn Sie Ihre eventuelle Glaubensbereitschaft in Aussicht stellen für den Fall, daß ich veröffentliche und beweise? Liebe, teure Hochwürden! Dieses Geschlecht verlangt Zeichen: die alte Geschichte. Glauben Sie, daß es eine des Glaubenslehrers würdige Leistung sein wird, dann zu glauben, wenn schon die Astronomen glauben und die Steine sprechen und das Eis? Und wie soll ich das machen? Um zu veröffentlichen, in der alle Zweifel im vorhinein ausschließenden gründlichen Weise, brauche ich die Freiheit, d. h. ich muß der Sorge um die Familie enthoben sein, etwa durch eine Staatsanstellung als Astronom oder dgl. Sie verlangen von mir, daß ich zwei Herren dienen soll. Vorläufig bin ich vertragsmäßig verpflichtet, dem Mammon zu dienen. Will ich also auch dem Herrn dienen, so muß es bei Nacht geschehen oder in gestohlener Zeit, in beiden Fällen muß ich schleichen und arbeiten wie ein Dieb mit Blendlaterne und Dietrich. Von den Astronomen kann ich doch nicht im vorhinein verlangen, mir zu glauben und mir kraft dieses Glaubens die Möglichkeit zu schaffen, ihren Glauben nachträglich durch Beweisführungen rechtfertigen zu können! Aber von den Meistern des Glaubens könnte ich doch einen Vorschuß an Glauben verlangen. Ich versichere Sie, kein Astronom soll eine Ahnung bekommen, was dahinter steckt, wenn er meine astronomischen Beweisführungen lesen wird. Er soll an die Sache glauben lernen, ohne den Glauben. Der Glazialkosmogonie die apologetische Seite abzugewinnen, das soll dann das Vergnügen der schwarzen Männer sein; meinethalben wenn ich tot bin. Es kann aber auch sein, daß es anders kommt. Sie wissen, daß ich vor mir nicht einen Schritt weit sehen kann und ich Tag und Stunde nicht wissen darf. Sie werden es aber menschlich und begreiflich finden, wenn ich zur Entscheidung hinarbeite."

Ohne Zweifel hatte die abenteuerliche Italienfahrt auf Hörbiger äußerst anregend gewirkt und ihm viele neue Eindrücke vermittelt. Mehrmals hatte er sich mit Diefenbach unterhalten, der nebenher den „Zarathustra" studierte und über sich selbst bemerkte, ein Viertel Christus und drei Viertel Nietzsche zu sein! Wenn Hörbiger von einem „grausamen Vergnügen" spricht, das er hierbei hatte, so befremdet dies nach Kenntnis der vorstehenden Buchseiten nicht mehr. Auch ein anderer befähigter Maler weilte dazumal auf Capri, der einen der Naturapostel samt seinem Hansi bereits seinem Skizzenbuch (eine Szene Johannes des Täufers symbolisierend) einverleibt hatte. In Rom hatte Hörbiger Gelegenheit, sich auf der vatikanischen Sternwarte mit Pater Lais zu besprechen. Allerdings hat er dort wenig Gegenliebe für seine kosmologischen Perspektiven gefunden. „Ich sage Ihnen, eher geht heute ein Kamel durch ein Nadelöhr, als daß der Geist es zuließ, daß nach Copernikus ein schwarzer Mann am Himmel vor der Zeit eine neue Wahrheit erschaut. Alle sind sie auf den Glauben angewiesen, diese Meister des Glaubens, aber keiner, der da oben forscht, besitzt mehr die Gnade des Glaubens, wie es scheint. Als ich ihm vom Eis des Mondes sprach, antwortete die wahrhaft imposante Faustgestalt mit Hohnlachen. Als ich aber dann eine kurze Kalorienrechnung anstellte, da wurde Pater Lais schon gefügiger. Sie wissen gar nicht, welch ein Vergnügen es ist, den Schlafenden ins Gesicht zu leuchten. Aber auch auf der königlichen Sternwarte, der ehemaligen Stätte Pater Secchis liegt alles im tiefsten Schlaf der Wissenschafts-Sicherheit. Es tut einem förmlich leid, die Harmlosen einmal aufwecken zu müssen ... In Rom hat's sich bestätigt, daß die schwarzen Männer mit dem Namen ‚Jesuiten' wahrhaftige Stümper sind. Wenn nicht an der vatikanischen Sternwarte, wo denn sollen die schwarzen Männer sein, die Furchtlosen, die ich brauche?

Denken Sie sich: Fixsterne photographiert Pater Lais! Sterne zählt er! In unendlichen Fernen schweift er umher, und läßt das naheliegende Gute unberührt! Den fernen Sternen läuft er nach und läßt sich vom nahen Monde auslachen! Mein Lachen soll ihnen allen furchtbar werden!"

Und kaum, daß Hörbiger diese Worte niedergeschrieben hat, rast nun seine Feder über weitere dreißig Papierseiten hin, nur zu deutlich das innere Aufgewühltsein verratend. Er bittet Prohaszka, ihm bei der Schaffung eines Freundeskreises, der in Wien glazialkosmogonische Ideen pflegen könnte, behilflich zu sein. Er bittet weiter um moralische Unterstützung bei Gelehrten, die noch etwas Sinn für Neues haben und dem Alten skeptisch gegenüber stünden. Er entwickelt Thesen über die Apokalypse und Nietzsche, fordert des Freundes restloses Bekenntnis dazu und er ergeht sich bisweilen in herben Betrachtungen über die schwer zu überzeugende Mitwelt. Er erzählt, wie er im Verlaufe von zwei Monaten während seines beruflichen Aufenthaltes (1903) in einem Ödland Kleinasiens ein Meteorologiemanuskript von nahezu vierhundert Seiten gefertigt habe und daß es jetzt höchste Zeit sei mit diesbezüglichen Vorträgen in wissenschaftlichen Organisationen aufzuwarten. Hält man sich vor Augen, daß Hörbiger nach dem Februarerlebnis 1902 fast tagtäglich mehrere Seiten Text zu Papier brachte und schon in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts einen ganz ungewöhnlich umfangreichen Briefwechsel entfaltete, so läßt sich auch hiervor ein Bild seiner beispiellosen Energie gewinnen. Hat er doch gleichzeitig auch beruflich Erhebliches geleistet und hier besondere Erfolge zu verzeichnen.

Mit feinem Verständnis war Prohaszka dem Bericht über eines „Vaters Leiden" begegnet. „Dann leiden Sie noch an dem anderen, großen Weh, welches sich nicht so leicht aufheben läßt, ich meine an der Ausgestaltung und der Geburt Ihres Weltsystems. Der Apostel stöhnt, daß er Geburtswehen unterworfen ist; das merken alle Träger großer neuer Gedanken; da heißt es ausharren, beten, fragen, kämpfen!" Eine Warnung vor allzurascher Ausdeutung der Apokalypse, worüber sich seit dem zwölften Jahrhundert Berufene und Unberufene den Kopf zerbrechen, endet mit den Worten: „Was schadet's denn, daß man damit zurückhält? gar nichts!"... „Tief bin ich davon überzeugt, was Sie über die ‚Knechte Gottes', die Pioniere der Kultur schreiben; daß selbe wirklich Werkzeuge einer höheren Macht sind. Die ganze Philosophie weist ja auf Intuitionen und Traditionen zurück; die Intuition, der Glaube an eine hohe Idee, geht der Wissenschaft voraus, der Glaube leuchtet der Forschung!"

Angeregt durch solche Worte glaubt Hörbiger dem Freunde seine Nietzscheproblemlösung schließlich als unumstößlich gewiß unterbreiten

und mit einzigartiger Selbstsicherheit vortragen zu sollen. Hatte er doch kurz zuvor auch jenen Essay verfaßt, der (wie geschildert) an zehn Zeitungen ging und von dessen Wirkung er sich außerordentlich viel versprochen hatte. Und war er doch damals der felsenfesten Überzeugung, daß ihm die forschende und suchende Menschheit mit fliegenden Fahnen entgegeneilt! Es sollte ja ganz anders kommen, und auch Prohaszka sollte ihm damals (kurz vor Ostern 1904), eine wahrhaft nicht geringe Enttäuschung bereiten. Es scheint dies trotzallem gut gewesen zu sein, denn die ehrliche Kritik eines Freundes wog ungleich mehr als die billige Zustimmung irgendeines eigennützigen Schmeichlers.

„Nun ja", führt Prohaszka u. a. aus, „Sie sind so etwas wie Nietzsche, Sie sind ein Dichter, ein prophetisch angelegter Geist, aber, aber? Haben Sie recht? Sie erdreisten sich ins Unglaubliche, Sie versteigen sich ins Ungereimte! Wird man Ihnen glauben? Glaube ich an diese Auslegung? Was glaube ich eigentlich? Daß Sie Ihre Inspirationen aus demselben Buche wie Nietzsche, nämlich aus der Apokalypse, geschöpft haben. Ja, das ist ein treffender Gedanke! Warum glaube ich Ihnen aber nicht? Weil Sie nicht nur auslegen, sondern auch unterlegen. Sie unterlegen Nietzsche, dem späteren Nietzsche das Bewußtsein, daß er ein ‚Knecht Gottes' ist, aber ein maskierter, ein bewußt maskierter Knecht, der sich sogar verraten will, wenn auch nicht ganz und nicht sehr. Er ist ein Werkzeug des Abfalles und ein Werkzeug zur Einsicht des Unsinns, der im Abfall liegt. — Ja, das ist ja jeder, der auf der ‚krummen Fährte' des Irrtums und der Sünde sich windet. So ist der Irrtum auch ein Apostel der Wahrheit und die Sünde eine Lehrerin der Tugend — aber ist sie's bewußt? Das glaube ich Ihnen, daß Nietzsche in sich Anlagen reifte zur Umkehr; das ist selbstverständlich. Ein Geist, der alles zertrümmert, muß doch schließlich an der Leere, die er geschaffen, stutzig werden und sagen: ein Glas Milch von einem Kinde mit roten Wangen genossen, ist doch mehr, hat mehr Inhalt als dieser Radau, dies Herumschlagen und Spucken und Wüten und Geifern! Ist das nicht wahr? Ja, da verlangt man nach Milch; aber man will sie doch nicht trinken, man hat nicht mehr den Gaumen für diesen reinen Genuß! Wie oft findet man sich widersprechende Bekenntnisse, besonders bei sehr radikalen Himmelsstürmern?! Das sind Eindrücke, deren sie sich nicht erwehren konnten; aber nur Eindrücke, keine Masken!" Mit dem Wunsche, Zurückhaltung zu üben, um nicht ausschließlich als Dichter angesehen zu werden, beschließt dieses Freundesurteil. Sein sittlich höchster Wert liegt wohl darin, daß Prohaszka der erste und vielleicht einzige in langen Jahren war, der sich am ernsthaftesten bemühte, auch in dieser Perspektive Hörbiger zu verstehen. Im Grunde scheinen sich die beiden Freunde ja doch zu berühren, denn ihre Schlußformel in der Ausdeutung Nietzsches ist

die gleiche: das Moralische festigt sich auf dem Umwege des Unmoralischen! Nur möchte der Theologe diesen Umweg nicht als gottgewollt anerkennen, ein Umstand, den ja gerade Nietzsche (wie wir sahen) als mit der Würde des Christentums nicht vertragbar bezeichnete!

Gewiß war Hörbiger (und nicht zu seinem Schaden) etwas eingeschüchtert und von der hohen Warte seiner Prophetie allenthalben herabgedrängt worden. Nichtsdestoweniger läuft der Gedankenaustausch über Nietzsche und Probleme der Gegenwart in reizvoll verklärtem Maße weiter. Auch während der kurzen Zeitspanne seiner ordentlichen Professur an der Budapester Universität (1904/5) hat Prohaszka trotz seiner überreichen Arbeit immer wieder Zeit für den Freund gefunden. „Was ist sonst los in der Republik der führenden Geister? spukt's nirgends?" — heißt es einmal sehr bezeichnend!

Trotz aller gutgemeinten Ratschläge verfolgte Hörbiger mit unverminderter Zähigkeit seine Nietzscheentdeckung und wandte sich noch in der ersten Hälfte des Jahres 1904 an verschiedene Persönlichkeiten, von denen er Verständnis für seine Perspektiven glaubte erwarten zu können. So im April an den ob seiner Freisinnigkeit bekannten Pfarrer und badischen Schriftsteller Heinrich Hansjakob, der mir selbst noch lieben Gedenkens aus Freiburger Universitätsjahren her ist. Aber das zwanzigseitige Schriftstück wurde mit „einem freundlichen Kompliment" verabschiedet. Im Mai gehen 30 Seiten an einen Exegeten der Apokalypse und 122 Seiten an Houston Stewart Chamberlain, den bekannten Schöpfer der „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" mit ähnlich zweifelhaftem Erfolg ab. Im gleichen Monat wird ein Dresdner Hofprediger und Nietzschewarner mit 174 Seiten beschickt! Nimmt man noch hinzu, daß ab Sommer 1904 der an andrer Stelle dieses Buches aufgeführte zweihundertseitige und schließlich auf über 500 Seiten anschwellende Bericht über die Sonnentätigkeit verfertigt und ein weiteres geologisches Manuskript von 243 Seiten vollendet wurde, so gewinnt man eine Vorstellung von der an sich schon physisch ungeheuren Arbeitsleistung Hörbigers binnen weniger Monate!

Über all dies Beginnen wird Prohaszka, wenn auch viele Monate später erst, unterrichtet. Und nur erneut weiß der Freund zu sagen, daß er zum mindesten volles Verständnis für die Innenwelt des andern hat. „Sie besitzen in dieser Innenwelt den größten Schatz, den der Mensch besitzen, an dem er sich erfreuen kann, und je mehr Anfechtungen Sie deswegen erleiden, desto lieblicher blickt Sie diese Welt an. Die bittersten Erfahrungen mögen Ihnen wohl von seiten der berufenen Männer zukommen; da sieht man, wieviel Zunft in der Wissenschaft noch zu finden ist, und Wissenschaft und Charakter sind ja ganz verschiedene Dinge. Auch sehe ich an dieser ganzen Geschichte wieder die alte Erfahrung

bewiesen, wie sehr das Herz das Wissen beeinflußt und in welche Bande der Fortschritt der Wissenschaft eben durch den Mangel an wahrer, großherziger Moral geschlagen ward. Das erfahren wir auf allen Gebieten des Lebens; sobald man sich der Welt vorstellen muß, tritt ein ganz neues Element auf, die menschlichen Rücksichten mit all der Feigheit und dem Kleinmut, den sie im Gefolge zu haben pflegen ..." Mit aufrichtigem Dank bestätigt Hörbiger diese und weitere Worte des inzwischen zum Bischof in Stuhlweißenburg ernannten Freundes und legt eine Biographie des vom Schicksal schwer geprüften Julius Robert Mayer bei. Er selbst konnte dies Buch nicht zu Ende lesen, da es gemessen an seinem eigenen Schicksal „wie Gift wirken" müsse. Und wie abgearbeitet er sich in Rückblick auf die beiden letzten Jahre, 1904 und 1905, tatsächlich selbst fühlte, geht aus einer begleitenden Briefstelle (20. 2. 06) nur zu deutlich hervor: „Ich hatte mir bei Erhalt Ihrer Zeilen den vorgestrigen Sonntag zur Beantwortung reservieren wollen, doch ein astronomischer Kampfvorstoß, den ich mit dem Aufwande meiner letzten Kräfte unternehmen mußte, nahm auch diesen Sonntagmorgen in Beschlag. Ich kann nämlich mit Rücksicht auf meine geistige Müdigkeit nur in den frühesten Morgenstunden ein wenig in Sachen meiner Berufung arbeiten und hat sich besonders in den letzten Wochen ein zunehmendes Schonungsbedürfnis eingestellt, zumal ich in den letzten zwei Jahren auch im Büro eine Menge Zeichenarbeit (Lieferung kompletter Werkstattzeichnungen für Gebläse und Kompressoren) zu leisten habe."

Man darf es wohl dem mitbestimmenden Einfluß Prohaszkas zuschreiben, daß sich Hörbiger in den folgenden Jahren fast ausschließlich dem Ausbau der Glazialkosmogonie zuwandte und deren metaphysische Seite allenthalben auf sich beruhen ließ. Hatte ihm doch der bischöfliche Freund nur allzu deutlich zu verstehen gegeben, seine Kräfte vorerst nicht zu verzetteln, sondern sie „auf eine gründlich durchgeführte Ausarbeitung der Glazialkosmogonie zu verwenden". Würde er dies schon rechtzeitig getan haben, anstatt sich Jahre hindurch an seinem Nietzscheproblem zu verschwenden, so würde, bemerkt Prohaszka im September 1906, seine Theorie „schon längst in der wissenschaftlichen Welt wie eine Scheibe dastehen, auf die von allen Seiten geschossen wird, die eine leuchtende Scheibe wäre und das Interesse großer Kreise erwecken könnte". Unter dem frischen Eindruck der Lektüre des übersandten Manuskriptes von der Sonnentätigkeit und des Hörbigerberichtes über die gelungene Entschleierung der eigenartigen Rückläufigkeit der Uranus- und Neptunmonde stehend, hatte Prohaszka derartige Mahnworte gefunden. Und sie waren auf fruchtbaren Boden gefallen, denn mit unverminderter Energie geht nun Hörbiger ans Werk, die schon lange vorbereitete Drucklegung seiner glazialkosmogonischen Schau herbeizuführen. „Sie sind

seelisch gewiß hoch in die Lüfte gewachsen vor Freude über Ihr Werk, das gewiß vollkräftig voranschreitet", vermeint Prohaszka im Sommer 1907, um gleichzeitig wieder eine seiner beliebten sinnreichen Sentenzen anzufügen: „Der Fortschritt des Erkennens sorgt für die notwendige Tugend der Demut, die uns immer zum Bewußtsein bringt die Unendlichkeit der Gedanken Gottes. Was wird es denn sein auch mit einigen Elementen Ihrer Theorie, wenn es einst wahrscheinlich oder sogar bewiesen wird, daß die Sonne kein glühendes Meer, sondern nur ein riesiger Elektrizitätsakkumulator ist? Doch bis dahin kann uns auch die Hörbigertheorie Obdach geben. Der forschende Gedanke ist ein Obdachloser, ein stürmischer Wanderer, der sich's auf die Länge nirgends gut sein läßt; er bricht dann sein altes Haus ab und baut wieder ein neues, eigentlich lauter Bretterverschläge. Macht nichts, Gott gebe es, daß Ihr Haus schon fertig wäre!" Nur so kann der wahre Freund sprechen, der den andern vor hochmütiger Entgleisung und Enttäuschung schützen möchte!

Im Frühherbst 1907 erhält Prohaszka auch die ersten Aushängebogen der werdenden „Glazialkosmogonie" und faßt sein Urteil darüber am Weihnachtstag des gleichen Jahres in die wenigen, aber sinnschönen Worte zusammen: „Sie sind wahrlich ein Pionier einer großen Idee Gottes; möge das Werk an der großen Aufgabe lösend und erleuchtend arbeiten, daß es Spuren Gottes gibt und man selbe auffinden kann!"

Es wurde im zweiten Abschnitt dieses Buches bereits erzählt, wie sich das schließliche Erscheinen der „Glazialkosmogonie" noch Jahre hinauszögern sollte. Aber die Jahr um Jahr erhaltenen Druckbogen hat auch Prohaszka äußerst gewissenhaft verfolgt und mit stets regster Anteilnahme das Schaffen Hörbigers begleitet. „Die es wagen, die trägt das Glück." Diesem seinem Neujahrswunsch 1911 hat der Bischof unabänderlich beredten Ausdruck verliehen. Und als er etwa ein Jahr später das der Veröffentlichung entgegenschreitende Werk vollkommen kannte, wußte er nur zu sagen: „Nun, Ihnen braucht man zu Ihrem Werke nicht gratulieren, d. h. Glück wünschen, man gratuliert höchstens, indem man sich freut und mitfreut und bewundert und mit Entzücken den Ausführungen folgt und all die Ideen aufsaugt, die einem hier an den Kopf fliegen und sich in die unendlichen Perspektiven verliert, die Sie uns eröffnen... Ihr Werk ist wirklich ein Werk des Glaubens, getragen von einer hohen Intuition und von viel Hinneigung zur Religion. Freudig gebe ich das zu..." Zwei Monate später fällt die Bemerkung, daß von dieser „eisigen Lehre die Herzen warm werden möchten". Und abermals zwei Monate später sind schon zwei etwa je zwanzigseitige Referate über die Glazialkosmogonie, noch vor der Ausgabe des Werkes selbst, aus der Feder Prohaszkas erschienen. Einmal im Maiheft 1912 des

„Katholikus Szemle" (Monatsschrift der St. Stefansgesellschaft), zum andern im „Budapesti Szemle", dem Organ der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Es ist somit jetzt achtzehn Jahre her, seit zum ersten Male überhaupt etwas Zusammenhängendes über die Glazialkosmogonie Hörbigers erschienen ist und damals die vielversprechenden Worte mit auf den Weg bekam: „So großer Fleiß auch einzelne über Kosmogonie existierenden vortrefflichen Werke auszeichnen möge, so erscheinen sie doch nur als ärmliche kompilatorische Deutungsversuche angesichts der großzügigen Konzeption der glazialkosmogonischen Lösung des Problems".

Der Dank Hörbigers über die gut gelungenen Referate wird also bestätigt: „...Ich werde gewiß auf der Hut sein, und wenn sich wo das kritische Gelüste rührt, möglichst und mit Ihrer Hilfe antworten; nur meine ich, daß die Leute vom Fach so feige sind, daß sie sich auf Diskussionen nicht einlassen. Sie haben für sich den Wahn der Fachwissenschaft und der wiegt..." In späteren Schreiben heißt es: „Sie sind ein Zertrümmerer der Erdgenügsamkeit, und das ist bitter für die Wissenschaft, die sich so gerne in Exaktheit verspinnen und verpuppen möchte... Es ergeht den Gelehrten wie Kindern, die im finsteren Zimmer den Kopf unter die Decke stecken und dort den Frieden genießen..." Verschiedene Mahnungen Prohaszkas, sich nicht zu überarbeiten, sich zu schonen und nicht ungeduldig über die noch ausbleibende Anerkennung der Glazialkosmogonie zu werden, sind wiederholt Gegenstand einiger Briefe aus der ersten Hälfte 1914. Im Juli weilt der Bischof in Lorch am Rhein und sendet am 12. Juli von dort aus einen Kartengruß an Hörbiger, die letzten Zeilen vor Ausbruch des Weltkrieges, der ja seinerseits dazu beitragen mußte, die Glazialkosmogonie für Jahre zu vergraben.

In dieser schweren Zeit verfiel Hörbiger wieder mehr und mehr in die metaphysische Seite seines Schaffens, und welche Anstrengungen er machte, das Elend des Krieges durch Erkenntnis seiner Tiefenschau behoben zu sehen, wurde schon früher gestreift. Auch Prohaszka blieb mit derartigen Vorschlägen und Bitten um seine Intervention nicht verschont, doch hat er dem Freunde in fast humorvoller Weise einmal (23. 5. 15) die einzig richtige Antwort erteilt: „Ich muß aber gleich beifügen, daß Sie ein unverbesserlicher Theoretiker sind, indem Sie sich einbilden, daß Kriegsministerien jetzt Zeit haben, Ihre Glazialkosmogonie studieren und beurteilen zu lassen. Daran ist gar nicht zu denken. Sie glauben doch nicht, daß man, sobald man die Glazialkosmogonie angenommen hat, Frieden schließen wird, und dann das Reich Gottes seinen Einzug zwischen die verfeindeten Nationen halten wird? Und da man dieses nicht glauben und sich von einer Studie solchen Erfolg nicht versprechen kann, so wird man Ihnen antworten, daß das jetzt nicht die Zeit ist, um solche Fragen von seiten des Kriegsministerium (!) zu diskutieren.

Auch die Engländer werden sich dadurch nicht bekehren lassen, daß nicht Kant-Laplace recht hat, sondern ein anderer, und wenn der Mond einmal wieder herunterkäme, so ist es bis dahin noch viel Zeit, und diese Zeit will sich jeder Imperialismus zugute kommen lassen. — Seien Sie mir nicht böse, aber ich muß Ihnen meine Meinung klar heraussagen, und das wünschen Sie ja auch von mir! Also wir kämpfen weiter — — auch ohne Hilfe der Kriegsministerien!"

Aber Hörbiger beschied sich damit nicht. Er sah wohl ein, daß es mit Hilfe der Kriegsministerien wirklich nicht ginge und verfaßte damals mit unsäglicher Mühe die verschiedenen mehrhundertseitigen Eingaben an verschiedene Nuntiaturen, darin die Glazialkosmogonie, das Nietzscheproblem und die ethischen Folgerungen und Forderungen daraus entwikkelnd! Und abermals mußte Prohaszka den Bremsschuh anlegen, den Freund zurechtweisen und ihn vor der Gefahr des Verzweifelns behüten. Schließlich geht Hörbiger so weit, die Behauptung aufzustellen, daß ein hoher Würdenträger, der nach Kenntnis seiner Auseinandersetzungen sich nicht für berufen fühlt, nun mit an der Abkürzung des Krieges beizutragen, Schuld an dem Weitergang des Völkermordens trüge! Aber der große Freund läßt sich dadurch keinen Augenblick aus der Fassung bringen, er kennt die urschöne Naivität seines Partners und ist vornehm genug, sie nicht durch eine verletzende Antwort zu stören. „Sie tun aber jetzt einen Schritt voraus, indem Sie mich sogar für den Krieg verantwortlich machen. Glauben Sie wirklich, daß man dem Krieg entrinnen könnte und dieser unterblieben wäre, wenn die Glazialkosmogonie sofort Anklang gefunden hätte? Ich bin ja überzeugt, daß sie viel Theorien über den Haufen wirft und daß sie wirklich grundstürzend ist; — auch nehme ich keinen Augenblick Partei für die Gelehrten, welche sie hochmütig ablehnen und damit ihrer Zunft den Zopf immer zurechtlegen; das ist ja eine alte Sache, ich sage nur, daß sich hier autoritativ nicht vorgehen läßt, daß man arbeiten und ausharren und warten soll... Wie schade ist's auch um Ihre jüngste Eingabe, die sich auf über hundert Seiten beläuft. Sie sagen ich sei ungläubig; das ist gar nicht richtig; richtig ist's aber, daß Sie mir nicht glauben und Anstrengungen unternehmen, wo nichts fruchtet! Ich betrachte all diese Arbeiten nur als Ventile Ihrer geistigen Gluthitze, die sich da Luft macht!"

Monate hindurch war dann der Briefwechsel bis zu Ende des Krieges vollkommen eingeschlafen. Der bischöfliche Freund ist, wie gar manches andere Mal schon, der erste, der wieder von sich hören läßt und um Beendigung des Schweigens bittet. Am 18. Dezember 1918, nach den ersten Wirren der Revolution auf der ganzen Linie, schreibt er folgend: „Ich möchte Ihnen von ganzem Herzen den Frieden des inneren Menschen wünschen — ein echtes liebes Christkindl, das man in der heuchlerischen

und maulmacherischen Welt erst recht schätzen lernt. Du lieber Gott, was haben wir in kurzer Zeit erfahren und welche Wellen von Katastrophen fluteten über unsere Köpfe hinweg! Man reibt sich aber dann die Augen und wenn man sich tüchtig umgesehen hat, kommt man zur Einsicht, daß das alles nichts Neues, sondern Uraltes ist, es ist die Bosheit, Verkommenheit, es ist das dämonisch Sündhafte, das sich hier breit macht. Das Neue dabei ist nichts besonderes und sein Fortbestand ist gar nicht gesichert; es ist sogar möglich, daß bitterwenig dabei von Volksherrlichkeit und Brüderlichkeit herauskommt und die alte Bestie, der Mensch mit all seiner Gier wird weiter knurren und darauf losgehen, das wirklich Schöne und Edle unter die Gewalt und die Macht, also dumme, irrationale Tendenzen zu bringen! Nun, wir wollen immer und überall unseren Mann stellen... Wie geht es Ihnen, Ihrer Familie, Ihren Söhnen... Was treiben Sie jetzt? Die deutschen Anstalten werden sich jetzt gewiß kleinlaut verhalten, bis der deutsche Geist die Erschlaffung und Betäubung abschüttelt und wieder tatkräftig auf dem Arbeitsplatz erscheint..."

Schon vier Tage später übermittelt Hörbiger die eigen gelungene Antwort nach Stuhlweißenburg: „Zunächst herzlichen Dank für die gütige Nachfrage um das Schicksal meiner Jungen. Hans (geb. 1885) der Verheiratete und Kriegsbeschädigte, ist vorläufig seit April 1918 gutbezahlter Betriebsleiter einer österreichischen Provinzmaschinenfabrik. Ob er die Strapazen und Aufregungen auf die Dauer aushalten wird, ist noch fraglich. Von den übrigen dreien zunächst die Meldung, daß ihre Schutzengel sie mir heil heimgeführt haben. Nach dem famosen Verrat Andrássys und Károlys an der gemeinsamen Armee kam erst Alfred (geb. 1891; Oblt., verheilter Beinbruch) aus Tirol — dann Paul (geb. 1894, Oblt.) von der südtiroler Front, — dann Attila (geb. 1896, Lt.) von der Lothringer Front heil heim. Wie Euer Eminenz vielleicht bekannt, hatte Alfred fünf Jahre Technik-Studium, als er im August 1914 einrückte. Diesen Sommer gestand er mir, daß er alles vergessen habe und von vorne beginnen müsse. Er würde dies tun, wenn ich darauf bestehe, doch sei er sicher, rascher ein tüchtiger Maler zu werden, als ein tüchtiger Ingenieur. Nachdem nun das Selbstbestimmungsrecht in Mode gekommen und Fredl wirkliches Maltalent hat, so sagte ich Ja!

Paul wollte sich 1917 an der rumänischen Front aktivieren lassen, nachdem auch er schon das Befehlen verkostet hatte und ihm das Technikstudium anwiderte. Über mein Zureden ließ er davon ab und belegte heuer im Mai auf einem dreimonatlichen Studienurlaub Chemie. Nun aber sehe ich, daß auch er sein Herz an eine der Musen verloren hat (nämlich an Thalia, großes Schauspielertalent!), so habe ich auch da dem Selbstbestimmungsrecht nachgegeben. — Ich mußte es schon mit Rücksicht auf meinen zweiten Nebenberuf (Ziviltheologie) tun, indem ich nunmehr vor

der Welt den ‚Guten' (Dr. Faust) zu spielen haben werde, obwohl ich doch so grimmig böse bin, gleichwie der herzensgute Pfarrersohn aus Röcken den ‚Bösen' (Mephisto) vor der Welt gespielt hat. Vielleicht mache ich das einmal bühnengerecht und habe dann in meinem Paul gleich einen Darsteller der ‚Lustigen Person'.

Und was nun Attila anbelangt, so hatten wir uns von jeher für Bodenkultur entschieden. Doch will auch er es jetzt ohne Hochschulstudium kurz machen und nach einem Hochdruckkurs sich der Viehzucht, dem Gestütewesen und der Molkereiproduktion zuwenden, um mir bald aus der Tasche zu kommen, obwohl ich da bei keinem der Viere besonders nahe Erwartungen hege.

Von mir ist zu sagen, daß ich meine ganzen Ersparnisse doppelt überzeichnet der Kriegsanleihe hingegeben habe. Wie ich da also im Falle des Staatsbankerotts aussehe, können sich Eminenz ausmalen! Ich muß einfach auf meine alten Tage hin wieder von vorn anfangen. Gesundheitlich will ich angesichts der vielen Leiden anderer nicht klagen. Ich haue mich mit nächtlichen Halsumschlägen, morgens und abends Gurgeln und Inhalieren, fleißigem Müllern und Kaltwassern eben durch, so gut ich kann. Mama ist gesund wie ein harter Winterapfel... Den von Eminenz berührten inneren Frieden habe ich wohl, denn ich habe dem Staate und der Kirche gegenüber meine Pflicht getan bis zum äußersten. Wenn die Diener beider Institutionen der Situation bisher nicht gewachsen waren, so rechne ich noch immer damit, daß sie es nach der empfangenen Züchtigung in Zukunft einholen werden..."

Dieses Schreiben hat Prohaszka nicht erhalten. Ungarn wurde in die hinreichend bekannten schweren politischen Wirren verwickelt, und einer „Reichspost"-Notiz aus dem Frühjahr 1919 können wir entnehmen, daß insbesondere während der ungarischen Räteregierung den Bischöfen des Landes übel mitgespielt wurde. Dem Primas des Landes, dem greisen Kardinal-Fürsterzbischof von Gran, wurde lediglich ein Zimmer im obersten Stockwerk seines Graner Palais eingeräumt, wo er sich als Häftling unter strengster Bewachung befand. Ganz ähnlich, heißt es in dem Bericht, ergeht es dem hervorragenden Bischof von Stuhlweißenburg, dem vor kurzem noch als liberalsten Kirchenfürsten von Ungarn gefeierten Dr. Ottokar Prohaszka, der seinerzeit den ersten Antrag auf Landesverteilung gestellt hatte. Auch spätere Anfragen Hörbigers blieben unbeantwortet. Erst wieder ein Märzschreiben aus dem Jahre 1920 gelangte in den Besitz des Bischofs. Hörbiger erzählt darin von Vorträgen, die der damals blutjunge Astronom Max Valier in der Umgebung Wiens über die Welteislehre hielt, über die bevorstehende Gründung der Kosmotechnischen Gesellschaft in Wien, über eigene Vorträge und ihre Wirkung, über die Anerkennung seiner Glazialkosmogonie durch den

Astronomen an der Benediktinersternwarte in Aosta und bittet Prohaszka doch zu der ersten konstituierenden Versammlung der Kosmotechnischen Gesellschaft Mitte April zu erscheinen und dort einige Worte zu sprechen.

Die von Prohaszka am 12. April 1920 gefertigte Antwort kam jedoch erst Mitte Juni in Hörbigers Besitz. In einem späteren Schreiben an den Freund hat er bedauert, dessen Worte anläßlich der Gründungsversammlung der Kosmotechnischen Gesellschaft nicht haben vorlesen zu können. Es waren ja wiederum Worte der Anerkennung, die der Freund selbstlos gespendet hatte: „Gerne würde ich an der Eröffnung teilnehmen und auch andere mitbringen, doch kann ich daran bei den jetzigen Verhältnissen nicht denken. Vielleicht läßt sich später auch hierzulande solch eine Organisation machen, die das Licht Ihrer herrlichen Ideen in den Nebel der Nebular- und anderer Theorien hineinträgt und das Zunftwesen der Wissenschaft für neue Wahrheiten empfänglich macht. Möge Sie und der Gesellschaft der Segen des unendlichen Weltenschöpfers begleiten und Ihr Werk fördern!"

Es ist schon eigenartig, wie der eine Freund dem anderen immer wieder eine Problemsumme zur Besinnlichkeit anbietet. Nur ein Beispiel: Prohaszka bemerkt einmal, daß gar so viel über Intuition geschrieben und gesprochen wird und zumal von jenen, die keine haben. „Es wäre aber sehr unterrichtend, es wieder von jemandem zu hören, was denn eine Intuition ist, der selbst eine gehabt hat. Wie es sich mit der räumlichen Anschauung verhält —, worin sich diese Anschauung von der begrifflichen Erkenntnis unterscheidet, — wie sie in der Seele vorbereitet wird, was da eigentlich in der Seele ist, das die Intuition bedingt, was sie trägt? Sehen Sie, Herr Dr. Faust, das wären auch so bunte Probleme, an denen Sie sich versuchen können; und wenn Sie mal so einen Anlauf dazu nehmen, schreiben Sie mir, was und wie es in Ihrer Seele spricht." Daß Hörbiger selbst diese Frage nicht so leicht beantworten konnte, dürfte verständlich erscheinen, er verweist deshalb auf diesbezügliche Ausführungen Nietzsches, die auch seiner Glazialkosmogonie an passender Stelle einverleibt worden waren. Zudem sieht er sich Ende 1920 „allzusehr eingekeilt zwischen beruflichen Restanzen und kann nicht daran denken, etwas zu veröffentlichen. Eine Veröffentlichung meiner Erfahrungen in Sachen der Intuition würde den ganzen und freien Mann erfordern, sie müßte gründlich, unanfechtbar und mit Beispielen gestützt sein — und das ist in dieser Zeit unmöglich." Nun, es wäre wahrscheinlich auch zu einer anderen Zeit unserem Seher von Vajdahunyad unmöglich gewesen, sich „unanfechtbar" über diesen Gegenstand zu verbreiten, wiewohl seine Gedankenlast unentwegt viel zu groß ist, um sie in geordneter Kürze überhaupt darstellen zu können. So war es ja immer in seinem Leben.

Im Maße, wie die weiteren Jahre Sorgen und immer neue Sorgen für beide Freunde bringen, ruht zeitweilig auch der Briefwechsel vollständig. Prohaszka selbst war ganz in die Politik zum Teil gegen seinen Willen geworfen worden und wie die Tagespolitik geeignet ist einem großen Menschen sonderlich mitzuspielen, braucht hier nicht weiter erzählt zu werden. Mancher Kartengruß Prohaszkas läßt deutlich eine Verbitterung verspüren, dem Alltag der Straße war der große Kämpfer ob seiner Größe nicht gewachsen. Und Hörbiger weiß immer nur zu berichten, wie die Markkatastrophe ihn furchtbar trifft. Inzwischen war ja auch begonnen worden aus mehr oder minder berufener Feder die Welteislehre zu popularisieren. Viel ist ja nicht dabei herausgekommen und eine geeignete Verbreitung der Gedankenfülle Hörbigers wird erst die mittelbare Zukunft bringen. Schon 1914 trug sich Hörbiger mit dem Gedanken, seine „Glazialkosmogonie" in neuer, stark verbesserter Auflage herauszubringen, was angesichts des Werdegangs der Erstauflage nur wünschenswert erscheinen konnte. Rund zehn Jahre später wird dem Bischof mitgeteilt, daß nunmehr begonnen werden soll, die Neuauflage in etwa 16—18 Bändchen von „Lesebuchformat" vorzubereiten. Im Augenblicke mußte aber auch dies zurückgestellt werden, „weil ich jetzt jenen rund 80 bis 100 Millionen nachlaufen muß, die man jährlich braucht, um bei Kartoffeln und Einbrennsuppe mit 3 bis 4 Familien durchzukommen". Hier hat Hörbiger vielleicht etwas allzuübertrieben grau in grau gemalt. Heute schreiben wir 1930, der Geschäftsgang Hörbigers kam längst wieder zur Blüte, aber die geplante Neuauflage wird aller Voraussicht nach trotzdem ungeschrieben bleiben. Er selbst würde niemals damit fertig werden.

Es bereitet seltene Genugtuung, daß das allerletzte Schreiben Prohaszkas an Hörbiger mit den Worten schließt: „Gott segne Sie!" Schon diese Freundschaft war eine Segnung selbst gewesen, denn Hörbiger verlangte gar viel von dem Freunde und dieser konnte immer schenken.

Jahrzehnte hindurch hatte diese Freundschaft gewährt. Nur wenige Jahre sollte notgedrungen ein ähnliches Freundschaftsband mit dem ordentlichen Professor des Maschinenbaues Joh. von Radinger an der Wiener technischen Hochschule währen. Ein glücklicher Umstand fügte es im Spätherbst 1896, daß Radinger in Besitz der ersten Manuskripte Hörbigers über Teilgebiete seiner Glazialkosmogonie gelangte. Schon bald nach der begonnenen Lektüre schrieb er Hörbiger nach Budapest, ihn als Konsorten zu begrüßen und seiner hellen Freude Ausdruck geben zu dürfen über das Werk, dessen neue und kühne Gedanken er bereits zur Hälfte „verschlang". „Vieles ist mir so einleuchtend, daß ich den Fund der Wahrheit darin erschaue und mich drängt es, dies Ihnen unumwunden und ich möchte sagen mit Stolz zu schreiben, da ich nun nicht

mehr länger der einzige Maschinenbauer (seit Redtenbacher) bin, der sich mit astronomischen Dingen beschäftigt". Radinger befaßte sich schon seit geraumer Zeit mit astronomischen Studien und arbeitete seit anderthalb Jahrzehnten an einer Hypothese über die Geschwindigkeitsverhältnisse der Planeten im dichten Mittel des Sonnenraums. Er verschweigt auch nicht die Bedenken, die er über einige Ansichten Hörbigers hegt in Hinblick auf Flutwirkungen, Atmosphärenursprung der Planeten u. dgl. m. „Daß ich über die vermeintlichen Fehler so unverantwortlich lang schreibe und nicht über die Seiten, welchen ich zustimme, nehmen Sie wohl nicht ungünstig hin. Wir Menschen sind eben so. Dagegen scheint mir Ihre Hypothese abnehmender Schwerkraft im steileren Maße als nach Newton als sehr bemerkenswert und wirklich angemutet gehe ich an das weitere Studium Ihres Manuskriptes."

Hörbiger antwortet umgehend in der ihm eigentümlichen ausführlichen Weise und verschweigt auch nicht seine ersten, wenig ermunternden Erfahrungen mit entsprechenden Leuten der Wissenschaft. Doch Radinger offenbart sich ihm kurz darauf gewissermaßen als Leidensgenosse, erzählt, wie er über die Teilnahmslosigkeit der Kollegen ein Lied singen könne, und wie er stets wenig Verständnis für neue Ideen als nicht abgestempelter „Fachastronom" fand. „Auch für mich hatte weder Direktor Weiß noch der Adjunkt der Sternwarte Palisa nur die Zeit des Anhörens, obgleich ich mich gratis an den Konstruktionen der Sternwarte, an der Drehkuppel, den Meridianschlitzen bei deren Neubau beteiligte. Zeichnen kann überdies keiner der Astronomen und von allem, was außerhalb ihrer handwerksmäßig benützten Formeln liegt, haben Sie keine Idee... Wohl hörten mich vor zirka 10 bis 12 Jahren Oppolzer in Wien und Helmholtz in Berlin aufmerksam an. Beides waren wahrhaft große Männer, aber beide sagten mir: ‚Es scheint alles einleuchtend, Widerspruch vermag ich nicht zu erheben, aber es ist unbedingt nötig, daß Sie die Sache drucken lassen, damit man sie mit Muße zu verfolgen vermag'." Aber zum Druck war Radinger bis dahin nicht gelangt und wollte auch seine Ideen erst tüchtig ausreifen lassen. „Um Rat frage ich niemanden mehr, denn es gibt niemand, der maßgebend und gleichzeitig so hochstehend wäre, daß er fremdem Gedanken sich weiht." Hier hat Radinger wohl allenthalben recht, denn Hörbiger erging es ja, abgesehen von eigenen Fehlern, die die Verbreitung seiner Glazialkosmogonie hemmten, nicht viel anders. Es steckt viel Wahrheit in der Bemerkung des Neidens von großen Gedanken anderer, es scheint ja auch in der Regel viel angebrachter zu sein, der Bequemlichkeit zu huldigen oder mißliebig zu schnüffeln, wo einer herkommt und was er „studierte"!

Radinger hatte gewiß schon manch Unerfreuliches erlebt. Auf der

Chicago-Ausstellung fand er einmal sein Jahre zuvor erschienenes Fachwerk über Kolbengeschwindigkeitsverhältnisse sozusagen in englischer Kopie aus der Feder eines anderen vor, und deshalb ergeht auch sein Rat an Hörbiger, sich nicht an die Lick-Sternwarte zu wenden. „Möglicherweise ergibt es sich, daß sich eine derartig gleiche Denkungsweise entpuppt, daß Sie eines Tages Ihre Hypothesen unter fremdem Namen gedruckt finden können ... Auf Ihre Theorie über den Mars bin ich sehr begierig. Aber glauben Sie nur ja nicht, daß die Welt in Aufruhr kommt, wenn auch eine neue Wahrheit am Himmel erschaut wird!" Ein Manuskript, das Radinger einmal (1885) der Akademie der Wissenschaften zur Veröffentlichung vorlegte, und das er Hörbiger übersendet, findet folgende kurze Deutung seines Schicksals: „Es wurde nicht zur gewünschten Veröffentlichung angenommen, weil, wie mir der Sekretär der Akademie Prof. Sueß mitteilte, dasselbe zu wenig ‚wissenschaftlich' sei. Es fehlen nämlich alle Fußnoten, aus welchen man die Wurmarbeit des Nachsehens in der Literatur und die Quelle der Behauptung, daß 2 mal 2 = 4 sei, deutlich entnehmen könnte!" Es will einleuchten, daß ein derartiger Partner sich nur wertvoll für Hörbigers Eigenleben erweisen konnte; er mußte und sollte einsehen, daß man nicht mit dem Kopf durch eine Wand rennen kann, auch wenn man einen neuen Himmel erschaut hat. Und er konnte daraus zugleich die Lehre ziehen, die Geduld nicht zu verlieren.

Mit viel Hingebung, viel Liebe und vielem Fleiß hatte Radinger die restlichen Manuskriptseiten Hörbigers studiert und überall, wo er Bedenken hatte, dies deutlich unterstrichen. Mögen nun diese Bedenken zum Teil auch nur darauf zurückzuführen sein, daß Hörbiger ja damals seine Perspektiven bei weitem noch nicht so eingehend fundiert hatte wie in späteren Zeiten, so gaben sie doch Hörbiger bedeutsame Anregungen und zwangen ihn in besonderen Dingen erheblich tiefer zu graben. Man braucht nur eine beliebige Stelle aus einem vorliegenden achtseitigen Novemberbrief (1896) Radingers herauszugreifen, um zu überzeugen, wie aufrichtig ernst es der von der Gedankenfülle Hörbigers als Ganzes durchaus eingenommene Gelehrte meinte. „Mittlerweile sammeln Sie die Beweisstücke für Ihre Erkenntnisse. Ob die Milchstraßenkörper im eigenen oder im reflektierten Sonnenlicht leuchten, dürfte sich wahrscheinlich feststellen lassen, und ebenso, ob das Licht des Mondes von Eisflächen herrührt. Ich glaube ja letzteres, aber wenn die Spektralanalyse einen Beweis dafür zu erbringen vermag, so müssen Sie ihn kennen und anführen. Ein Negieren fest erwiesener Beobachtungen ist ohne weiteres gänzlich unzulässig und ein vermuteter Fehler darinnen darf erst auf Grund anderer, ebenfalls fest zu erweisender Tatsachen zur Aussprache gelangen. Reflektiertes Licht erscheint unter gewissen Verhältnissen polarisiert. Wenn nämlich die Tangente des Auffallwinkels gleich ist dem Brechungswinkel des spiegelnden Materials, geht der Lichtstrahl polarisiert hintan. Unter den Millionen Eisstücken Ihrer Milchstraße wird sich doch Eines finden müssen, dessen Spiegelfläche der oberen Bedingung (welche mir gestern unser Physikprofessor, den ich diesbezüglich fragte, mitteilte) eben entspricht. Ebenso müssen sich Streifen oder Punkte am Monde finden, welche polarisiertes Licht uns zusenden. Wenn daher von einer Mondebene regelmäßig zu einer bestimmten Stunde polarisiertes Licht ausgeht, während dieselbe Ebene vor und nach nur normales Licht zeigt — und wenn diese Mondfläche eben unter jenem Winkel steht, unter welchem $tg\alpha = k$ ist, und das k der Brechungs-Koeffizient für durchsichtiges Eis ist — dann ist Ihre Anschauung bewiesen und Sie haben das Recht und die Pflicht, mit dieser bewiesenen Tatsache vor die Welt zu treten ..." Ohne Zweifel gehörte Radinger zu jenen verhältnismäßig wenigen begnadeten Gelehrten, die den Werdegang einer neuen, nach Licht drängenden Idee richtig begriffen. Die Voraussetzung eines großzügig intuitiv Erschauten ist notwendig da, man darf diesem seine Anerkennung nicht versagen, denn es ist der Wesenszug des Genialen, des Schöpferischen. Nun aber können erst die Kärner, die gelehrten Handwerker kommen, die Details bearbeiten und ihrerseits versuchen, in zäher Kleinarbeit zu einer verneinenden oder bejahenden Stellungnahme in Einzelfragen zu gelangen. So nur kann sich auch das schließliche Schicksal der Welteislehre erfüllen. Es müssen nur Gelehrte am Werke sein, die ähnlich denken und folgern, wie es Radinger tat!

Zumal der briefliche Gedankenaustausch der nächsten beiden Jahre (1897 und 1898) konnte sich für Hörbiger nur nützlich erweisen, wenn auch manch übertriebene Randglosse an den Briefen Radingers von seiner Unduldsamkeit zeugt. Bemerkungen wie „falsch! falsch!" oder „Aber Herr Professor, bitte um Geduld, das Haarspalten kommt zum Schluß" sind nicht gerade selten.

Es zeugt für die große Verehrung Radingers dem werdenden Werke Hörbigers gegenüber, daß er die erste gegebene Gelegenheit ergriff, öffentlich für den Welteisdeuter einzutreten. Es geschah dies anläßlich der Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Fachgruppe der Maschineningenieure des österreichischen Ingenieur- und Architektenvereins. Radinger hatte die Festrede zu halten und (wie er am 9. Dezember 1899 an Hörbiger schreibt) „um zu zeigen, wie unsere Augen auch über die Alltagsgrenzen hinauswachsen —, führte ich Ihre neue Theorie vor. Der begrenzten Zeit wegen konnte dies nicht völlig geschehen und ich schloß im mündlichen Vortrag mit dem bis zum Verlöschen der Sonnenschwere reichenden Teil". In dem für den Druck der Rede bestimmten Manuskript hatte Radinger sich dann noch ausführlicher verbreitet, doch sind diese

„Anmerkungen", obwohl schon gesetzt gewesen, nicht erschienen. Hörbiger hatte eine Korrektur davon erhalten, aber so viel verbessert und dazugeschrieben, daß der Abdruck der Ergänzungen aus technischen Gründen unmöglich wurde. Auch war keine Zeit mehr zu verlieren, denn der Abdruck der Festrede mußte noch in der letzten Dezembernummer der Zeitschrift des österreichischen Ingenieur- und Architektenvereins erscheinen. So ist tatsächlich nur der Wortlaut des mündlichen Vortrages veröffentlicht worden, und zwar vor rund dreißig Jahren!

Es bereitet an sich hohen Genuß, diesen Vortrag heute noch zu überlesen. Er gibt am vollendetsten ein Bild von der großzügigen und weitschauenden Denkungsart Radingers und dem beschwingten Fluge dieses mehr stillen Kämpfers. Ebenso hinreißende wie klare und gleichnisstarke Worte versuchen ein Bild der technischen Errungenschaften zu geben, wie insbesondere der Maschinenbau trotz seines kurzen Bestandes die Kultur der Menschheit in den letzten hundert Jahren ganz wesentlich gefördert hätte. „Was aber außer der immer wachsenden Verbesserung und Vergrößerung des Bestehenden das Große ist, was das kommende Jahrhundert im Gebiete des Maschinenbaues erbringen wird, ist uns wohl noch unbekannt, aber es mehren sich die Anzeichen, daß der Maschineningenieur, dessen allumfassende Kenntnis und Benützung der Naturgesetze von keinem anderen Stande übertroffen, dessen ganze Geistesrichtung von keinem Autoritätsglauben beschränkt wird, der es gewohnt ist, frei am Boden der Wahrheit stehend, nur seiner eigenen Ansicht Raum zu geben, auch auf anderen als seinen eigentümlichen Gebieten klärend und machtvoll auftreten werde. Nicht nur die Landwirtschaft und das Bauwesen, der Berg- und Hüttenwerksbetrieb und die chemische Industrie und selbst die Herstellungen der Kunst werden von ihm jährlich mehr beeinflußt, sondern selbst auf die entlegeneren Bereiche der reinen Wissenschaften, Anatomie, Mathematik, Physik und der Astronomie macht er schon jetzt manch bahnbrechenden Schritt. Als Beispiel hierzu will ich mir gestatten, eine Hypothese des bekannten Ingenieurs H. Hörbiger, dem Konstrukteur jenes Gebläse- und Kompressoren-Ventils, welches in einer Anzahl von über tausend Stück, seinen Namen tragend, in vielen Hütten von Siebenbürgen bis Westfalen hin angewendet ist, zu berühren. Die Hypothese dieses erfahrenen und gewiß kühl und abgeklärt denkenden Maschineningenieurs sucht das Auftreten der Sternschnuppenschwärme im Zusammenhange mit Sonnenflecken und Sonnenfackeln auf eine neue, den Astronomen noch unbekannte Weise zu erklären und rechnerisch festzustellen, und da der letzte, erwartete Leonidenschwarm die Veranlassung gab, daß Ingenieur Hörbiger sie mir erstmals vorbrachte, denke ich, daß ihre Andeutung auch Ihr Interesse wecken werde." (Wie aus dem zweiten Abschnitt dieses Buches erinnerlich, hatte Hörbiger ja

HOERBIGER & ROGLER
CONSTRUCTEURE
BUDAPEST

Telegramm-Adresse:
„CONSTRUCTEUR"
BUDAPEST

BUDAPEST, 1. November 1900.
V., Lipót-körút 1.

J.-No.

Hochgeehrter Herr Professor!

Ich begehe Ihnen wieder im ganzlegenen Stücke einen Zeitungsaufsatz, indem ich mir die Freiheit nehme, Ihnen wieder eine Lektüre zuzusenden.

Leider kann ich mich mit meinen Ansichtungen gar nicht mit den Ihren befassen, Ihre Aufsätze sind mir gar nicht abzusprechen, denn ich bin mit Ihnen gerade [illegible]; und blos auf Berechnungen oder Absurdes die Logik hervorgehen, das zu spalten meine Freund. sind nicht. Es kommt mir, daß ich für diesmal darauf verzichten müsse, Ihnen wieder etwas Neues, Hinderzugehöriges zu überbringen.

Aber immer klarer steht die Aufgabe vor mir und immer näher rückt sie in der Lage der Lösung.

Mit Ihnen geehrtesten Befinden Ihr sehr ergebener Freund zeichne in vorzüglicher Hochachtung

als Ihr ergebenster
J. Hoerbiger.

Empfangen
1/11 1900.

am 13. November 1899 einen Vortrag über das Leonidenproblem in der Wiener Technik gehalten.)

Insbesondere die von Hörbiger vertretene Anschauung über die abändernde Schwerkraftsformel entwickelte Radinger dann vor seinen

Hörern und beschließt seine Ausführungen über Hörbiger mit folgenden Worten: „Ich habe nun mit anderen Fachfreunden über diesen Teil der Anschauung des Ingenieur Hörbiger gesprochen und diese verhalten sich nicht ablehnend dagegen. Prof. Hofrat Finger unserer technischen Hochschule sagte mir, daß er sich selbst mit der Frage der zu ändernden Gravitationsformel seit zirka drei Jahren beschäftige und mit anderen Gelehrten darüber in Verkehr stehe. Mir persönlich scheint es auch, daß Abnahme der Gravitatiton bis zu Null in endlicher, wenn auch großer Ferne glaubwürdig sei, da das Gegenbild hierzu sich in einer Zunahme der Massenanziehung in endlicher, wenn auch kleinster Ferne findet, wie die Kapillarwirkung und der untrennbare Zusammenhang der Atome verrät. Der bemessenen Zeit halber kann ich hier nicht auf die großen Folgerungen eingehen, welche vorerst Hörbiger allein daran knüpft. Aber ein Bild und einen Erweis mag es uns geben, wie der Maschineningenieur nicht in den engen Alltagsbezirken sein Genügen findet, sondern dank seines wissenschaftlich strebenden Geistes auch in alle Höhen und alle Tiefen zu greifen vermag, wie immer der alte Prometheuszwang ihn drängt."

Obwohl Radinger sich dafür verwandt hatte und auch der Zustimmung der Schriftleitung gewiß war, daß Hörbiger den nicht erschienenen Teil der Anmerkungen (seine Glazialkosmogonie als Ganzes erfassend) erweitern und als selbständige Arbeit erscheinen lassen konnte, hatte Hörbiger dies versäumt zu tun. Radinger hat dies später lebhaft bedauert, da eine günstige Gelegenheit verpaßt worden wäre, mit seinen Ideen rechtzeitig in weitere Kreise zu dringen. Nun, derartige Gelegenheiten hat Hörbiger in seinem Leben des öfteren verpaßt und sich dann hinterher manchmal zu unrecht beklagt, daß er so wenig Verständnis für seine Weltenschau finde!

Was ihn aber dazumal hinderte, den gutgemeinten Ratschlägen des Freundes zu folgen, darf auch nicht verschwiegen werden. Radinger hatte noch im Dezember 1899 auch den nachmalig so bekannt gewordenen Physiker Boltzmann für Hörbigers Pläne zu interessieren versucht. Dieser konnte sich aber mit der geforderten raschen Abnahme der Schwerkraft nicht befreunden, hielt diese allenfalls in zwei Siriusentfernungen anstatt in wenigen Neptunentfernungen für möglich, außerdem würde die Bewegung der Doppelsterne erhellen, daß von einer Änderung der Newtonschen Gravitationsformel keine Rede sei. Auch die Milchstraße würde jenseits der Fixsterne liegen und bei der von Hörbiger geforderten Nähe der Milchstraße müßte deren Parallaxe (Verschiebung) schon längst erkannt worden sein.

Das bedeutete aber ein Signal für Hörbiger, den zu erweiternden Vortrag Radingers ganz zu vergessen und sich mit den Boltzmannschen

Einwänden eingehend zu beschäftigen. Und so fertigte er in den Tagen, bzw. Nächten, vom 22. bis 30. Dezember 1899 ein achtundfünfzigseitiges Manuskript „Über die Resultate der Doppelsternbeobachtung und deren Beweiskraft für die Glazialtheorie". Man braucht gewiß kein Fachastronom zu sein, um nur von neuem zu erkennen, wie gründlich Hörbiger den Stoff anpackte, wie er die widersprechenden Meinungen der Gelehrten über diesen Gegenstand verarbeitete und wie unmißverständliche und von hoher Wahrscheinlichkeit getragene Gegenbeweise er anzuführen in der Lage war. Und man kann nur abermals erstaunen, daß er diesen an sich schwierigen Stoff in neun Tagen meisterte, wozu ein anderer wahrscheinlich ein halbes Jahr benötigt hätte! Man kann nur immer wieder bedauern, daß diese wie viele ähnliche Arbeiten Hörbigers bis heute im Schreibtisch liegen blieben, wenn auch Teile daraus in der „Glazialkosmogonie" verarbeitet worden sind.

Schließlich ist auch diese einzigartig schöne und Radinger gewidmete Arbeit nur ein Fragment geblieben. Die Schlußseite trägt den Vermerk: „Fortsetzung folgt 1900!" Ein weiterer Vermerk lautet: „Zur Fortsetzung ist's leider bis heute (1. Juni 1903) nicht gekommen und Radinger ist tot". Es klingt viel Tragik aus diesen beiden letzten Worten. Noch heute spricht Hörbiger mit größter Verehrung von diesem einzigartigen Freund, der stets einen offenen Sinn für alle vom Schicksal gedemütigten Erfinder- und Entdeckertalente hatte und dessen unerschütterlicher Glaube es bis zuletzt gewesen war, daß die Glazialkosmogonie zum Nutzen und Frommen der Menschheit doch einmal ihren großen Weg machen werde.

Als Radinger für den Freund verloren ging, geschah dies in einem Augenblick, da Hörbiger diesen Verlust um so schmerzlicher empfinden mußte. Stak doch damals der Ausbau der Welteislehre noch ganz in den Anfängen. Es hat an weiteren Freunden gewiß nicht gefehlt, aber die Größe der beiden vorgenannten haben sie selten erreicht, wenigstens fand sich lange Jahre hindurch niemand, der wie Radinger einen gleich beredten Einfluß geltend machen konnte.

Erst in den letzten Jahren wieder erstand u. a. mit dem heute schon hochbetagten und weltbekannten New-Yorker Ingenieur Gustav Lindenthal eine von eigener Größe und edelster Gesinnung getragene Freundschaftsbindung. Man braucht nur in den inzwischen zu einer stattlichen Fülle angewachsenen Briefen und Schriftstücken zu blättern, um zu ermessen, was Hörbiger auch diesem großen Charakter verdankt. Und man darf wohl sagen, daß Lindenthal als der weitaus einflußreichste Welteisverehrer drüben im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten bislang gelten kann. Seinem unermüdlichen Wirken für die Ideenwelt Hörbigers ist es zuzuschreiben, daß auch in Amerika schon weitere Kreise vom Welteis gefangen wurden. Er interessierte nicht nur akademische

Kreise dafür, brachte es zu Vortragsveranstaltungen in diesbezüglichen deutsch-amerikanischen Vereinen, er trat nicht nur in der Tagespresse öffentlich für Hörbiger ein und setzte dort seine Tat dem des Kopernikus gleich, er bemüht sich u. a. auch seit Jahren um die englische Herausgabe einer von uns gefertigten Einführungsschrift in die Welteislehre. Dem stets ungeduldig werdenden Freunde konnte er einmal keine bessere Formel schmieden: „Es ist für mich klar, daß die Verbreitung der Welteislehre den normalen Zuständen überlassen bleiben muß. Sie läßt sich nicht beschleunigen. Besonders wo die Lehre in Kontakt kommt mit dem Bürokratismus, ist unendliche Geduld notwendig, um auch nur angehört zu werden, aber dennoch ist der endliche Erfolg mathematisch sicher. Die Welteislehre wird wissenschaftlich als unumstößlich richtig und ihr epochemachender Wert anerkannt werden müssen. Um Ihren unvergänglichen Ruhm brauchen Sie sich nicht zu sorgen, denn wie ich Ihnen mündlich in Wien sagte: Die Wahrheit muß durchdringen. Aber es nimmt Zeit und wir werden dabei alt und verlieren manchmal die Geduld. Es ist von größter Wichtigkeit, daß Sie Ihre Kräfte ersparen und auf die Fortsetzung Ihrer Arbeiten verwenden, unbekümmert um gegenwärtige Kontroversen. Seien Sie beruhigt in der Überzeugung und in dem Bewußtsein, durch Ihren Genius die Welt für ewig verpflichtet zu haben." Es sind dies fürwahr keine leeren Worte, sondern es deckt sie der tiefe Ernst eines Mannes, der der Welt selbst zeigte, was Schaffen, Können, Leiden und Erfolg zu tragen heißt.

Man möchte auch die kleinen Freuden nicht missen, die dann und wann (dem Einfluß Lindenthals zufolge) über das große Wasser geschwommen kommen. Einmal ist es ein Gesellschaftszirkel, der „dem genialen Forscher seine Bewunderung auszudrücken" sich „erdreistet". Oder es ist schon köstlich zu lesen, wie eine Journalistin aus Long Island ihren Gefühlen Ausdruck verleiht: „Gestatten Sie einer Frau, Ihnen zu danken für den Lichtweg zu neuer und tieferer Erkenntnis, den Sie nicht nur mir sondern einer ganzen Welt geschenkt haben. Sie werden angefeindet, weil Sie als Ingenieur, aber nicht als Astronom die Staatsbeglaubigung für diesbezügliches Wissen haben. Dabei kann eine akademische Fakultät nur ein Diplom geben aber kein geniales Gehirn. Vielleicht wäre Ihnen dieser freie Einblick in kosmisches Geschehen und Ihre wunderbare klare Welteislehre nie gelungen, wären Sie Berufsastronom gewesen mit all der Getrübtheit, der Irrtümer, die durch Alter und gewohntes Denken sanktioniert werden. Ein Mensch, der denkt, ist dem Mob und dem geistigen Snob stets unbequem und verdächtig. Ergo haßt man ihn. Und oft steigert der Neid diesen Haß. Verzeihen Sie mir diesen Brief oder schlechtes Deutsch. Ich bin Amerikanerin und mein Wunsch ist nur, Ihnen ein kleines Wort der Anerkennung, einen Händedruck des Verstehens übers

Meer zu entsenden. Und ich betrachte es als eine Anmaßung und doch großes Glück für mich, dies tun zu dürfen. Wenn alle Menschen Ihnen nicht danken können — ich tue es bewußt für viele Gleichgesinnte." Solche Ergüsse wirken immer wohltuend. Sie sind der Aufstrich auf das harte Alltagsbrot.

Die Wahl der Mittel ist ja manchmal recht verschieden, auch bei denen, die in selbstlosester Verehrung ein großes Werk zu fördern gedenken. Unter vielen begeisterten Zustimmungen fällt eine besonders eigenartig ins Gewicht. Ein Notar, Dr. Edler von Sch. in W., konnte sich beispielsweise nicht enthalten, am 8. Juli 1915 folgende Eingabe an den k. k. österreichischen Unterrichtsminister zu richten:

„Der Direktor der deutschen Seewarte in Hamburg, Exzellenz Neumayer, hat den Notruf nach einer neuen Methode zur Bewältigung der Beobachtungen der Meteorologen ausgestoßen, zu einer Zeit, als die Glazialkosmogonie des österreichischen Maschineningenieurs Hörbiger bereits erschienen war, welche nicht allein das meteorologische Geschehen, sondern auch die scheinbar fremdesten Gebiete des Naturgeschehens beständig im logischen und organischen Verbande aus der genial neu erschauten Ursache des kosmischen Entstehens erhellt. Wenn solches an diesem grünsten Holze, bei einem der hervorragendsten Fachgelehrten und Praktiker möglich war, werden mir Euer Exzellenz wohl die Annahme nicht verübeln, daß Hörbigers Lehre Euer Exzellenz noch nicht bekannt sein dürfte. Sie ist so grundsätzlich und von Grund aus neu aufbauend und wirft so viele in dicken Büchern ausgesponnene, von so viel Kathedern dozierte und bereits ‚popularisierte', zur ‚allgemeinen Bildung' gehörige Lehrmeinungen respektlos über den Haufen, daß sie naturgemäß auf die hochmütige Ablehnung durch die zünftigen Gelehrten und die Nichtbeachtung durch die große Masse stoßen mußte. Hörbiger hat die großartige Gabe wie Faraday in räumlichen Anschauungen zu denken und seine Zeichnungen sind ein glänzendes Mittel der Beschreibung. Leider ist der Überzahl der humanistisch Gebildeten die ‚Internationale Sprache des Ingenieurs' ein Buch mit sieben Siegeln und diese Darstellung, trotzdem sie nur sehr bescheidene Kenntnis der Deskriptive voraussetzt, den nicht realistisch Gebildeten unverständlich. Und wie wenige von diesen haben nach ihrem Bildungsgange Sinn für kosmische Fragen! So ist es begreiflich, daß Hörbiger für seine Ideen umsonst unbefangenes Gehör erbat, bei Sternwarten antichambrierte, den Fachmeteorologen Vorschläge machte und nach dem Hoheitsgefühle des Entdeckers alle Bitternisse des Nichtangehört- und Nichtverstandenwerdens jahrelang auskostete und daß auch jetzt sein Werk, das in großartigster, eingehendster Weise seine Grundentdeckung für die Astronomie, Meteorologie und Geologie fruchtbar macht, die verdiente Beachtung noch nicht finden kann.

Ein grausames Schicksal für den Mann, auf den als einem der allergrößten Entdecker und Denker, als den Galilei des zwanzigsten Jahrhunderts, sein Volk und die Welt stolz sein wird. Ich habe das Gefühl lebhaftester Dankbarkeit ihm gegenüber, will mithelfen, daß er noch bei Lebzeiten Anerkennung und Dank bei seinem Volke finde und wende mich daher an Euer Exzellenz, sowie an alle deutschen Unterrichtsverwaltungen mit der ergebenen Bitte: Euer Exzellenz wollen Hörbigers Glazialkosmogonie beurteilen lassen, nicht bloß von Fachgelehrten der Astronomie, Meteorologie und Geologie, sondern auch von einem weiteren Kreise — und dann jene Verfügungen treffen, zu denen Euer Exzellenz durch Ihr hohes Amt als oberster Hüter der Wissenschaft berufen sind. — Ich will nur noch bemerken, daß ich Hörbiger bisher nicht kenne und weder direkt noch indirekt mit ihm in Verkehr getreten bin."

Ein holländischer Augenarzt und Psychologe hatte Hörbiger eine kurze holländisch geschriebene wissenschaftliche Abhandlung gewidmet und versucht, vom Haag aus verschiedene Gelehrte zum Studium der Glazialkosmogonie anzuregen. Ende 1915 glaubt er Hörbiger folgendermaßen schreiben zu müssen:

„Was Sie gefunden haben ist ja ganz selbstverständlich. Was sind die Gelehrten doch für Esel gewesen!... Außerdem werden die selteneren aktiven Gelehrten (welche selbst finden können) alsbald mit ihrer autoritätsgläubigen Umgebung solidarisch, wenn sie einmal in eine einflußreiche Stellung kommen." Es mag dies für viele Gelehrte zutreffen, aber sie sind zumeist das unschuldige Opfer einer verkehrten Studienmethode. Ein Mensch, der sich notwendig ein Urteil über Werke wie etwa die Glazialkosmogonie erlauben darf, muß sich eben in mehreren Fächern umgesehen haben. Er muß aus der Enge des Fachgebietes selbst einmal hinausgestrebt haben und Sinn für lebendige Wissenschaft verspüren. Solche Gelehrte gibt es und hat es immer gegeben. Es sind schon die Größten, aber nicht immer die Beliebten. Es kann bestimmt niemand dafür, wenn er ein Esel bleibt, so er Jahrzehnte nur in einem Stall sich tummeln durfte. Der ordentliche Professor der Prager deutschen Technik Alfred Birk hätte keinen besseren Kommentar hierzu liefern können als durch die Niederschrift seiner am 30. April 1920 an Hörbiger gerichteten Worte: „Mein langes Stillschweigen darf Ihnen nicht als Beweis für Teilnahmslosigkeit an Ihrem großen Werke gelten, — im Gegenteil, ich habe dieses unentwegt im Auge behalten und aufmerksam beobachtet. Es ist ein großer Gedanke, in dem der Keim eines bedeutsamen Umsturzes der Grundlagen unserer astronomischen Wissenschaften liegt. Man mag sich Ihrer Anschauung wie immer gegenüberstellen, so wird man doch stets zugeben müssen, daß sie eingehendste Beachtung in allen wissenschaftlichen und auch in den praktischen Kreisen verdient. Freilich, ich habe es nicht allein hier, ich habe es auch bei anderen ähnlichen Fragen gefunden: Die Männer, die aufs Alte eingepaukt wurden, halten daran mit einer törichten Überschätzung ihres eigenen Wissens fest, erklären alles Neue als Hirngespinst und glauben dort, wo sie nicht mit Beweisen auftreten können, mit einigen ironischen Worten die Sache abtun zu können." Man muß selbst über einige Erfahrungen dieser Art verfügen, um diese Worte verstehen zu können!

Hörbiger hat gewiß keinen zwingenden Grund, sich restlos als verkannt zu betrachten. Könnte man doch stundenlang fortfahren mit einer Aufzählung von Zustimmungsschreiben aus den allerverschiedensten Kreisen. Da schafft sich ein im kargen Solde stehender Eisenbahnbediensteter die teure Glazialkosmogonie an und zahlt zwei Jahre daran ab. Da spart sich ein biederer Schweizer Volkserzieher sauer das Geld zusammen, um Hörbiger wenigstens einmal die Hand reichen zu können. Da stiftet ein bayrischer Maurer ein paar schwer verdiente Mark zum Ausbau einer Welteiszeitschrift. Unübersehbar schon ist die Kette all derer, die ähnlich im stillen, unbeachtet von der großen Welt, mit glühenden Wangen am Welteis studieren! Urecht sind diese stillen Pioniere alle und turmhoch all jene überragend, denen der Wink einer billig erlangten Autorität genügt, an Hörbiger vorbeizusehen.

Und andere wieder möchten selbst schon ungeduldig werden, daß es so langsam vorwärts geht. „Wenn die Fachgelehrten Ihnen doch nur helfen möchten, anstatt plan-, ziel- und bewußtlos im Kosmos herumzustochern und sich nachher ein mühsam gelegtes Windei noch analytisch beweisen zu lassen! Wie würde man da vorankommen! Aber auf diese Leute paßt das Goethewort:

.... Ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Tier auf dürrer Heide,
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt schöne, grüne Weide.

Und diese Weide haben Sie doch in einer Üppigkeit geschaffen, die auch den anspruchvollsten Menschen befriedigen muß. Ist doch die Fülle des von Ihnen gebotenen Stoffes schier unerschöpflich, und nur der, der zu beurteilen versteht, was wirkliche Arbeit heißt, kann ermessen, wieviel dazugehört, um solche alles umfassende und alles in Einklang bringende Lehre bis in die gegebenen Einzelheiten, unter so ungünstigen Umständen und doch so eindrucksvoll schriftlich und bildlich darzustellen. Ohne höhere Eingebung ist so etwas meiner Ansicht nach überhaupt nicht menschenmöglich". Der dies schon in einem ersten Schreiben an Hörbiger zu Kriegsende zum Ausdruck brachte war in seiner Eigenschaft als Marine-Oberbaurat und Konstrukteur gewiß kein Schwärmer nur.

Die Erfahrung hat es ja eigentlich auch bestätigt: Wer immer zur Welteislehre greift, sei er nicht schon ein ganz vertrockneter Scholast, verspürt den Hauch des ewig Schönen darin, wird aufmerksam, erbaut und schließlich begeistert. Das Schreiben eines Amtsgerichtsrates aus dem Jahre 1925 mag das sinnigste Gleichnis hierfür sein: „Es ist mir ein Herzensbedürfnis, Ihnen zu sagen, wie sehr mich die wundervolle Harmonie dieses Lehrgebäudes ergriffen hat, wiewohl ich erst am ersten Anfange der Erkenntnis stehe und mir noch vieles dunkel ist. Aber je weiter ich allmählich einzudringen versuche, um so tiefer ergreift und packt mich alles Schöne, das sich meinem Blick erschließt. Es ist, als ob man eintritt in einen jener erhabenen gotischen Dome: Zunächst ein ehrfurchtsvolles Staunen; dann fällt der Blick auf die einzelnen Schönheiten und erst bei längerem Hinschauen wird man inne, wie wunderbar sich alles zum Ganzen fügt. Hier wird uns das All gezeigt als das, wie es die Alten sahen, ein Kosmos, ein Schmuck von ergreifender Schönheit. Und wenn ich Ihr schönes Vaterland, Österreich, jetzt auf meinen allsommerlichen Erholungsreisen aufsuche, empfand und werde ich empfinden eine besondere Freude darüber, daß solche Gedanken gerade dort erwachsen sind. Ich will Sie nicht länger aufhalten. Sie werden Tausende von Schreiben wie das vorstehende erhalten haben zur Füllung Ihres Papierkorbes. Sie werden Ihnen indessen ein Beweis sein für das Gute, was Sie der Menschheit erwiesen haben, das sich trotz aller Verkleinerungssucht schließlich durchsetzen wird bis zum endlichen Siege!"

Man wird schon manchmal müde an dieser Biographie, weil man kein Ende finden kann und doch überall unendlich viel mehr zu sagen hätte! Es ist ein eigener Umstand, daß ich diese Worte rechtfertigen kann mit solchen eines Mannes, der gegenwärtig wohl zu den wenigen gehört, die das Schicksal Hörbigers am tiefsten wittern, — mit Worten des Ingenieurs und Dozenten der Wiener Technik, Maximilian Soeser.

Es war im Juni 1926, als sich dieser vielseitig gebildete und in künstlerischen Sphären sich bewegende Mann als derjenige entpuppte, der im geheimen schon längst zu den ehrlichsten Freunden Hörbigers zählte. Ein Zufall deckte das Geheimnis auf. Im kleinen „Schubertzimmer" eines bekannten Wiener Restaurants wurde in Gegenwart Hörbigers über den Stand der Welteisbewegung berichtet und Soeser hatte geglaubt, das dort Wilhelm Kienzl, der Schöpfer des „Evangelimann", reden sollte. Der Verlauf des Abends fügte es, nun seinerseits das Wort zu ergreifen und zunächst auf jenen August Göllerich, den Lieblingsschüler Liszts und Wegbereiter Anton Bruckners, hinzuweisen.

„Als Bruckner 1896 starb, galt es in der gesamten Musikwelt ausgemacht, daß sein vertrauter Jünger Göllerich sein Biograph sein müsse. Und Göllerich ging an seine Aufgabe heran. Aber man schrieb 1906, ja 1916, doch von der Biographie war noch nichts zu sehen. Beflissenere, wenn auch nicht Berufenere kamen Göllerich zuvor, der noch immer ‚Material' sammelte, mit ungeahntem Fleiß alles zusammentrug, was seinen geliebten Meister betraf, schrieb, änderte, hinzufügte, wieder änderte, aber nichts erscheinen ließ. Seine Freunde drangen in ihn, doch, seine gewaltigen Pranken auf den Tasten ruhen lassend, schüttelte er sein grau gewordenes, löwenmähniges Haupt gelassen und bewußt sie zur Geduld verweisend. Und August Göllerich starb und seine große Brucknerbiographie war noch nicht erschienen, mit dem alten Göllerich war auch eine Hoffnung der Brucknergemeinde ins Grab gesunken. Alle die Vorwürfe, die man ihm liebevoll gemacht, ähnlich wie wir sie heute gehört haben, sie waren in seinem Falle berechtigt gewesen, erhielten das bittere Siegel der Tatsachen aufgedrückt.

Und nun drängt sich mir ein neuer Vergleich auf, den ich Ihnen ernstlich vorlegen möchte: Hörbiger ist nicht Göllerich! Er ist nicht der begeistert emporgerissene, aber doch immer mit unseren Maßen zu messende Jünger, er ist selbst ein Meister. Hörbiger ist deshalb nicht mit Göllerich, sondern nur mit Bruckner zu vergleichen. Und liebe Freunde, wie echt und richtig ist dieser Vergleich!

Als ich Hörbiger im großen Saale des histologischen Institutes zum ersten Male sprechen hörte, da hatte ich den Eindruck: Hier spricht Einer unter einer ungeheuren Last von Gewußtem und Geschautem, ein einer schrecklichen Aufgabe Verfallener, der mit der Resignation aller Großen daran verzweifelt, daß sein Leben genüge, ‚Alles' was er weiß zu sagen, ein von der Fülle der Gesichte Besessener, der die größte Mühe hat, hierein Ordnung, methodische Ordnung zu bringen. Und so oft ich ihn hörte, hat sich mir dieser Eindruck wiederholt und verstärkt. Wie ist das doch dem urelementaren Schaffen Bruckners ähnlich und verwandt! Auch bei Bruckner waren selbst seine besten Freunde von der Fülle wie betäubt, und die zünftige Kritik schalt, wenn sie milde war, zumindest den Mangel an Form.

Bruckner konnte diese mehr oder minder gutgemeinten Ratschläge zwar hören, aber er konnte ihnen nicht gehorchen; er hatte keine Wahl, ‚es war ein Müssen, war ein Zwang', Schaffen und Mitteilen, dies allein war ihm auferlegtes Gebot und rührendes Bedürfnis, wie auch Hörbiger heute von diesem tragischen Pflichten- und Gefühlskreis gesprochen hat. Und auch das Echo, das dieses Schaffen fand, es ist das gleiche hier wie dort, taube Ohren bei denen, die es angeht, Beschränktheit und Mißgunst, verschlossene Herzen und Hirne, organisiertes Totschweigen bei Leuten vom Bau.

Aber im Falle Bruckner hat sich das Blatt schon gewandt und nicht mehr zu zweifeln ist bei ihm an der Wahrheit des Wortes: ‚Und der

Stein, der von den Bauleuten verworfen ward, er ist zum Eckstein geworden'. Wir sind alle der gleichen Überzeugung bei Hörbiger, und sein tiefer Glaube, den er auch mit Bruckner teilt, ist ihm sicherlich ein Hort in seinem Innern. Stolz und demütig zugleich, von höherer Macht geführt, weist sein Finger auf die schicksalsschwere Flammenschrift des Himmels, die zu enträtseln erst ihm beschieden war, ihm, dem gleich Bruckner gegönnt ist zu hören die Harmonie der Sphären, und wie aus dessen Tedeum, so tönt es auch aus dem Werke Hörbigers:

‚NON CONFUNDAR IN AETERNUM!'".

Ich wüßte nicht, mit welch noch besseren Worten ich dies auch nur höchst lückenhafte Kapitel „Von Freunden, die man nicht vergißt" beschließen sollte.

Besuch bei Dr. Faust

In einer alten illustrierten Faustausgabe, die mir vor vielen Jahren einmal einer meiner Schüler verehrte, kann ein einziges Bild nicht sinnreicher das Milieu erfassen: Nahezu eingeschachtelt zwischen allerlei Folianten, Globen, Apparaturen und Retorten sitzt mit sehnsuchtsmüdem Blick der ewige Stürmer mit seinen zwei Seelen in der Brust. Das Zimmer selbst könnte ein Ruinenwinkel sein, umschlossen von dickwandigem Gemäuer, und es fehlt nicht viel Phantasie dazu, nun den größeren Rest zu vollenden. Ein burgartiges Schloß hinzustellen, in welchem Faust gerade noch ein einziges Gemach genügt, derweilen in den verlassenen Räumen rings umher die Geister ihr geheimnisvolles Wesen treiben. Ein Stück Spuk im Gegenwärtigen, das vom Zauber des Vergangenen lebt. Das alles wäre dann wiederum nur ein Gleichnis: Faust hat sich die Umwelt erwählt, die seinem Bedürfnis, seiner Innenwelt entspricht. Er ist den Geistern nahe, die wirken, solange die Welt besteht und die er um das Weltengeheimnis befragt. Wohlverstanden dort, wo Romantik und Mystik noch ihre Thronsitze haben, wo der Gedanke an endlosen Fluchten der Gewölbe noch wandern kann und wieder nicht beengt zu sein braucht zwischen hohen Pfeilern, deren Gotik zum Sinnbild eines ruhlosen Greifens in Sterngefilde wird.

Immer wieder, wenn Hörbiger in diesen Tagen vor mir stand, in seiner Gedrungenheit und seinem nach innen gerichteten Blick an die Furchtbarkeit jenes die Weltkugel tragenden Hünen gemahnend, möchte ich ihn tatsächlich in dieses gotische Gemäuer hineingestellt sehen. Und möchte der Welt sagen, daß dieser Faust kein Gebilde nur eines Dichters ist, sondern leibhaftig im Gegenwärtigen lebt und wieder einmal beweist, daß unser Heute noch lange nicht so nüchtern verloren ist, wie es in der Regel den Anschein hat. Faust, auf den Katheder einer Universität gestellt, bedeutete Mord an Goethe, und Faustens lebendiges Abbild wäre nicht das geworden, was es werden mußte! Es klingt vielleicht etwas übertrieben, aber schließt doch viel Rechtfertigung ein, wenn Hörbiger mir gesprächs-

Stein, der von den Bauleuten verworfen ward, er ist zum Eckstein geworden'. Wir sind alle der gleichen Überzeugung bei Hörbiger, und sein tiefer Glaube, den er auch mit Bruckner teilt, ist ihm sicherlich ein Hort in seinem Innern. Stolz und demütig zugleich, von höherer Macht geführt, weist sein Finger auf die schicksalsschwere Flammenschrift des Himmels, die zu enträtseln erst ihm beschieden war, ihm, dem gleich Bruckner gegönnt ist zu hören die Harmonie der Sphären, und wie aus dessen Tedeum, so tönt es auch aus dem Werke Hörbigers:

‚NON CONFUNDAR IN AETERNUM!'".

Ich wüßte nicht, mit welch noch besseren Worten ich dies auch nur höchst lückenhafte Kapitel „Von Freunden, die man nicht vergißt" beschließen sollte.

Besuch bei Dr. Faust

In einer alten illustrierten Faustausgabe, die mir vor vielen Jahren einmal einer meiner Schüler verehrte, kann ein einziges Bild nicht sinnreicher das Milieu erfassen: Nahezu eingeschachtelt zwischen allerlei Folianten, Globen, Apparaturen und Retorten sitzt mit sehnsuchtsmüdem Blick der ewige Stürmer mit seinen zwei Seelen in der Brust. Das Zimmer selbst könnte ein Ruinenwinkel sein, umschlossen von dickwandigem Gemäuer, und es fehlt nicht viel Phantasie dazu, nun den größeren Rest zu vollenden. Ein burgartiges Schloß hinzustellen, in welchem Faust gerade noch ein einziges Gemach genügt, derweilen in den verlassenen Räumen rings umher die Geister ihr geheimnisvolles Wesen treiben. Ein Stück Spuk im Gegenwärtigen, das vom Zauber des Vergangenen lebt. Das alles wäre dann wiederum nur ein Gleichnis: Faust hat sich die Umwelt erwählt, die seinem Bedürfnis, seiner Innenwelt entspricht. Er ist den Geistern nahe, die wirken, solange die Welt besteht und die er um das Weltengeheimnis befragt. Wohlverstanden dort, wo Romantik und Mystik noch ihre Thronsitze haben, wo der Gedanke an endlosen Fluchten der Gewölbe noch wandern kann und wieder nicht beengt zu sein braucht zwischen hohen Pfeilern, deren Gotik zum Sinnbild eines ruhlosen Greifens in Sterngefilde wird.

Immer wieder, wenn Hörbiger in diesen Tagen vor mir stand, in seiner Gedrungenheit und seinem nach innen gerichteten Blick an die Furchtbarkeit jenes die Weltkugel tragenden Hünen gemahnend, möchte ich ihn tatsächlich in dieses gotische Gemäuer hineingestellt sehen. Und möchte der Welt sagen, daß dieser Faust kein Gebilde nur eines Dichters ist, sondern leibhaftig im Gegenwärtigen lebt und wieder einmal beweist, daß unser Heute noch lange nicht so nüchtern verloren ist, wie es in der Regel den Anschein hat. Faust, auf den Katheder einer Universität gestellt, bedeutete Mord an Goethe, und Faustens lebendiges Abbild wäre nicht das geworden, was es werden mußte! Es klingt vielleicht etwas übertrieben, aber schließt doch viel Rechtfertigung ein, wenn Hörbiger mir gesprächs-

weise gesteht: „Wenn ich Wissenschaftler im üblichen Sinne wäre, so müßte ich als wissenschaftlich loyaler Mensch handeln und folglich entsprechende Pietät am Vorhergegangenen und Überbrachten bezeugen. Das bedeutet bei mir aber zugleich unfähig zu sein, einen neuen Gedanken zu fassen." Ein Faustbekenntnis, wie es notwendig kaum anders ausfallen kann.

Und seltsam, im Augenblicke, da ich die Umwelt male, die Hörbiger geziemt, geht ein Erinnern um Jahre zurück. Im Burghof der alten, heute wieder notdürftig ausgebesserten Bergfeste Lauenstein im thüringisch-fränkischen Grenzgebiet war es gewesen, da ich Hörbiger erstmals begegnete. Als der Herbst 1925 schon die ersten goldenen Fäden um das Gemäuer spann, tagte dort ein schon eigenartig zusammengewürfeltes Häuflein Menschen, um sich selbst einmal untereinander nahe zu kommen, Pläne zum Ausbau der Welteislehre zu schmieden und nicht zuletzt dem Meister zu huldigen. Schon war auch höchst eigenartig eine Gedankenkette geschlossen: Aus einer Urgewalt, wie die dicken Burgquadern sie verkörpern, dämmerte Hanns Hörbigers Werk herauf, und wie diese Blöcke als Hüter der Einsamkeit ein Meer von Fichten überlagern, so wurde sein Schaffen der Ureinsamkeit ihr liebstes Kind. Jenseits der großen breitgetretenen Heerstraße vollzog sich dieses Schaffens Wachsen und Gedeihen, und dort, wo Bergluft weht und der Mensch befreiend atmen kann, war somit auch der rechte Ort, dem faustischen Gestalter sich zu nähern. Eine Tagung, in das kalte Pflaster einer Großstadt gesetzt, und genährt mit dem ganzen platten Aufwand wohlbekömmlicher Äußerlichkeiten wäre schon fast eindruckslos geblieben.

Damals bereits gaben mir Umwelt und Persönlichkeit die instinktsichere Bestätigung eines glückhaften Verbundenseins. Ich habe schon damals Hörbiger erahnt, wie ich ihn heute sehe: eine der ganz großen Originalitäten, wie solche nur selten ein Jahrhundert zu verschenken hat. Eine Originalität, die die Zeit überspringt und folglich auch die Romantik vergangener Zeiten stets für sich in Anspruch nehmen kann, sei es nun heute oder wäre es selbst erst in Jahrhunderten möglich geworden. Und schon einen Herbst später hat sich dieser Eindruck nur wiederholt und gefestigt, als ich mit Hörbiger die farbenfrohe Wachau durchstreifte und wir uns zwei schöne Tage in der alten Bergruine Dürnstein ergingen. Seid wohlbedacht, ihr lauschigen Spätnachmittage auf dem alten Felsensöller, von wo aus Hörbiger so oft gedankenversunken auf das silberne Band der Donau blickte — und als derjenige erschien, der angestammtes Eingesessenheitsrecht hier haben könnte.

Auch dies war einmal, und trotzdem brauchen diese drei Anfangsworte des Märchens nicht nur von den Vorräten des Erinnerns zehren. Denn seit anderthalb Jahren hat sich Hörbiger sein Faustverließ geschaffen,

auch dort hinter der Weltstadt gelegen wie sein Wohnsitz schon geraume Zeit hindurch. Es ermangelt zwar der natürlichen Romantik aus alten Tagen her. Es ist nicht eingekapselt in das tönende Gewölbe der Weltflucht und des Weltbejahens, aber es stellt doch eine ähnliche Romantik mitten in die kalte Welt hinein. Er nennt es „Hörbigerinstitut" und könnte ebensowohl bemerken, daß sich hinter diesem Namen nicht mehr verbirgt als das dichterisch verklärte Studierzimmer des immer strebend sich Bemühenden. Denn hier ist er recht eigentlich nur noch zu Hause, hier hat er ein Obdach in späten Tagen gefunden, von hier aus beschickt er die Welt und bildet sich ein geborgen zu sein.

Gewiß, die Welt ist verwöhnt und anspruchsvoll geworden. Nicht jeder Besucher dieser Arbeitsstätte Hörbigers wird auf seine Rechnung kommen. Derjenige schon gar nicht, der Hörbiger zumeist eben nur höchst oberflächlich kennt. Hier dräut kein stilgepflegter Steinkoloß, erfüllt mit lichten Gängen, Gemächern und Laboratorien entgegen. Und hier schütten kein Staat und keine Gemeinde alljährlich so und so viele Summen aus, um eine der Kultur dienende Arbeitsstätte zu erhalten und zu fördern. Hier ist schließlich alles auf notwendige Innerlichkeit eingestellt, und auch nur der nach inwendig gekehrte Mensch selbst kann dies begreifen. Ihn allein wird das im anspruchslosen Jesuitensteig der Marktgemeinde Mauer verträumt gelegene „Institutsgebäude" überhaupt nur sonderlich fesseln können. Ein Schmuckkästchen schon eigener Art, dem ein Stich ins Altertümliche nicht fehlt. Wie freundlich einladende schlanke Tannen streben zwei Birkenbäume im Vorgarten zur Höhe, und ihre weißschaumige Rinde harmoniert beruhigend mit der nordwärts gerichteten Hausfassade. Ein paar Schritte durch den Vorgarten, durch einen holzverschalten Flur, ein kurzer, wendeltreppenartiger Aufstieg und man steht vor einer weißgestrichenen Tür mit der gelbblonden Aufschrift auf braunem Grunde: — „Hörbigerinstitut".

Ein Hauch wonniger Abgeklärtheit strömt augenblicklich dem Besucher entgegen, ein unaussprechliches Gefühl der Ruhe und der verläßlichen Genügsamkeit greift Platz. Man spürt sozusagen ein Märchen umgehen, das goldene Fäden spinnt, das dem Alltag seine graugetönte Zipfelmütze stiehlt, das an Zeitlosigkeit gemahnt und heimlich stille Melodien summt. Und das alles zwischen grünblaubraun getönten Wänden, Zeichenblättern, Globen, Drahtmodellen, Bücherschränken, Schreibtischen, Reißbrettern, Atlanten, Sternkarten, Blaupausen und manch ähnlichen Dingen mehr. Und es mag kein billiger Zufall sein, daß unter dem Wandschmuck sofort einige Kolorado-Kanonbilder in die Augen springen, die an sich ein hervorragendes Zeugnis von jenen Mondhubkräften geben, die in der Welteislehre eine so wesentliche Rolle spielen.

In einer lauschigen Nische ist des Meisters Arbeitsplatz selbst, erdrückt

von Posteingängen, Schriften, aufgeschlagenen Büchern und sonstigen Dingen, wie es gerade der Zufall fügt und der Augenblick erfordert. Von sorgfältiger Aufgeräumtheit wenigstens hier keine Spur, wie dies im Arbeiten Hörbigers auch schlechterdings nicht möglich ist. Er kennt ja keine Ruhetage, muß täglich in so und so vielen Druckschriften, Mappen und Notizen wühlen, daß nur selten Zeit bleibt, den Wahrspruch der Ordnung auf einen Generalnenner zu bringen. Und dann ist schon bemerkenswert, daß man ihn selten anders findet als vor seiner Schreibmaschine sitzend, denn schließlich hat er alle Erdteile mit Briefen zu versorgen, denn Gelehrte und Schriftsteller, Künstler und Philosophen, Techniker und Naturforscher der ganzen Erde stehen dauernd mit ihm in Verbindung. Und da er es selbst schon gründlich mit seinen Antwortschreiben nimmt und immer glaubt, mehr sagen zu müssen, als es im Augenblicke manchmal erforderlich wäre, so nimmt das Schreiben bei ihm kein Ende und kann auch in Zukunft kein Ende finden.

Man braucht nur den Briefwechsel eines einzigen Jahres zu überschauen und möchte fast schwindeln vor der physischen Arbeitsleistung allein. Spielend bewältigt er sie, der nun Siebzigjährige, spielend wie vor vielen Jahren schon. Und wie er allenthalben im Zeitlosen schafft, denkt und handelt, so erscheint er selbst zeitlos in die Welt gestellt. Er könnte fünfzig, sechzig, auch achtzig Jahre alt sein. Diese Diagnose zu stellen fällt einem schon gar nicht ein. Und er selbst geht ihr vorläufig aus dem Wege, fühlt sich noch jugendfrisch und schreibt einmal allen Ernstes von einer Altersversorgung, die ihm eigentlich bis zu seinem hundertsten Lebensjahre gewährt werden müßte! Er spielt mit betagten Jahren wie mit solchen der besten Blüte, gibt beispielsweise einem befreundeten Professor vor zwei Jahren einmal Ratschläge zum Gesunderhalten und kann sich dabei der Bemerkung nicht enthalten: „Sie merken wohl, was ich für ein Egoist bin, wenn ich da auch noch überall dabei sein möchte! Denn wenn ich Ihr Neunzigstes miterleben darf, so wäre ich ja schon siebenundneunzig! Ob es mir aber dann noch gelingen würde, noch weitere drei Jahre mitzutun, steht dahin." Frühzeitig schon hatte er ja am eigenen Leibe die Gefahren des Überarbeitetseins erkannt und sie durch Gymnastik, Hanteln, Turnen, Radeln, Wasserkuren und dgl. m. zu bezwingen gesucht. Zwei volle Morgenstunden verwendet er auch noch heute täglich dafür, und wenn draußen die Sonne lacht, dann ist er zeitweise für halbe oder ganze Tage verschwunden. Dann ist auch der ganze Zauber seines Faustverließes zu Neunzehnteln dahin, den nur seine Persönlichkeit selbst mitten darin heraufbeschwört. Weder sein kosmotechnisch geschulter Ingenieur noch die Anmut einer fein verständigen Sekretärin haben diesem Zauber etwas gleichzusetzen.

Wohl spricht Hörbiger immer und immer wieder davon, sein „Institut" ausbauen zu müssen und dementsprechende Geldmittel einmal irgendwoher erhalten zu können. In hunderten von Briefen hat er dieses Thema angeschlagen und bisweilen gewiß schon keinen ganz glücklichen Eindruck damit erweckt. So wie seine Wirkungsstätte jetzt gestaltet ist, besteht keine Gefahr, ihr entsagen zu müssen. Es ist seiner technischen Firma immerhin möglich, die hierzu benötigten Geldmittel laufend aufzubringen. Wie sich natürlich ein Welteisinstitut gestalten läßt, das zugleich in regem praktischen Verkehr mit meteorologischen und ähnlichen Stationen der Erde steht, dürfte auf einem anderen Blatt geschrieben stehen. Wir berühren diesen Punkt noch an anderer Stelle. Einstweilen können wir nur hoffen, daß Hörbiger sich geduldsam mit dem bescheidet, was augenblicklich da ist. Tausende fürwahr können ihn um diese sinnige Arbeitsstätte beneiden!

Es ist ja klar, daß die vorhandenen Mittel nachgerade hinreichen, die täglich einlaufenden Eingänge zu bearbeiten. Nichtsdestoweniger sind auch größere Arbeiten auf mechanisch und physikalisch theoretischen Gebieten in Angriff genommen. Ich nenne vor allem die Untersuchungen über die Bewegung der Weltkörper im widerstehenden Mittel, die insofern von bedeutsamer Tragweite sind, als eines der wesentlichsten Prinzipien der Welteislehre hierin ankert. So möchte die Aufgabe bewältigt werden, durch eine auf sichere theoretische und empirische Grundlagen gestützte Rechnung den Nachweis zu erbringen, daß die astronomischen Thesen der Welteislehre mit dem heutigen Stand der exaktwissenschaftlichen Beobachtungen so weit in Einklang stehen, daß auch der Skeptiker sich verpflichtet fühlt, aus seiner der Welteislehre gegenüber vertretenen Reserve herauszutreten. Weitere in Vorbereitung befindliche Arbeiten versuchen dem Problem der Doppelnatur der Milchstraße und dem Verlöschen der Schwerkraft näherzutreten. Sollten diese Arbeiten mit den gegebenen Mitteln sich günstig durchführen lassen, und sollte ihr wünschenswerter Erfolg sich nicht als fragwürdig erweisen, so wäre damit gewiß manches gewonnen, bestimmte Gelehrte rascher zur Beschäftigung mit glazialkosmogonischen Prinzipien zu bewegen. Schließlich möchte aber stets betont bleiben, daß Hörbiger sich fürwahr reichlich genug verausgabt hat, um nun seinerseits warten zu können, wie seine intuitiv erschauten Grundlagen sich dem Wissenschaftsbetriebe allmählich einverleiben. Ist es doch auch ganz natürlich, daß so revolutionierende und umstürzende Perspektiven gerade gut genug sind, auf die breite Basis des Gesamtforschens der Erde gestellt zu werden. Daß sich mit anderen Worten Institute der verschiedensten Wissenschaftszweige damit beschäftigen! Der Meister hat den Bauplan entworfen, nun ergeht der Ruf an die geschäftigen Baumeister der ganzen Welt!

Wir brauchen die Frage eigentlich gar nicht mehr zu stellen, was

allenfalls Hörbiger der Welt noch Neues sagen könnte. Bemerkt er doch im Überschwang seiner Gefühle einmal selbst, daß alles „Welteismäßige bereits für die Ewigkeit festgelegt worden ist". Und als Kronzeugen für seine Gesichte führt er keine Geringeren wie Kopernikus, Kepler und Newton an, deren Gesichte schon längst die Gnade und die Nachsicht der Wissenschaft gefunden hätten. Und diese Selbstverständlichkeit würde ganz bestimmt auch einmal für das im Denken der Menschen so merkwürdig lange versteckt gebliebene Welteis sich als zutreffend erweisen! „Ihr habt ja alle zusammen gar keine Idee, was man sich da an technischen Erfahrungen alles aufdrängen lassen muß, bevor man reif wird, um dem fertig in der Natur daliegenden Schöpfungsgedanken als aufnahmefähiges Medium zu dienen, — um fähig zu sein, jenen heiligen Schrecken zu ertragen, der unser Innerstes durchrast, wenn der große Gedanke der Welteislehre in seinen ersten Grundlagen aufblitzt. Um also das unangreifbar von mir geben zu können, darf ich gar nichts anderes tun, als nur das, was eben nur ich allein tun kann, nämlich das Vonmirgeben der empfangenen Gesichte an die würdigsten, durch ähnliche technische Erfahrungen aufnahmefähigsten und tüchtigsten und eingearbeitetsten Mitarbeiter ..." Damit können wir gerne zufrieden sein.

Wer weiß, was es für Hörbiger bedeutet hätte, wenn die schrankenlose Anerkennung der Welteislehre sich von heute auf morgen vollzogen hätte! Vielleicht ist alle Mühe und Plage, ist jeder Weg durch Golgatha, ist jede voreilig geübte Ablehnung selbst eine heilbare Medizin nur! Auch irgendeine Vorsehung, die im Plan des Göttlichen geschrieben steht. Eine Probe aufs Exempel darf schon unternommen werden. Die Zahl der Schriftsteller, die das Schicksal des Daseins in das Kapitel von Wahrheit und Dichtung kleiden, sieht längst nicht mehr an dieser Welteislehre vorbei. Hans Heyck, als einer der sinnreichsten darunter, hat in seinem Werke „Deutschland ohne Deutsche" einem Roman von übermorgen, eigentlich das ausgesprochen, was hier zu sagen ist.

Er hält es für angebracht, im „Dienste der Wissenschaft" einen kleinen Vorfall aufzuzeichnen, im Augenblick, da drei kühne Piloten den Mond erreicht haben und die Menschheit nun Kopf steht, daß es da droben nichts anderes als pures Eis gibt. „Irgendwo in Berlin vegetierte damals ein baufälliger Greis, der, seinem enthaarten Säkulo zum Trotz, einen langen weißen Vollbart trug und mit diesem ataviſtischen Unikum überall komisch auffiel. Besagte Ruine machte bei ihren Bekannten eine beklagenswerte Figur unter dem Spitznamen ‚der letzte Welteis-Narr in Hörbiger'; denn sie hing immer noch jener alten Lehre an, wonach die Oberfläche unserer äußeren Planeten und auch die des Erdmondes aus Eis bestehen müsse. Diese Lehre war von einem Deutschen aufgestellt und von den Nichtdeutschen totgeschwiegen worden — schon seit geraumer Zeit. Nur noch in ein paar Büchereien und Sonderlingsschädeln fristete sie ihr Leben weiter, und so auch in dem Kopf jenes Greises.

Seit den Abendstunden des 11. August stand er geduldig, in vorsintflutlichem Havelock und weißwallendem Bart — ‚ein überaus ehrwürdiges Denkmal der großen Vergangenheit', wie das Stundenblatt am nächsten Morgen verkündete — unter dem Riesenlautsprecher der Regierung und wartete, wartete. Und als dann endlich der Mondspruch eintraf: ‚Saukalt!! Lauter Eis!!' —, da warf der Alte die dürren Arme in die Luft: ‚Ich hab's gewußt!! Ich — hab's ge . . . !!' röchelte er und stürzte zusammen. Die Erfüllung hatte ihn getötet."

Feierlich wurde der Leichnam aufgebahrt und auf städtische Kosten beerdigt, und dann wurden ein Schädel und ein paar Knochen ausgegraben, die man für die sterblichen Überreste Hanns Hörbigers hielt. Unter feierlichem Pomp sämtlicher Minister und Kathederastronomen, führt unser Romanzier etwa aus, wurden diese Reste dann im deutschen Pantheon auf dem Inselsberg beigesetzt. „Man redete Reden, und das Berliner Stundenblatt widmete dem ‚großen Toten und kühnen Verkünder' einen begeisterten Nachruf und erinnerte seine Hörer daran, daß es bereits im Jahre 1930 — als es noch ‚Berliner Tagblatt' hieß — die Verdienste jenes Mannes gewürdigt habe. Da keinerlei Löschpapier, auch kein bedrucktes, sich hundertzwanzig Jahre lang aufbewahren läßt, so konnte auch kein Mensch die Behauptung des Blattes nachprüfen; und das war gut."

Wiederholt hat Hörbiger von dem heiligen Schrecken gesprochen, der ihn bei Erkenntnis des Welteises fast umgeworfen und vernichtet hätte. Und hätte er nun gar schon die Rolle seines weißhaarigen letzten Jüngers selbst spielen müssen, den der mit Händen zu greifende Beweis, die Erfüllung, tötete? Vielleicht wäre es auch mit ihm schon längst vorbei! Das ist nämlich auch ein weiser Finger des Schicksals, daß eine unabänderlich wache Sehnsucht nach dem zu erreichenden Ziel trotzallem gesund, stark und arbeitswillig erhält! Und so gewinnt vor den obigen Worten des Dichters auch seine bescheidene Arbeitsstätte den Rest der stillen Verklärung: Es ist alles gut so wie es geworden ist und wie es sich gegenwärtig erfüllt. Wir sollen nicht nach Überraschungen fragen, die die mittelbar nächsten Jahre bringen könnten. Treffen sie ein, dann hindert nichts, sie mit dem rechten Maß von Freude auszukosten, bleiben sie aus, dann wird Hörbiger noch bei Lebzeiten nicht darüber verbluten müssen. Damit sprechen wir nur etwas aus, was im Sinne seiner eigenen tiefen Gläubigkeit begründet liegt. Er soll der Faust bleiben, der dort hinter der Weltstadt sein schlichtes Reich betreut.

Es gibt gewiß noch immer genug zu tun auch in diesem Reich und der Totenschädel über seinem Arbeitstisch könnte dies nicht gleichnisstärker

zum Ausdruck bringen. Dieses Eingesponnensein zwischen Schränken von Nietzsche- und Goethebänden, Bibelausgaben und allen bedeutsamen Werken des naturforschenden Menschengeistes ist fürwahr eine eigene Welt. Ebenso zwangsläufig wie romantisch, ebenso geschlossen wie vielseitig. Der Geist dessen, der sie schuf, spiegelt sich nur selbst darin. Der Geist dessen, der auf der Bühne des Lebens dem lockenden Mephisto nicht erlag.

Kleine Schattenrisse

Es liegt in der Natur eines faustischen Menschen, nichts unberührt zu lassen, was irgendwie die Welt bewegt. Und soundso viele Dinge, die dem Alltagsmenschen höchst nebensächlich erscheinen mögen, gewinnen hier eine irgendwie beachtenswerte Seite. Denn auch das Unscheinbarste gerät in den Gesichtswinkel des Erlebens und wird eingebaut in ein Ganzes, in eine Totalität, die Schicksal und Dasein umspannt.

Man könnte sich manches gerne wegdenken aus dem Leben Hörbigers, das über Gebühr hinaus viel Staub aufwirbelte. Man könnte sich oft die Frage stellen, warum er so gänzlich ungeschickt dieses und jenes verteidigte, was eine Verteidigung gar nicht wert gewesen. Man könnte seine Genauigkeit und Kleinmalerei bei der Wiedergabe selbst unwesentlicher Dinge als Pedanterie verurteilen oder seine Weltfremdheit und Hilflosigkeit der kühl verständigen und kalt wertenden Umwelt gegenüber bestaunen! Dann hätte man aber gerade vorbeigesehen an den Eigenschaften, die den mit Urblicken gesegneten Menschen kennzeichnen. Wiederum tritt bei ihm auch unablässlich jene köstliche Naivität zutage, die ja wiederholt in diesem Buche gestreift werden mußte und zugleich auch wird trotz aller Dämonie eine eigenartig ausgeprägte Güte lebendig. So mögen wir nicht mißverstanden werden, wenn wir im Folgenden einige aus solchen Eigenheiten entspringende Kostproben hierherstellen und vor dem bunten Mosaik dennoch sagen können, daß es das Wesen einer Vollnatur erfassen läßt.

Im gewöhnlichen Leben gehört ein Zahlungsauftrag gewiß nicht zu den Annehmlichkeiten des davon Betroffenen. Er wird sich zwar höflich entschuldigen, aber doch einen gewissen Groll dabei nicht unterdrücken können. Hörbiger faßt die Sache anders an, legt die Mahnung zu seinen Gunsten aus und setzt, was einen beliebigen Buchhalter einer Firma bestimmt nicht interessieren wird, eine Umschreibung seiner augenblicklichen Lebenslage hinzu. „Bei dieser Gelegenheit" bekommt eine bekannte Verlagsfirma während des Krieges einmal zu hören — „muß ich noch um

freundliche Entschuldigung bitten, wenn ich es in den letzten Wochen dahin kommen ließ, daß Sie zum Begleiche meines kleinen Saldos zum Postauftrag greifen mußten. Durch Personalmangel und einen längeren Erholungsurlaub meines Kompagnons bin ich seit diesem Sommer wieder vollends ans Geschäft gebunden; erst durch Verlegung meines Büros nach Mauer werde ich allmählich wieder etwas Zeit für meine geehrten Freunde und Gönner — sowie auch für die vorläufigen und voreiligen Mißgönner erübrigen können. So hatte ich auch Ihre geschätzte Nota mit noch anderen Privatrestanzen einige Male aus Mauer nach Wien und wieder zurückgebracht, indem immer wieder vor allem die geschäftliche Korrespondenz zu erledigen war. So fühlte ich Ihren Zahlungsauftrag geradezu als eine Erleichterung." Wie selten dürfte wohl ein Zahlungsbefehl als „Erleichterung" empfunden werden!

Jedermann kennt die Deutsche Bank. Auch Hörbiger, der dort ein Konto hat. Er ersucht die Bank gelegentlich um Überweisung von Posten, die 70, 40, 15, 20 usf. Mark ausmachen. Er wird dabei aber plötzlich von der Ahnung befallen, ob ein so großartiges Institut mit derart geringen Summen sich überhaupt abzugeben geneigt ist. „Ich muß", lautet die Entschuldigung, „natürlich annehmen, daß Ihnen so kleine Zahlungen unangenehm sind, bemerke aber, daß sie nur einmal im Jahre vorkommen." Wenn sein Ersuchen gegen die Gepflogenheit der Bank verstieße, würde er demzufolge ein nächstes Mal einen größeren Betrag zur Verrechnung stellen! Dieser Respekt vor dem großen Bankinstitut wird noch des öfteren deutlich und die zufällig sein Konto bearbeitende Stelle weiß mit der Zeit auch sehr viel von seinen Nöten und Sorgen, von der selbstgewollten Einsamkeit seines Kompagnons, von seiner Ansicht über den drohenden Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Amerika und ähnlichen Dingen mehr.

Eine Liesinger Kohlengroßhandlung erhält den Auftrag einer Kohlenlieferung. Das benötigt aber ein ausführliches Schreiben auch in Hinblick auf die Schonung der Pferde, die jetzt am besten des Morgens bei hart gefrorenem Boden die leichteste Arbeit hätten. Wo im Notfalle auch ein Vorgespann beschafft werden könnte, wird genauestens vermerkt.

Es gab eine Zeit, da auch in österreichischen Landen die Milch sehr knapp geworden war. Eine Eingabe Hörbigers (vom 8. 6. 17) an die „Löbliche Bezirkshauptmannschaft Hitzing und Umgebung" läßt an Genauigkeit nichts zu wünschen übrig. Ich gebe sie ungekürzt wieder.

„Betrifft Milchrayonierung, Mauer bei Wien, Kroisberggasse 34, Personalstand der Familie Hanns Hörbiger (fünf Personen). In obiger Angelegenheit bittet der ergebenst Gefertigte um die Berücksichtigung der nachfolgenden besonderen Umstände: Nachdem jetzt von vier Söhnen

die drei jüngsten andauernd im Felde stehen und der älteste kriegsbeschädigt wurde, ist der gegenwärtige Familienstand der folgende:

1. Haushaltungsvorstand: Hanns Hörbiger, Maschineningenieur und Privatastronom, 56 Jahre alt; seit 1890 zufolge einer damaligen Überarbeitung zur Enthaltsamkeit von Fleischnahrung und alkoholhaltigen Nährgetränken gezwungen und auf vornehmliche Milchnahrung angewiesen. Bei öfteren Fleischgenuß in der Woche (insbesondere bei Schwarzfleisch) traten zunächst Verschlechterung eines chronischen Rachen- und Kehlkopfkatarrhs und in weiterer Folge gichtische Zustände, schlechter Schlaf und Nervenschwäche ein. Frühstück und Nachtmahl (kein Gabelfrühstück und keine Jause) bestehen seit 26 Jahren ausnahmslos aus Milch und Brot bzw. Grieß oder Reis, Hirse, Hafer usw. in Milch gekocht. Mittags nur dreimal höchstens viermal wöchentlich eine leichte (meist weiße) Fleischzugabe, im übrigen durchaus vegetarische und ein wenig milch- oder eierhaltige Nahrung. Kein Kaffee, Tee oder dgl.

2. Hausfrau: Leopoldine Hörbiger, 54 Jahre alt, vollkommen gesund.

3. Ältester Sohn: Hanns Hörbiger, Maschineningenieur, k. k. Fähnrich d. R.; seit Juni 1915 durch Schrapnell-Kopfschuß verwundet, seit Frühjahr 1916 als Rekonvaleszent beurlaubt, mit sich nur langsam bessernder Lähmung des rechten Armes. Die Kugel sitzt im 7ten Halswirbel und hatte die Nähradern und Nervenstränge des rechten Armes durchquert, wodurch dieser Arm unterernährt bleibt und kräftige Fleisch- und Milchnahrung erheischt.

4. Nichte: Karoline Hierath, Privatbeamtin und Stütze der Hausfrau, 33 Jahre alt. Leidet an durch bereits zwei Jahre sich hinziehenden beidseitigen Lungenspitzenkatarrh und benötigt u. a. auch reichliche Milchnahrung. Ärztliche Bestätigung anbei.

5. Dienstperson: Rosa Sauer, Mädchen für alles, 44 Jahre alt, vollkommen gesund, jedoch schwere Gartenarbeit (Kartoffelfeld- und Gemüsebeetpflege) verrichtend.

In Anbetracht der unter 1., 3., 4. u. 5. geschilderten Umstände wird um gütige Belassung des ohnehin nur auf zwei Liter verminderten Milchbezuges von Landwirtschaftsbesitzer Sp. (Gebirgsgasse Mauer) ergebenst gebeten."

Die Bezirkshauptmannschaft hatte wirklich Verständnis für diese Detailmalerei gehabt und der Erfolg war nicht ausgeblieben.

Schon jahrelang tobte der Kampf um die Welteislehre. Waren es heute die Astronomen, die etwas auszusetzen hatten, so morgen wieder die Geologen. Und insbesondere einige Kohlefachleute wiesen immer wieder auf die Unzulänglichkeit der Hörbigerschen Erklärung für das Auftreten von aufrechtstehenden Stämmen in den Kohleflözen hin. Hier gerade würde nämlich deutlich werden, daß die Kohle kein schließliches Er-

gebnis einer vordem angeschwemmten Pflanzenmasse sei, sondern daß unsere Kohle eben dort entstanden wäre, wo auch ursprünglich die Steinkohlenwälder grünten. Hörbiger kommt auf den Gedanken, durch ein Experiment den Beweis zu erbringen, daß auch schwimmende Stämme die vertikale Lage beibehalten und dementsprechend auch in Urtagen abgelagert worden sein könnten. Die Durchführung dieses Experimentes glaubt er durch eine Eingabe (am 31. 8. 27) an die kleine Marktgemeinde Mauer erreichen zu können. Der an sich vielbeschäftigte und naturforschlichen Fragen sehr fern stehende Bürgermeister erhält folgendes Schreiben:

„Ich komme mit einer ganz ergebensten Bitte, zu deren Begründung Sie mir ein weiteres Ausholen gütigst gestatten wollen. In zwei bergmännischen Zeitschriften (‚Kohle und Erz' und ‚Schlägel und Eisen') ist schon im vorigen Jahre eine ziemlich heftige Fehde zwischen Freunden und Gegnern der Welteislehre (WEL) entbrannt. Unter anderem handelt es sich auch um die in Abbildung 23 des beifolgenden Buches dargestellte Entstehung der in mehreren Etagen übereinanderliegenden Kohlenflöze mit sogenannten ‚Stubben' (aufrechte Baumstrünke samt Wurzeln). Es gibt ja einflözige Kohlenlager, von denen es sich leicht nachweisen läßt, daß es ortsfeste Bildungen sind. Es kann ein am Fundorte gestandener Wald, eventuell mit Moorboden von der eiszeitlichen Flut erreicht, mit Schlamm und Sand eingebettet und unter hohem Druck der langfristigen Verkohlung zugeführt worden sein.

Aber dort, wo wir heute mehrere Kohlenflöze übereinanderliegend und mit solchen Wurzelstöcken besetzt finden, können die letzteren samt dem ganzen vegetabilischen Urmaterial des Flözes nur angeschwemmt worden sein, wie im Sinne der früheren Geologen schon das Wort Flöz es besagt. Und da habe ich in unserem großen 1913er Buch (Glazialkosmogonie) es verständlich zu machen gesucht, daß in der tertiär-eiszeitlichen, täglich herankommenden schlammigen und mit allerhand vegetabilischen Schwimmstoffen beladenen Pendelflut solche ‚Stubben' um so mehr in aufrechter Stellung, mit den Wurzeln nach abwärts schwimmen müssen, als bei den schachtelhalmartigen Gewächsen der Karbonzeit das Wurzelholz viel dichter sein mußte, als das Stammholz. Ich behaupte dies auch von anderen, den heutigen ähnlichen Laub- und Nadelhölzern. Und das wollen meine Gegner alles nicht gelten lassen!

Um nun dem Streite ein Ende zu machen, möchte ich einige solche Wurzelstöcke von etwa 2 m Höhe und 15, 20 und 25 cm Dicke in der Schwimmschule der Waldgasse schwimmen und photographieren lassen behufs Veröffentlichung. Zu solchem Zwecke habe ich mich schon beim Gemeindeforstamte erkundigt, wann die nächste Stammlizitation sein wird und ob ich solche Baumstrünke (Föhre, Fichte, Buche, Eiche) von 2 m Länge und 15, 20, 25 und eventuell mehr cm Dicke mit möglichst unversehrtem Wurzelsystem ausgegraben bekommen könnte. Und da mein jetziges Budget solche Forschungskosten nicht erträgt, so bin ich auf den Gedanken verfallen, die Gemeinde zu fragen, ob sie sich nicht die Dankbarkeit der wissenschaftlichen Nachwelt damit sichern möchte, daß sie mir die Kosten mittragen hilft.

Denn indem mein erst heuer gegründetes Welbüro*) vorläufig nicht nur brotlos ist, sondern noch für einige Zeit eine drückende Passivpost des technischen Büros bilden muß, und die Geschäfte in der jetzigen wirtschaftlichen Stagnation um so schlechter gehen, als meine Patente größtenteils schon erloschen sind und ich auf meine alten Tage nun schon dreimal (1916, 1919, 1925) sozusagen von vorne beginnen mußte, so muß ich die Welkosten jetzt solange auf das äußerste einschränken, bis es meinen deutschen Mitarbeitern gelingt, amerikanische Forschungsinstitute für die Welteislehre zu erwärmen. In dieser Hinsicht bestehen auch schon die besten Hoffnungen, indem in Neuyork diesen Winter zunächst in deutschen Ingenieurvereinen Welvorträge gehalten werden; auch ist für diesen Winter ein dichteres Arbeitsprogramm aufgestellt worden. Und eine Gruppe von deutschen Ozeanfliegern (nicht die Junkersleute) hat sich mit ihren Wetterfragen schon durchaus auf den Welstandpunkt gestellt.

Aber gerade um diesen Freunden sichere Stützpunkte zur Beschaffung einer sicheren Subvention meines Welbüros zu bieten, muß ich mit einigen durchschlagenden Widerlegungen meiner Gegner hervortreten. Und dazu gehört eben auch die Entscheidung des Streites um die Autochthonie (Bodenständigkeit) der mehrflözigen Kohlenlager mit den aufrechten Baumstrünken.

Wenn mir da die Gemeinde bei diesem Schwimmexperiment behilflich sein wollte, möchte ich auch einige Experten heranbitten (Oberförster, Bau- und Zimmermeister, Ingenieure, Maschinenfachleute usw.), die es mir unter gemeindeamtlichen Giro bescheinigen, daß es bei diesem Experimente durchaus mit rechten Dingen zugegangen ist. Denn ich könnte ja das aufrechte Schwimmen der Wurzelstöcke auch damit erzwingen wollen, daß ich dieselben unten mit maskierten Eisenstücken beschwere, oder sie anbohre und mit Blei ausgieße und dafür oben in der Stammachse aushöhle und die Aushöhlung luftdicht verschließe.

Ein solches gemeindeamtliches Zeugnis würde in meiner Streitschrift mit veröffentlicht werden, um der Sache mehr Ansehen zu verleihen. Natürlich auch mein Dank für die werktätige Unterstützung meiner Forschung.

Haben Sie also die Güte, sehr geehrte Herren, sich dies zu überlegen und mich zu eventuell gewünschten weiteren Aufklärungen berufen zu wollen. Ich darf die Herren versichern, daß die Gemeinde mit dieser erbetenen, durchaus objektiven Unterstützung dieses wissenschaftlichen Streites in moralischer Hinsicht durchaus auf ihre Rechnung kommen wird,

*) Wel = Abkürzung von Welteislehre.

wenn auch die Wiener Geologen vorläufig noch zu meinen Mißgönnern zählen. Auch in Deutschland arbeiten erst drei Berufsgeologen mit uns, aber dafür tragen sie ihr Renommé für die Welt voll und ganz zu Markte.

Daß die Berufsgeologen sich vorläufig noch grollend abseits stellen, werden Sie menschlich verständlich finden, wenn Sie das beifolgende Urteil des Generals G. auf sich wirken lassen. Das andere Schreiben des Wolkersdorfer Notars Dr. A. v. Sch. war seiner Zeit an den Unterrichtsminister Freiherrn von Hussarek gerichtet und ist ohne Antwort geblieben (vgl. Kapitel ‚Von Freunden, die man nicht vergißt', Verf.). Es ist anzunehmen, daß es gar nicht bis zum Minister gekommen ist, weil es ja damals andere Sorgen gab. Man hatte sich wahrscheinlich an die Herren Professoren der Universität um ein Urteil über die Welteislehre gewendet, das natürlich nur abratend gelautet haben konnte.

Schon 1896 hatte ich mich an den damaligen Präsidenten der Akademie der Wissenschaften gewendet. Ohne meine ca. 250 Seiten umfassende Arbeit sehen zu wünschen schrieb mir der alte Herr damals u. a. folgendes: ‚Die Wissenschaft kennt keinen zunftmäßigen Befähigungsnachweis. In der Aufsuchung der Wahrheit stehen wir uns alle gleich, und was dem einen unter uns heute als unwahrscheinlich erscheint, kann morgen als wahr erwiesen sein. Darum gibt es gar kein anderes Forum als die volle Öffentlichkeit. Wenn Sie von der Richtigkeit Ihrer Ansichten überzeugt sind, so publizieren Sie dieselben'. Aber dazu hätte ich ja die Hilfe gebraucht."

Unter Hinzufügung von einigen Büchern und Beilagen wird diese Eingabe beschlossen. Ich glaube, auch sie zeigt Hörbiger in seiner ganzen seltsamen und launigschönen Eigenart auf. Insbesondere der Hinweis auf die amtlich kontrollierte Ausschaltung jedes Täuschungsversuches bei dem Experiment läßt erkennen, daß er nach all den üblen Erfahrungen seinen Gegnern nicht gerade viel Gutes mehr zuzutrauen gesonnen ist! Ob das Bürgermeisteramt wohl alles verstanden hat? Die Beantwortung dieser Frage dürfte sich erübrigen. Wenn diese Eingabe aber trotzdem auf fruchtbaren Boden fiel, so durfte die Ursache dafür wohl in der allgemeinen Beliebtheit unseres Meisters auch in der Gemeinde seines Wohnortes begründet liegen. Daß es schließlich zu dem Experiment doch nicht gekommen ist, hat Hörbiger selbst verschuldet, bzw. scheinen ihn andere Dinge wiederum mehr gefesselt zu haben, und die Ausführung des Planes blieb vorläufig bis zur Stunde aufgeschoben. Ein Umstand, der dutzendmalig im Leben Hörbigers wiederkehrt und der aus der Fülle seines Schaffens verständlich und entschuldbar wird.

Tausende von Mappen füllen das Archiv Hörbigers und fast jede enthält irgendetwas ganz Originelles, über das zu berichten wäre. Es geschah schlechterdings nichts in seinem Leben, über das er nicht irgendwo

selbst berichtet hätte, sei es über das Abspiel eines Vortrages, sei es über Berufsdinge, über künstlerische Genüsse, über Literatur, über plastische Werke berühmter Meister, über den gesunden oder kranken Menschen, über Sport, Körperkultur, Geistesschulung, über Kämpfe mit Gegnern, über Politik, Nationalismus und Internationalismus, über Deutschtum und Imperialismus, über Sprache, Volkstum und Kultur, über Antike und Neuzeit, über Religion und Konfession, Philosophie und Weltgeschichte, sei es über Dinge der mittelbaren Gegenwart oder der Vergangenheit, über Dilletantismus und Schöpfertum, Erziehung und Schule, Haushalt und Familie. Was ihn sozusagen stündlich bewegte, hat er irgendwie in Notizen oder Briefen festgehalten und in der Regel auch alles treulich aufbewahrt. Im Ausmaße, wie sich sein Werk und sein Wirken in das kulturelle Geschehen eingliedern wird, werden diese Dinge wohl noch alle das Forum der Öffentlichkeit erobern. Wer dieses Archiv schon einmal geistig gründlich verarbeiten und bearbeiten will, benötigt bestimmt Jahre hierzu. Im Augenblicke kann man eben nur den Hinweis geben und muß alles weitere der Zukunft selbst überlassen.

Mit jedem, welchen Berufes er auch immer sei, wußte er sich auseinanderzusetzen und fand stets einige von sonnigem Humor übergoldete Worte. Unter Schriftstellern und Dichtern von Ruf war es u. a. Karl Hans Strobl, der höchst sinnige Worte über die Welteislehre publiziert und in einem gelegentlich anregenden Briefwechsel mit Hörbiger gestanden hatte. „Um nicht etwa unterzugehen im großen Heere der Gratulanten", schreibt ihm Hörbiger am 30. Januar 1927, „komme ich mit unseren Glückwünschen in der Nachhut: Mögen Sie die Mitwelt und ferne Nachwelt noch durch mindestens dreißigjährige Fruchtbarkeit Ihrer heiteren Muse erfreuen und weit darüber hinaus bei guter Gesundheit bleiben. Obwohl ich gelesen habe, daß Ihre Stärke auch auf dem Gebiet des phantastischen Romanes Überwältigendes geschaffen hat, und ich besonders im Rufe des Phantasten stehe, so habe ich vorläufig doch lieber im stillen Ihrergedenken nochmals die vier Ehen Ihres Matthias (gemeint sind Strobls ‚Vier Ehen des Matthias Merenus', Verf.) vorgenommen, um mich daran herzlichst zu erquicken. Unter uns gesagt ärgerte ich mich über Matthias gleich beim ersten Male, da er nicht gleich im ersten Kapitel auf die Idee kam, seine Asta jedesmal mit ins Theater zu nehmen, wenn er Theaterdienst hatte. Das wäre doch die schönste Gelegenheit gewesen, sie an seinem geistigen Handeln mittun, dasselbe miterleben zu lassen. Sie hätte doch so gerne gewußt, was in ihm vorgeht. Wieviel Stoff wäre da gewesen zum Durchplaudern der Abende. Asta hätte da auch ihr eigenes Urteil abgeben können, Matthias hätte es zum Teil oder auch ganz mitverwerten — und mit der Zeit ihr das Referat auch ganz überlassen können. Ich wage zu wetten, daß es

da auch niemals zu einer ersten Scheidung gekommen wäre. Doch nein, Sie müssen den Knoten schürzen! Anders kein Roman.

Gott, wenn ich doch nur endlich zu Ihrer Freiheit des Handelns käme! Ich wollte Ihnen ein paar Tips zu einigen phantastischen Romanen geben. Und was ließe sich nicht alles aus den Angriffen der Welteisgegner machen!! Das Fräulein Skuderi T. Hoffmanns wäre ein Marlitt-Roman dagegen! Stellen Sie sich z. B. doch nur einmal vor: Ich leide seit dem 29. April 1895 an dem unheilbaren Wahne, Goethes ‚Faust' zu sein! Was ließe sich daraus nicht alles im heutigen Leipziger Auerbachkeller machen. Zuerst oben in dem feinen Restaurant nach einem ähnlichen Vortrag Behms im großen Hörsaal 36 der Universität, wie er am 22. November v. J. unter dem Geschrei von drei protestierenden Professoren gestiegen ist. Und dann nach Mitternacht unten im Keller in einer Versammlung von konspirierenden Welgegnern im Beisein von eingeschlichenen wel-freundlichen Spionen." Des weiteren enthält dieser an Strobl gerichtete Brief eine peinlichst genaue Schilderung meines Dezembervortrages 1926 in der Urania, dem Hörbiger inkognito anwohnte. Er rügt meine „Bosheit" ihn dem Publikum verraten zu haben, so daß er sich zu ein paar Worten bequemen mußte. „Sie haben es wohl gesehen und gehört, wie ungeschickt es der Herr Vortragende gemacht hat (ihn zu verraten, Verf.). Ich bin aber nicht nach Berlin gekommen, um Behms Vortrag zu hören, sondern ich bin gekommen, um meinen ersten Enkel aus der Taufe zu heben und das ist gestern geschehen. Und da habe ich zufällig erfahren, daß heute hier ein Welvortrag steigt usw. usw." Das hat sich nun wirklich alles so abgespielt und wäre wohl wenig schmeichelhaft von einem Vortragenden empfunden worden, der eben Hörbiger nicht genauer kennt. Hinter der fein abgestimmten Ironie seiner Worte verbirgt sich doch nur die Zentnerlast seines großen Innenlebens und ein momentanes Hauptereignis seines Lebens, wie die Taufe des einzigen Enkels, scheint ihm gerade gut genug zu sein, um es dem fremden Auditorium mitzuteilen. Hier haben wir ein echtes Stück Hörbiger vor uns und auch zugleich einen beredten Hinweis dafür, von so und so vielen Menschen, die es gewiß gut mit ihm meinten, mißverstanden und schließlich gemieden worden zu sein!

Wir brauchen nur die Kehrseite zu berühren und uns erinnern, wie überaus schmerzlich Hörbiger zwei Jahre später (März 1929) den jähen Verlust dieses blühenden und sonnigen Enkelkindes empfand. Sehr große Hoffnungen hat er gerade auf dieses Kind gesetzt. In ihm sah er seinen späteren Biographen und hatte sich manch schönen Traum zurechtgeträumt. Vielleicht wäre er in Erfüllung gegangen, vielleicht auch nicht. Wer möchte schon die Zukunft einer knapp erst ins Leben getretenen Menschenknospe bestimmen? Das Schicksal hat es schon beizeiten anders

gefügt und nur mit tiefster Ergriffenheit vermag man in den beschriebenen Seiten zu blättern, darin sich Hörbiger über die Krankheit und das schließliche Ende seines Enkelkindes verbreitete. Alles, was irgendwie die kurze Leidensgeschichte dieses seines Enkelkindes, des nun seligen Kindes des Berliner Schauspielers Paul Hörbiger berührt, hat er sorgfältig gesichtet, chronologisch geordnet und zusammenfassend niedergeschrieben, und es ist schon erhebend, welch fein abgestimmte Worte er erläuternd zu Berichten und Briefen seines Sohnes und seiner Schwiegertochter findet. Hier offenbart sich auch nur erneut die ausgesprochene Güte, das hohe, bisweilen selbst übertrieben anmutende Pflichtgefühl und die Herzensinnigkeit allen seinen Familienmitgliedern gegenüber. Und es darf wohl behauptet werden, daß all diese Eigenschaften auf fruchtbaren Boden gefallen sind. Es konnte allenthalben auch gar nicht anders sein. Lassen sich doch leicht auch hundert und mehr Belegstellen dafür erbringen, wie manch väterliche Härte der Frühzeit den Kindern gegenüber sich allmählich zur eigenen Beschaulichkeit wandelte.

Ich bin schon gewiß nicht wählerisch, wenn ich ein von Hörbiger aufgezeichnetes Stimmungsbild (entnommen einem 1918er Schreiben an einen befreundeten Theologen) zunächst selbst sprechen lasse:

„Da muß ich Ihnen zunächst verraten, welches Lied als das Leiblied des zweiten Tieres der Offenbarung (Anspielung auf seine Apokalypsendeutung, Verf.) gelten darf. Es ist ‚Der Wanderer' von Schmidt von Lübeck, vertont von Franz Schubert; hören Sie nur, wie das stimmt:

‚Ich komme vom Gebirge her,
Es dampft das Tal, es braust das Meer.
Ich wandle still, bin wenig froh,
Und immer fragt der Seufzer: Wo?
Die Sonne dünkt mich hier so kalt,
Die Blüten welk, das Leben alt,
Und was sie reden, leerer Schall,
Ich bin ein Fremdling überall.
Wo bist du, mein geliebtes Land?
Gesucht, geahnt und nie gekannt!
Das Land, das Land, so hoffnungsgrün,
Das Land, wo meine Rosen blühn,
Wo meine Freunde wandelnd gehn,
Wo meine Toten auferstehn,
Das Land, das meine Sprache spricht,
O Land, o Land, wo bist du?
Im Geisterhauch tönt's mir zurück:
Dort, wo du nicht bist,
Dort ist das Glück.'

Es ist das auch mein Leiblied, sowohl in textlicher als auch in musikalischer Hinsicht. Ich halte es überhaupt für das schönste Baritonlied, das uns Schubert geschenkt hat, oder das wir überhaupt haben, schöner noch als der Erlkönig.

Nun stellen sich Hochwürden die große Schmidtsche Mondkarte (ca. 2 × 2 m) vor, die ich mir sofort nach empfangener Offenbarung 1894 anschaffte und die ich dann in meinem Pester Büro und in meiner ersten und zweiten Wiener Wohnung (Meidling und Hietzing) auf Leinwand aufgezogen und mit grünem Samt umrahmt, an die fensterlose Wand des Klaviersalons aufheftete, um das ‚Ewig-Weibliche' immer vor Augen zu haben, das mich in naturwissenschaftlicher Richtung ‚hinangezogen' hatte. Es war dies gleichsam auch ein Akt der Dankbarkeit gegenüber dem, alle Astronomen zum Besten haltenden, eisigen Sphinxgesicht. Die Entfernung der unteren Rahmenkante vom Fußboden war so gehalten, daß unser herrlicher Bösendorfer mit seiner Oberkante sich gerade der Rahmenunterkante fügte. Auch stimmt die Länge des Instrumentes beiläufig mit der Kartenseite.

Nun hatte mein Alfred schon in der Meidlinger Zeit die zwei besten Sänger unter seinen Schulkameraden (Schubertbündler) alle Samstag nachmittag als Solisten und Duettisten zu Gast. Er ist ein guter Blattspieler und fast ausschließlich Beethoven-, Schumann- und Schubert-Liebhaber. Mir zuliebe, falls ich heimkehrte, wurde dann manchmal der ‚Wanderer' von Schubert gesungen. Und als ich dann in Hietzing eines Abends eben an dem alphabetischen Sachverzeichnis unseres Hauptwerkes arbeitete, dabei eben das ‚gläserne Meer' eingetragen hatte und hinter mir der ‚Wanderer' gesungen wurde, da sprach es plötzlich ohne Stimme zu mir: ‚Siehe die Sänger am gläsernen Meere!' Als ich mich dann frappiert umsah, da fand ich tatsächlich alles erfüllt: Das gläserne Meer an der Wand, unter demselben der Bösendorfer in den Harfentönen des herrlichsten Schubertliedes erklingend und dazu die schöne Stimme des Schubertbündlers mein Leiblied singend! Zugleich ich mit dem alphabetischen Inhaltsverzeichnisse des Hauptwerkes, also mit der Vollendung jenes Buches beschäftigt, darin der Zorn Gottes ja ebenfalls zum Ausdruck kommt. (Die Glazialkosmogonie im Sinne Hörbigers als Werk Gottes aufzufassen, das dem Chaos der Gegenwart begegnet! Verf.) Natürlich hatten meine jungen Freunde am Bösendorfer Flügel unter der Schmidtschen Mondkarte keine Ahnung davon, was in mir in diesem Momente vorging; denn dort sprach es still für sie: ‚Groß und wundersam sind Deine Werke, Herr, allmächtiger Gott; gerecht und wahrhaftig sind Deine Wege, Du König der Heiden! — Wer sollte Dich nicht fürchten, Herr, und Deinen Namen preisen? Denn Du bist allein heilig; denn alle Heiden werden kommen und anbeten vor Dir; denn

Deine Urteile sind offenbar worden.' Ich hatte nämlich rasch die Taschenausgabe des Neuen Testamentes zur Hand genommen und dort Offenbarung (15, 2/4) heimlich nachgelesen, um mich von der Richtigkeit des tonlos Gehörten zu überzeugen."

Fast möchte ich sagen, es rauscht ein Stückchen Romantik aus verklungenen Tagen herauf, da die Bindung von Vater und Kindern noch weniger von der oberflächlichen Blasiertheit des Zeitgeistes angekränkelt war. Das Leben glitt trotz aller Sorgen und Mühen beruhigter dahin, man hatte noch Sinn und Muße für das schlicht Erhabene, für beschauliche Atempausen im Wirrwarr des Daseins, stand noch dem Traumland nahe, das die konkrete Wirklichkeit verklärt.

Im Hause Hörbigers, im Kreise der Seinen, war das Leben eigentlich unabänderlich auf diese Note abgestimmt, wenn auch nicht verhehlt werden darf, daß Gewitterwolken bisweilen auch nicht fehlten. Manch schwere Stunde haben ihm seine Söhne zuweilen gewiß bereitet, aber er nahm alles schließlich doch nur als Schicksalsfügung hin und fand immer einen Weg, entstandene Disharmonien zu zerstreuen. Es dürfte selten einen Vater geben, der sich jederzeit so selbstlos und uneigennützig für seine Kinder eingesetzt hat, der ihnen wohl bisweilen deutlich genug eine bittere Wahrheit sagen mußte, aber schon wieder als rettender Engel überall beisprang, wo es gerade nötig war. Etwa nachträgerisch zu sein oder restlos hart zu bleiben lag und liegt Hörbiger nicht. Und noch in seinen alten Tagen erinnert manches Mal dieser oder jener seiner Söhne an das Scheckbuch des Vaters und sorgt wohltätig dafür, daß es nicht zu schwer am Mammon trage. Die kindliche Freude, mit der er die schauspielerische Laufbahn der beiden Söhne Paul (Berlin) und Attila (Wien) verfolgt und sich an jeder Kritik der Presse darüber ergötzt, dürfte eben zuweilen im gleichen Verhältnis mit den finanziellen Nöten eines Schauspielerblutes stehen. Und immer hatte und hat er eine offene Hand. Nun haben die beiden Mimen ja auch einen ganz guten Weg gemacht, sind tüchtige Schauspieler geworden, während der zweitälteste Sohn Alfred unter vorläufiger Verleugnung seiner Kunstfähigkeiten als Maler die technische Firma leitet und der älteste Sohn Johann Robert die geschäftlichen Interessen der Hörbigerfirma in Düsseldorf wahrzunehmen ausersehen wurde. So ist wohlverstanden Attila Hörbiger doch nicht Landwirt geworden, wie ursprünglich beabsichtigt war und Alfred, der vollendet Schweigsame, der vom Ingenieur zum Maler übergewechselt war, mußte sich, dem Zwang der Verhältnisse gehorchend, wieder der technischen Berufsleitung zuwenden. Für mich besteht kein Zweifel, daß die von Hörbiger tatkräftig heraufgeführte Firma nun bei ihm in besten Händen ruht.

Wennschon es leichter ist, das Erbe eines großen Vaters anzutreten,

als selbst einen Neubau zu errichten, so wäre die vielbekannte These hier vollkommen unangebracht, daß aus den Söhnen eines berühmten Vaters in der Regel nichts Gescheites wird. Vielleicht ist eine ängstliche Scheu unseres Meisters vor einem Hineinmischen in sein ureigenes Werk zum Teil mit daran schuld, daß sein ältester Sohn sich in glazialkosmetischen Dingen nicht so entfalten konnte, wie dieser es wohl ursprünglich beabsichtigte. Wiederum sind aber dessen Interessen sehr vielseitig gelagert und eine gewisse Tragik des nirgends ganz Auslangens dürfte über seinem Leben stehen. Eine komplizierte Natur ohne Zweifel, im Guten wie im Bösen, über die an sich nur schwer eine passende Diagnose zu fällen ist. Allenthalben das Gegenteil davon kehrt bei Attila wieder. Hier scheint sich das wuchtig Elementare des Vaters fortgesponnen zu haben, ohne mit philosophischen Hindernissen beschwert zu sein. Zu einheitlich gelagert, ein Peer Gynt zu sein, aber doch wieder dessen ganze Urwüchsigkeit aufzeigend. Eine Kraftnatur mit gesundem Egoismus ohne Berechnung, eine Statur, an der noch tausend schöne Mädels ihr Herz verschenken und entsprechende Abenteuer bestehen könnten. Stets frisch und lebendig aus Sorglosigkeit dem Leben gegenüber und so mit Energien geladen, daß man einen Händedruck noch drei Tage hinterher verspürt. Ein Mensch, dem naturgemäß auch die Schauspielerrollen des erdhaft Vagabundären am besten liegen. Und Reinhardt hat dies rechtzeitig begriffen.

Daß Attila im Geldausgeben schon als blutjunger Kriegsleutnant kein Laie war, geht aus zahlreichen Sorgenbriefen des Vaters hervor. „Das vornehmste Gebot, das wir jetzt alle zu befolgen haben (aus Hörbigerbrief vom 16. Dezember 1916) ist Sparsamkeit im Staate, in der Gemeinde, in der Familie und an Deinem eigenen Ich. Wenn Du das Letztere nicht lernen willst, so wird Dein Militärberuf nur eine Quelle ewiger Geldverlegenheiten sein... Mit Papas Geld herumzuwerfen ist ja kein Heldenstück. Das Ärgste an der Sache ist, daß Du mir drei Zeilen im Telegrammstil schreibst, nachdem wir wochenlang auf ein Lebenszeichen von Dir gewartet haben und es nicht einmal der Mühe wert findest, die Briefseite voll zu schreiben und wir Dir auf das hin siebenhundert Kronen schicken sollen. Ich bitte also um genauere Abrechnung. Doch nun genug der Vorstellungen." Diese Abrechnung hat sich zwar bis heute verspätet, wie in manch anderen Fällen ebenso. Was möchte auch ein zwanzigjähriger Leutnant von Abrechnung verstehen können, wo die Bilanzsicherheit dafür erworben haben und wie sollte er einen sicheren Instinkt dafür besitzen, daß Geldausgeben doch noch etwas leichter als Geldverdienen ist?! Böse ist der gute Papa recht eigentlich nur über den Telegrammstil gewesen, denn im selben Atemzuge schreibt er weiter, daß „wir uns schon lange darauf freuen, Dich zu

Weihnachten bei uns zu sehen. Wenn Du aber die Feiertage auch dort angenehm verbringen wirst, darf uns dies ja auch recht sein." Und ein solch angenehmes Verbringen rechtfertigt ja schließlich auch die erbetenen Kronen; so etwa könnte der Satz lauten, der noch hinzuzufügen gewesen wäre.

Mit besonderem Stolz hat ja Hörbiger während des Krieges stets von seinen vier Leutnants gesprochen und geschrieben und alles Bemerkenswerte darüber, was diese erlebt, ist in seinen Akten ebenfalls zu finden. Und gar oft entschuldigt er sich mit seinen ständigen Geldzuwendungen auch in späterer Zeit damit, daß „der mit Sorgen belastete Künstler unfruchtbar wird, so man ihn nicht unterstützt". Eine besonders gute Kritik über einen der beiden Mimen war mitunter Anlaß genug, nun auch nicht den Knauserigen zu spielen. Attila scheint diese Begünstigung stets mehr oder minder als selbstverständlich hingenommen zu haben; Paul dagegen, der Berliner Mime, wußte vielleicht noch eher die Tasche des Vaters zu würdigen. Er schrieb und schreibt auch bisweilen schon längere Briefe als seine brüderliche Liebe!

Ich möchte es nicht unterlassen, zur Illustrierung des gegenseitigen Verhältnisses von Vater und Sohn wenigstens zwei Schreiben Hörbigers hier vollständig zu veröffentlichen, die aus Tagen stammen, da das inzwischen verstorbene Enkelkind noch nicht geboren bzw. die glückliche Geburt gerade bestätigt worden war. Daß das zu erwartende Kind ein Bub sein müsse, schien Hörbiger schon von vorhinein nicht mehr zweifelhaft zu sein, denn er schreibt am 9. Oktober 1926 folgend:

„Lieber Pali und Pippa!

Daß uns Euer 16seitiges Schreiben viel Freude gemacht hat, wisset Ihr schon aus Mamas Brief. Insbesondere habe ich zwischen den Zeilen gelesen, daß Pippa (Pauls Gattin, Verf.) wohlauf ist und das Buberl so vernünftig ist, sich noch Zeit zu lassen, wie sich's gehört. Ferner lese ich zwischen den Zeilen und aus den Kritiken, daß Pali recht schaffensfreudig ist und jedenfalls nur Freunde und keine Neider um sich hat. Daß Du aus dem Tondl etwas ganz besonderes machen und vielleicht gar den Thimig neidisch machen kannst, dachte ich mir gleich. So ein armes buckliges und lahmes Hascherl als Plattenmitläufer und zugleich Hofmusiker der Platte ist ja ein glänzendes Seelenproblem. Ich entnehme dem Bericht auch, daß Du genug angestrengt bist, um vorläufig Nebenanstrengungen (Film, Gastspiele, Nachtlokale) vernünftigerweise beiseite zu lassen. Du solltest im Winter manchmal zeitliche Morgenstunden oder sonstige Freistunden fürs Eislaufen reservieren, solche selbst vom Regisseur verlangen, falls er Dich für 10 Uhr zur Probe bestellt, dieselben aber erst um 1 Uhr beginnen. Wenn Du in solchen Fällen

sagst, daß Du es Deinen durch anstrengende Proben und Spiel hart mitgenommenen Nerven schuldig bist, keine Eislaufstunden durch unnötiges Warten auf den Probebeginn zu versäumen, wird er mit den Proben schon pünktlich beginnen, oder Dein Spätkommen entschuldigen. Aber dann mußt Du auch aufstehen zur gehörigen Zeit. Vor allem aber auch abends ins Bett eilen. Kalte Waschungen abends oder kurzes Ganzeintauchen nach einigen Müller-Übungen sehr zu empfehlen! Selbst vielfach ausprobiert!! Und das Rauchen!!! Wenn Du doch nun endlich einsehen wolltest, daß dies ein Verbrechen an den Nerven ist. Zur vorläufigen Nachhilfe hole Dir von der Deutschen Bank Reichsmark 500.— (fünfhundert). Paß und beifolgenden Durchschlag nicht vergessen. Und sollte es aber ein gesundes Mäderl sein, so sind natürlich auch zufrieden Euer Papa und Mama."

Sechs Tage später (15. Oktober 1926) erhält die inzwischen glückliche Mutter gewordene Berliner Schwiegertochter folgenden Brief:

„Bitte stelle Dir nur vor: Heute den 15. 10. 1926 um $^3/_4$12 kommt Fredi (Sohn Alfred, Verf.) mit ganz verschmitztem Verlegenheits-Gesicht zu meinem Schreibtisch, um mich mit einer, wie ich meinte, dringenden Brand-Geschäfts-Depesche zu erschrecken. In der Meinung, daß irgendwo ein Hochofengebläse explodiert ist, las ich mit zitternden Händen und schlotternden Knieen: ‚Berlin-Schöneberg am 14. 10. 9 Uhr. Hanns Hörbiger der Dritte meldet gehorsamst sein Eintreffen. Alles gesund. Vater.' — Du weißt, daß ich ansonsten Witze nur langsam zu begreifen vermag. Aber diesmal hatte ich doch blitzschnell verstanden. — Nachdem ich die Gratulationen des ganzen Büros feierlichst entgegengenommen, bat ich Herrn H. (Prokurist) herauszudividieren, wie man das machen soll, um Euch RM. 1000.— raschestens zukommen zu lassen, weil ich weiß, daß Du jetzt für solche Witze das meiste Verständnis haben wirst, solange eigene Villa mit Auto und Garage noch immer auf sich warten lassen.

Dann packte ich die Depesche und eilte damit heim, wo mich die Mama schon seit vierzehn Tagen mit der bangen Frage empfängt: ‚Keine Nachricht aus Berlin? —' So auch diesmal. — Mit einem möglichst konsternierten Gesichte reichte ich ihr die Depesche in die Küche. Nachdem sie ohne Zwicker nicht lesen kann, versuchte sie zunächst in meinem Gesichte zu lesen und war natürlich sehr bestürzt, ihren weit aufgerissenen Augen nach zu urteilen. ‚Je, was ist denn geschehen!' stieß sie hervor. Und ich: ‚Ja, denke Dir — — — — — — Ein Bub ist es!' Das weitere lasse Dir von Mama schildern. Sie rief sofort ‚verzweifelt' die Tinerl (Alfreds Gattin, Verf.) herab — kannst Dir denken —! ‚Kinas Jhna vurstelln' soll Dir Pali übersetzen. Im übrigen habe ich heute nachmittag bemerkt, daß in ihrem Auftrag Frl. Z. eine Schachtel als rekommandierten Brief zur Post gab, darin Schucherl mit blauen Bändchen zu erspähen waren.

Und wir setzten dann zwei Depeschen auf, die ich um halb drei Uhr zur Post brachte. Diese lauteten: ‚Schauspieler Hörbiger Deutsches Theater Berlin. Ganz Mauer gratuliert. Abholet tausend Mark Deutsche Bank. Drahtlich angewiesen, Papa,' und ‚Deutsche Bank Berlin. Ausfolget Mark Eintausend Schauspieler Paul Hörbiger.' Nun seid versichert, daß uns ein Mäderl auch ganz recht gewesen wäre, die Hauptsache ist: ‚Alles gesund.' Und wenn Ihr vielleicht einen schöneren Namen wisset als den prosaischen ‚Hanns', oder wenn Ihr vielleicht ‚Paul' vorgezogen hättet, so würde ich mich auch gerne fügen. Im übrigen klingt aber ‚Hanns Hoerbiger' in einigen Jahren schon sehr vertraut. Und vielleicht würde das Eurem Sohn einmal gerade so unlieb sein, wie dem Hansi (ältester Sohn Hörbigers, Verf.), der sich den Robert zugelegt. Also raschest gesunden und zuversichtlich in die Zukunft geblickt. Mit vielen schönen Grüßen das ganze Haus Hörbiger"

Man möchte schon die große Begeisterung miterlebt haben, die Hörbiger in diesen Tagen befallen hatte und möchte auch hier wieder staunen, wie er alles und jedes Erlebnis wortgetreu der Nachwelt überliefert hat. Ließe sich doch allein über diese und ähnliche Dinge im Rahmen seines Familienkreises ein stattlicher Band herausgeben und brauchte darin vielleicht auch manches nicht mehr verschwiegen werden, was heute zu sagen noch verfrüht wäre, aber zur Charakterisierung Hörbigers eben mit dazu gehört. Unentwegt trägt er zugleich die Sorgen aller, die ihm familiär nahestehen. Und wenn schon erwähnt wurde, mit welch subtilster Genauigkeit er allen Dingen gegenübertritt, so möchte ich auch im Kreise dieser Betrachtung ein nur einziges, aber um so lebendiger wirkendes Beispiel zum besten geben. Sowie Paul Hörbiger seine Übersiedlung von Prag nach Berlin vollzogen hatte, um dort an der Reinhardtbühne tätig zu sein, war die Sorge um Möbel akut geworden. Mit einer Hingebung, als hätte er für nichts anderes mehr Zeit noch Sinn, hat sich unser Meister auch dieser Sache angenommen und war in regem Briefwechsel mit einer bekannten Berliner Möbelfirma getreten. Es dürfte dieser Firma anzuraten sein, nun ihrerseits die diesbezüglichen Hörbigerbriefe gut aufzubewahren, denn sie dürfte nicht gar so rasch wieder höchst unfreiwillig in den Besitz der halben Familienchronik eines außergewöhnlichen Menschen gelangen. Ich zitiere ein beliebiges Schreiben vom August 1926:

„Im Besitze des Geehrten vom 11. ds. M. reichen wir Ihnen zunächst anbei eine Blauskizze der Vierzimmer-Wohnung der Frau Thulke in Berlin, Freisingerstraße 3/2 ein, die mein Sohn Paul vorläufig als Untermieter aufgenommen und beangabt hat. Ebenso finden Sie anbei ein Verzeichnis der äußerst wünschenswerten Stücke. Aus Ihrem Schreiben muß ich aber entnehmen, daß Sie meinen, daß wir nur auf das Allerneueste und Stilgerechteste aus sind, in welcher Hinsicht wir Sie aber

leider sehr enttäuschen müssen. Eben, weil wir Ihnen gar keine besondere Mühe machen wollten, glaubten wir uns aus Ihrem Prospekt eine Meinung über die Preise des vorläufig für uns Erschwingbaren bilden zu können... Sie können sich wohl denken, daß man sich als junger Schauspieler nicht auf die Dauer, bzw. luxuriös einrichten wird, solange man nicht seßhaft sich niederlassen kann, am allerwenigsten dann, wenn der Mime noch nichts erspart und der Alte durch den Krieg und Elendfrieden um die Vorkriegsersparnisse gekommen ist und als Greis eben von vorne anfangen muß wie die Jungen. Nach solcher Klarstellung der Situation zu Ihrer Darnachrichtung möchte ich aus Ihrem Vermerk den Schluß ziehen, daß sich in Ihrem Lager vielleicht auch einige überholte Muster finden, die Sie an Minderanspruchsvolle billiger abgeben könnten. Nachdem Sie bei dem raschen Wechsel des Geschmackes immer nur das Neueste anfertigen, und selbst auch da von den heiklen Kunden manches zurückgewiesen wird, so haben Sie mitunter auch an Ladenhütern zu leiden, für die wir vielleicht willkommene Abnehmer sein könnten. Mein Sohn dachte nicht im entferntesten an eine Anstalt für vornehme Wohnräume, sondern wollte sich für den Anfang seines Engagements die einzelnen unentbehrlichsten Stücke von Frau Thulke mieten, teils auch kaufen, soweit sie solche abgeben kann, um auf solche Weise Zeit zu gewinnen, etwa im Versteigerungsamte oder sonst wie nach Zeitungsangeboten die Stücke billiger zusammensuchen zu können." So ähnlich läuft das Schreiben weiter, begründet die Ansichten auch der Schwiegertochter, erläutert die Übelstände des Abzahlungsgeschäftes und ähnliche Dinge mehr. Sehr säuberlich und zeitraubend war die beigegebene Blaupause angefertigt worden und schon ganz köstlich ist das peinlichst durchgeführte Verzeichnis der einzelnen Stücke, die für jedes Zimmer gesondert aufgeführt werden. Die Einteilung des Mädchenzimmers beschließt diese Aufzählung, der noch die Worte angefügt sind: „Eine kleine Badewanne wird von Frau Thulke übernommen." Das durfte naturgemäß nicht fehlen, um bei der Firma den Verdacht nicht rege werden zu lassen, daß ein Mensch auch ohne Bad auskommen könnte.

Und doch beklagt sich Hörbiger unzählige Male über Zeitmangel und lebte recht eigentlich keinen Tag seines Lebens in der Zeit! Wäre sein Schaffen nicht immer ganz hemmungslos elementar dahingeflossen und hätte nur Tage benötigt, wo ein anderer Wochen gebraucht, er hätte sich fürwahr nicht so ergötzlich an Kleindingen verschwenden können. So mag sich auch die Gelassenheit erklären, mit der sich noch heute das Leben im Hause Hörbigers abspielt. Es zehrt von den Energien, die der Meister in verhältnismäßig kurz befristeten glücklichen Augenblicken aufbereitet und aufgestapelt hat. Wer gezwungen ist, um jede Stunde zu feilschen, die er verlieren könnte, wer sich nicht ohne Gewissensbisse eine freie Stunde der

Erholung inmitten angestrengtester Arbeit ermöglichen kann, wer in der Zeit steht und mit der Zeit zu leben gezwungen ist, der möchte schon manchesmal nur ein Staunen für diese besonnte Ruhe des Hörbigerkreises übrig haben. Hier hat noch niemals eine Tragik ihre Augen ganz groß aufgetan, das Tragische überwand sich selbst und jagte die Zeit zum Teufel. Als Märchengestalt des Zeitlosen steht Hörbiger mitten unter den Seinen und wenn ihm auch das Leben in jungen Jahren oft hart mitgespielt hat und Schmalhans Küchenmeister sich damals nicht verbergen konnte, irgendwie schlecht nach außen hin ist es Hörbiger seit geraumen Jahren nicht mehr gegangen. Daß er wohl niemals mehr die Mittel erreichte, um den Ausbau der Welteislehre in seinem Sinne großzügig zu gestalten, steht allerdings auf einem anderen Blatt geschrieben. Trotzallem hat ihn das Schicksal stets gnädig geführt, ihn, der einst völlig mittellos den steilen Pfad des Lebens betrat.

Es wird zuweilen mit einiger Sicherheit behauptet, daß eine außergewöhnlich begabte und geistig rege Frau erst die Harmonie mit einem außergewöhnlichem Manne verbürge. Das mag mitunter zutreffen, ob es die Regel ist, bleibe dahingestellt. Das Genie erträgt letzten Endes doch nur seine Einsamkeit und steht dem unverbildeten Weibe gewiß ursprünglicher gegenüber als einer allzu geistreich beladenen Dame. Es wittert instinktmäßig die naturnotwendige Aufgabe des Weibes und geht allen Erörterungen um Frauenrecht und Gleichstellung der Geschlechter aus dem Wege. Es benötigt diese Imponderabilien gar nicht, für die unsere Zeit so seltsam reif geworden scheint, es setzt seinen Maßstab an das natürliche Gebot der Mutterschaft und empfindet hiervor die eigentliche Berufung des schwächeren Geschlechtes. Es weiß, daß ein Weib ganz groß sein kann, wenn es fast ausschließlich der Häuslichkeit und der Erziehung gesunder Kinder sich widmet. Ausgerüstet mit solcher Einstellung dem Weibe gegenüber hat Hörbiger schon in recht jungen Jahren seine Lebensgefährtin entdeckt und heimgeführt. Sie sollte ihm gesunde Kinder gebären und tüchtige Mutter sein. Mehr wollte er gar nicht, hat dies erfahren und brauchte es nie zu bereuen.

Wo er auch immer über seine Familie plauderte (und wie oft tat er es) hat er auch selten sein „Mädchen" vergessen. In einem an sich wertvollen 1919er Briefwechsel mit dem Dichter und Romanschriftsteller Albert von Trentini stoßen wir beispielsweise auf die seltsam anheimelnden Worte: „Bitte sehen Sie sich auf dem Ihnen gesandten Familienbilde einmal meine Frau an, von der ich heute noch drei weitere Ergänzungsbilder beilege. Es dürfte Ihnen doch am ersten Blicke klar sein, daß der alte Jehova auch damit, daß er mir eine reinrassige Slavin zur Frau bestimmt hatte (trifft nicht ganz zu, Verf.) ebenso seine ganz bestimmten Absichten verfolgt haben mußte, wie wenn er mir einen um zwölf Jahre jüngeren

Amerikaner und ‚Nietzscheaner' reinsten Wassers als Kompagnon (als ‚Gesellen' vom 1. Faustprolog) zur Seite gab, auf daß ich mit ihm drei Lustren lang arbeite und psychologische Erfahrungen zum Heile der künftigen Menschheit sammeln möge. Dieses Frauenwahlrätsel scheint sich jetzt lösen zu wollen. Sie sehen da doch ein ganz herziges, molliges Frauerl! (Streng vertraulich!) Sie kann sehr lieb sein, manchmal zur angenehmen Abwechslung auch ein wenig schmollen. — Heute, auf meine alten Tage, nennt sie mich in Briefen und vertraulicher Ansprache noch immer ihr ‚Hengi'. Das soll nämlich das Kindeslallen für ‚Engel' sein! Bitte der ‚Engel des Abgrundes' aus Offenbarung 9/11; der ‚Engel mit der großen Kette und Schlüssel zum Abgrunde' des künftigen Satankerkers; das aus der Erde aufsteigende Widdertier aus Offenb. 13/11! u. a. m. ein ‚Engerl'! — Es ist zum Hutschneiden, nachdem die Ahnungslose doch von dem allen nichts wissen darf, bzw. auch in Zukunft nichts wissen sollte!

Aber auch ich bin bei dem ersten Kosenamen ‚Mädchen' für Anruf und Anschrift geblieben. Das ist schon im Jahre 1890 den Slovaken in Sillein (Oberungarn) unvergeßlich geblieben, wo ich damals die Silleiner Tuchfabrik gebaut hatte. Mein nunmehr schon graumeliertes und faltiges ‚Mädchen' stammt aus Tabor in Böhmen. Eine reinrassige Czechin also und meine ‚Studentenliebe', die ich sofort heimführte, als der erste Gehalt von sechzig Gulden monatlich gesichert war, der dann allerdings rasch anzusteigen begann. Um weitere Erfahrungen in der Liebe zu sammeln, an denen Ihre Romane so reich sind, hatte ich mir also gleich selbst alle Gelegenheit verbaut! — Und gesund war und ist mein graumeliertes ‚Mädchen' wie ein harter Winterapfel zu einer Krone zwanzig Heller das Kilo in Friedenszeiten! Ein Muster der Gebärtüchtigkeit! — Erst kürzlich neckte ich sie angesichts der slavischen Kaisertreue mit der Drohung, es sei dafür gesorgt, daß ich der letzte Alldeutsche war, der sich eine reine Slavin fürs Leben erkor, was sie einigermaßen nachdenklich machte. Seit ich denke, bzw. sie kenne: Keine Viertelstunde krank gewesen, mit Ausnahme der vier Storchbesuche, denen wir unsere ebenso gesund aufgewachsenen vier Buben verdanken. Meine Sehnsucht nach wenigstens einer Tochter ließ sie ungestillt! — Ihr einziges Vergehen vielleicht! — In meinen schwersten Zeiten, wie beim Silleiner Fabriksbau und nach meiner ihr gegenüber notwendig geheim zu haltenden Berufung eine starknervige Stütze!" Diese Worte fand Hörbiger nach rund fünfunddreißigjähriger Ehe, findet sie ähnlich heute noch, nicht mehr allzufern dem goldenen Ehejubiläum stehend! Auch das darf als Glücksumstand bei ihm gebucht werden, niemals ernstlich das Gespenst der Krankheit im eigenen Hause gehabt zu haben.

Einfach und schlicht lebte und lebt im Grunde Mutter Hörbiger ihres Daseins Tage, hat Sinn für harmlose Freuden eines nicht über seine

Grenzen hinauswollenden Menschen. Wenn es not tut, erscheint sie auch auf der Volksbühne anspruchslosen und stadtfremden Stils und trägt mit dazu bei, das Leben kleiner und geplagter Leute zu verschönen. „Erst neulich hat sie wieder," führt Hörbiger im November 1918 aus, „die Josefine, Napoleons Frau, im tschechischen Lustspiele ‚Der Herr der Welt im Schlafrocke' in einem Wiener tschechischen Vereinstheater gespielt. Und ich saß da im Parterre, obwohl ich vielleicht nur jedes fünfte Wort verstehe, falls ich mir nicht vorher die Geschichte erzählen ließ. Und auch mit meinen Buben, die noch weniger tschechisch verstehen als ich, saß ich schon öfters im tschechischen Vereinstheater. Und da stupfen wir uns immer gegenseitig, wenn unsere ‚Mama' die vornehme Weltdame ganz leidlich spielt, als wäre sie wirklich Ihre Majestät, die Frau Josefine Bonaparte. Natürlich spielt unsere ‚Mama' auch deutsche Rollen ganz leidlich — singt dafür aber auch jeden dritten, vierten Sonntag im Orgelkirchenchor der böhmischen Kirche am Rennweg." Ähnlich hat Hörbiger in seinen noch unveröffentlichen „Memoiren" manch schlichtes Denkmal seiner um dreizehn Monate jüngeren Frau gesetzt, die es bestimmt nicht immer leicht hatte, an der Seite eines jederzeit so reich im Erlebnis stehenden Mannes das Leben zu durchmessen.

Und ähnlich kehren auch die vielen Betrachtungen über Söhne und Schwiegertöchter wieder und entbehren zuweilen nicht der entzückendsten Momente. Insbesondere Tina Hörbiger (Alfreds Gattin), die ich schon 1926 als vollendet „fesches Wienerkind" entdeckte und deren Interesse für die Niederschrift dieses Buches ich wohl zu schätzen weiß, hatte es unserem Meister ob ihrer instinktsicheren Anmut allzeit angetan. Und daß er es nie recht begreifen konnte, gerade bei ihr auf ein ersehntes Enkelkind vergeblich warten zu müssen, soll nur nebenbei verraten werden. „Wie lange willst du noch Backfisch-Frauerl bleiben!" lautet eine bezeichnende Briefstelle aus dem Jahre 1928 und webt in sinniger Weise das Malysche Gedicht „Gesegnet" ein. So wartet Hörbiger heute noch auf den Enkel, auf „Hörbiger den Dritten", denn die Familien Alfred und Attila sind kinderlos geblieben, der älteste Sohn Johann Robert besitzt eine Tochter und Paul in Berlin ist, nach dem erwähnten Verlust des einzigen Hörbigersprosses männlichen Geschlechtes, erst vor kurzem (Mai 1930) mit einer zweiten Tochter beschenkt worden. Die Würfel des Schicksals fallen eben eigenartig. Vier verheiratete Söhne zu haben und die Sehnsucht nach Erhalt der Hörbigerlinie in sich zu tragen, mag etwas bitter erscheinen. Aber schließlich sieht doch Hörbiger alles als wohlgemeinte Fügung an und dieser Glaube sollte ihn auch eigentlich hier nicht verlassen.

Daß er selbst besondere Umstände seines Familienlebens (z. B. Ungarn als Wiege der drei jüngsten Söhne) in politische Betrachtungen einver-

Verdrusse. Und diese Polen mit ihrem historischen Gedächtnis! — Den Tatzen des nordischen Bären durch uns entwunden — und dies der Dank! — Von der sonstigen kleinen Entente gar nicht zu reden! ... Und dieser Mann, der den traurigen Mut hatte, das Wort von den ‚ehrgeizigen Monarchen' in den Mund zu nehmen, weil die Northcliff-Presse es diesem Staatswissenschaftler einzureden wußte.

Wahrlich, die deutschen Mütter haben ihre Söhne auf dem Altar des Vaterlandes geopfert — die Mütter der amerikanischen Schlachtopfer aber bloß dem Ehrgeize eines Einzigen. Und diese moralisch kranke Ehrgeizbestie wagt es, von ehrgeizigen Monarchen zu sprechen, die doch nur ihre Pflicht ihren Völkern gegenüber erfüllt hatten. Daß diese Völker nach ihrer Einkreisung durch die große, auf vielen Wassern sitzende Königs- und Völkerhure tatsächlich in Gefahr waren, beweisen doch die jetzigen Irrenhaus-Orgien der europäischen Eisenwaffensieger, an welchen die Monroedoctrinären auf einmal ‚desinteressiert' sind. — Dieser Friedensdiplomat mit seinem schwedischen Nobelpreis zum Gelächter der Nachwelt! — Dieser vierzehnpunktierte Idealist in der Theorie und Charakterschwächling in der Verhandlungspraxis. — Dieser Tapfere weit vom Schuß — und Feigling vor deutschen Friedensverhändlern, angesteckt durch die Tapferkeit und Ritterlichkeit der Grande Nation! — Dieser Ehrgeizschinder mit seiner ersten europäischen Sieges- und Friedensrede, darin ganz richtig der moralische Bankerott der Entente bereits vorgeahnt erscheint, für den Fall, als er seine vierzehn Punkte unversehrt nach Hause nehmen müssen sollte. Da war der Tiger von Paris doch ein ganz anderer Kerl! Der brauchte dem Friedensprofessor und Zivilistenheerführer nur ein bißchen Weihrauch zu streuen und der Ehrgeizkranke knickte ein in Ehrfurcht vor seinen undurchgeführten Friedensidealen. Und der Staatsweisheit dieses Charakterschwächlings hatten die teutonischen Dickköpfe vertraut! — Sollte man da nicht die Mütter der transatlantischen Schlachtenopfer mit Küchenmesser und Tranchiergabeln ausrüsten und diesen neuesten Nobelpreisträger samt Weib und Schwiegermutter umzingeln und deren Fleisch den Vögeln des Himmels und Tieren des Waldes zum Futter vorwerfen lassen?"

Das klingt bei weitem gefährlicher als es Hörbiger meinte. Er, der keiner Fliege etwas zuleide tun könnte, hat hier auch nur sinnbildlich gesprochen. Auf Wilson eingefleischte Amerikaner werden ihm solche Erörterungen gewiß nicht verzeihen können, aber ein Großteil der Amerikaner wird diesen ehrlichen Zorn zu würdigen wissen und ebenfalls zu dem Werke Hörbigers aufblicken, sobald seine Zeit gekommen ist! Ungeachtet dessen haben wir hier aber eine besondere Seite Hörbigers entdeckt — wie sich das naiv Elementare bisweilen unbewußt entladen kann. Das hat Hörbiger bisweilen geschadet, aber es wäre Verrat an ihm selbst, ihn

etwa darüber belehren zu wollen, daß man durch Schaden auch klug werden kann. Nicht ganz zu Unrecht bezeichnet er ja auch seine früheren Kopierbücher als „Kelter des Zorns", in welchen alle die Gesuche um vorurteilsfreies Gehör in glazialkosmogonischen Dingen gebucht erscheinen. Noch ursprünglich einer Kopierpresse ermangelnd hatte er sie einfach auf den Boden geworfen und war mit den Füßen so lange darauf herumgetreten, bis ein Schreiben kopiert war.

Man könnte wohl dreihundert Blätter mit solchen und ähnlichen Schattenrissen füllen. Jedes Buch eines irgend bedeutenden Menschen, das Hörbiger liest, gibt und gab ihm Veranlassung, sich mit dem Autor ins Einvernehmen zu setzen und nicht selten hat sich daraus ein überaus anregender Briefwechsel entwickelt. Selbst einen schöpfungsgeschichtlichen Katechismus hat er einmal verfaßt, als er mit einem protestantischen Geistlichen im Schwabenländchen bekannt geworden war. Der sich auf etwa zwanzig Seiten ausdehnende Dialog zwischen Lehrer und Schüler ist mehr als bezaubernd. Ein großes Kind spricht zu einem kleineren, das könnte allenthalben die Diagnose sein.

Und sein großes Kindergemüt läßt sich nie verleugnen. Fast in allen Situationen des Lebens nicht. Er kann sich schon wirklich wie ein Kind über die harmlosesten Dinge freuen und wenn es gerade geboten ist auch mit entsprechendem Gelächter begegnen. Wie oft habe ich ihn von dieser Seite gesehen! Wir sitzen in Tagen der Niederschrift einmal im Zirkus, bestaunen allerhand Dressuren und Seelöwen, die sich als wahre Wunderakrobaten entpuppen. Hörbiger bleibt immer still und nachdenklich und wenn ich ihn nicht zuweilen erinnerte, daß wir uns in keinem Schlafsalon befinden, wäre es wirklich schade um sein Eintrittsgeld gewesen. Ein Alleswisser erscheint und macht dem Publikum begreiflich, alle Fragen beantworten zu können. Und hinter uns erschallt der Ruf, warum der Frosch keine Haare hat! Ja, warum hat der Frosch auch keine Haare, was an sich gar nicht so leicht zu beantworten ist. Jedenfalls hat sich Hörbiger ganz außergewöhnlich darüber amüsiert und es war wenigstens erreicht, daß er von nun an aufmerksamer den Darbietungen des Zirkus folgte. Daß die Menschheit wieder mehr Kind werden müßte, das war so ein Gedanke, der mich noch spät an diesem Abend bewegte. Vielleicht versteht sie dann auch um so besser unseren Meister. Vielleicht kommt es ihr auch schon nicht mehr zu töricht vor, daß Hörbiger fast jeden zweiten Tag ins kleine Dorfkino stürmt, um im unbehinderten Dunkel von seinen Gedankenstürmen auszuruhen.

Ein bescheidener Blütenstrauß glitt vorbei. Ob ich ihn geschickt gebunden habe? Wer nicht gesonnen ist, dem Erleben aus dem Wege zu gehen, wird diese Frage nicht ganz verneinen.

Es warnt Besinnlichkeit

Das obzitierte Nietzschewort an Brandes, daß es für diesen seinen Freund leicht war ihn zu entdecken, aber es ihm um so schwerer fallen wird, ihn wieder zu verlieren, steht wie ein spezifisches Warnungszeichen auch vor dem, was mir in letzter Stunde eine vorurteilsfreie Kritik zu sagen gebietet. Im Grunde hat ja auch Hörbiger nicht allzu selten mit dem Gedanken gespielt, gar manche seiner allzu vielen Freunde schon lieber wieder verlieren zu können als sie besitzen zu müssen. Das hat zunächst mit der menschlichen Seite der Betroffenen nichts zu tun, wiewohl diese aber aus Torheit gefährlich werden können. Und diese Torheiten liegen gehäuft und standen einer gedeihlichen Verbreitung seines Werkes gar oft im Wege.

Es ist schon immer gefährlich, wenn ein auf wackligen Beinen ruhender Enthusiasmus zum Vorspann des notwendig Neuen wird. Was ist beispielsweise doch alles über die Welteislehre zusammengeschrieben worden von solchen, die glauben, sie verteidigen zu müssen und sie selbst nicht begriffen hatten! Und wie viele haben schon Vorträge darüber gehalten, ohne auch nur die wesentlichsten Grundlagen dieses allumfassenden Weltbildes zu beherrschen. Sie alle haben es wohl sicher gut gemeint, aber eben dadurch den Erfolg verdorben. Mit einer guten Meinung allein führt man die Welt nicht in die Perspektivität Hörbigers ein und gibt sich nur noch überflüssige Blößen den Gegnern gegenüber. Hier habe ich schon ein ganz dunkles Kapitel der Welteisgeschichte aufgerissen und Hörbiger selbst bewegt sich darin wie ein betroffenes Kind, das nicht so recht weiß, wie es hier parieren soll. Und so hat er hierbei schon sehr viel nützliche Zeit vertan, hat Leuten Vorschläge und Anregungen gegeben, mit denen diese aber doch nichts Rechtes anzufangen wußten.

Das wird nun bei jeder Theorie, bei jeder neuen Lehre und bei jeder sie stützenden Bewegung so sein. Aber die Schau Hörbigers ist zu groß, als daß sich solch notwendige Übel nicht gerade hier am gefährlichsten auswirken müssen. Als Richard Bie vor zwei Jahren seine „Diagnose

des Zeitalters" in die Lande schickte, da hat er in seinen Betrachtungen über Genie und Wissenschaft in manchem, auf was es hier besonders ankommt, schon richtig gesehen:

„Die Welteislehre ist ein Kunstwerk genialer Anschauung. Sie beweist das, was Hans Wolfgang Behm in seiner auf der Welteislehre begründeten biologischen Hauptarbeit ‚Von Sintflut zu Sintflut' sagt: ‚Jeder schöpferische Geist, der nicht im Begrenzten der Dinge Genüge findet, wird aus dem Krämerladen des bloß Beschreibenden flüchten, um das mit seinen Sinnen nur formelhaft zu Erfassende zu einem Erlebnis am Weltganzen zu gestalten.' Die Welteislehre ist ein Geniefall menschlicher, einzelner, begnadeter, seelischer Natur. Sie hat ästhetischen Rang, ja mehr als das, sie weist auf die Verkörperung eines erotischen Ideals im Vorgang der Naturgeschichte hin. Denn ihr Grundgehalt ist einfach und, wenn auch vielleicht vom Menschen aus gesehen, so doch eine polare Begegnung reiner Elemente, wie sie in der ganzen Natur durch die Geschlechterspaltung angelegt ist. Ja, sie ist das, was Blüher als einen transzendentalen Erotismus bezeichnet. Eros ist ein Handlungsbegriff, der in den Dingen selbst waltet. Nach Blüher: ‚Natur ist das Dasein der Dinge, sofern sie von der Macht des Eros getroffen werden.' Der Mensch, enthoben aus seiner nur sexuellen Verkehrsweise, findet den Anschluß an einen kosmischen Plan, der in der objektiven Schaffensmacht des Eros verankert ist. Das ist im Leben der Menschen, wie in den Vorgängen der Natur der latente Keim, das Geheimnis eines riesigen Traumvorganges. Die Wissenschaft richtet sich nur auf die Oberfläche der Dinge, wie die Geschichte sich nur an die Daten und Begriffe hält. Dahinter erst ist das eigentliche Kraftfeld zu suchen, wie Herodot es tat, als er seine Geschichte mit Berichten von sagenhaften Völkern erfüllte, die am Rande der bewohnten Erde leben. Gegen diese künstlerische, aber wahrsagende Auffassung der Natur und Weltgeschichte stehen die großen Vertreter einer oberflächigen Wissenschaft: Aristoteles und Thukydides, die nach Blüher nur ein Opfer der Possen des handgreiflichen Geschehens geworden sind.

Wenn es eine Diagnose des Zeitalters gibt, so beruht sie gerade in diesem Unterschied künstlerischer und wissenschaftlich-technischer Erklärung. Gerade deshalb sollte sich die Welteislehre hüten, sich vorzeitig zu verwissenschaftlichen. Ein ganzer Trupp von Schülern hat Hörbigers Lehre aufgefangen und, wie immer in solchen Fällen, gefährdet. Denn nicht viele leben so in der humanistischen Stimmung des Kopernikus, daß eine Erkenntnis ihren inneren Schwerpunkt hat, der nicht zu umgehen ist, nicht viele leben so zuversichtlich verschwiegen der Wahrheit, die auf sich warten lassen kann. Mit vorzeitiger Eroberung der Handelsteile von Tageszeitungen ist die Welteislehre, die gewiß wirtschaftliche Aussichten stellt, nicht zu gewinnen. Noch ist die Erdölpolitik, für die die Welteislehre

sichere Aussagen macht, ein imperialistisches Programm. Die Welteislehre soll sich vor ihren vorschnellen, vorlauten, wettbewerbslustigen Freunden hüten, die ihre Wahrheit ausverkaufen. Auch das gehört zur Diagnose dieses kaufmännischen Zeitalters." Es ist gewiß bezeichnend, daß Hörbiger diesen letzten Satz beim Lesen dieses Werkes vierfach rot angestrichen hat!

Die dimensionale Weite und die aus dem Weltgefühl erwachsene Höhe des Hörbigerschen Werkes als Ganzes hätte Bie nicht besser und gestalthafter umschreiben können, selbst ohne nähere Kenntnis der methaphysischen Seite. Aber er hat auch diese geahnt und vorausgesehen, wie deutlich genug der eine prächtige Satz vom inneren Schwerpunkt einer Erkenntnis beweist. So muß er notwendig vor vorzeitigen Eroberungen warnen und den wettbewerbslustigen Freunden das Signal zum Halten geben. Und wennschon es immer wirkliche Freunde aus Enthusiasmus (und sei dieser an sich wieder verkehrt angewendet) wären! Das wäre noch das kleinere Übel. Gar viele berauschten und berauschen sich an dieser Welteislehre mehr oder minder bewußt des eigenen Vorteiles wegen. Auch dies liest man deutlich und nicht ohne Schmerz aus dem reichen Briefwechsel Hörbigers heraus. Seine Naivität verbietet ihm ja den Zeitgesalbten von dem wirklichen Enthusiasten zu unterscheiden. Aber dieselbe Naivität kommt ihm gottlob auch wieder zugut. Für die Geschaftlhuber ist sie nicht geeignet, sie verspüren die Schwierigkeiten, die den allzugraden Geschäftsgang dieserhalb verbauen und sind in der Regel rechtzeitig abgeschwenkt. Und was diese Leute alles wollten. Landwirtschaftskreise interessieren, die Wirtschaft auf Grund zweifelhafter Beziehungen wecken, Organisationen aus dem Boden stampfen oder den Film zum Berauschtsein zwingen. Als ob man das Urgefühl, das kulturwendend in schwersten Mollakkorden klingt auf die billige Leiter der Sensationen schleppen könnte!

Auch in einer „organisierten Welteislehre", um dieses Wort ohne eigenes Verschulden einmal zu gebrauchen, stecken Gefahren. In wachen Stunden weiß Hörbiger dies nur zu gut und hat schon längst den Stab über manche Mitläufer dieser Art gebrochen. Verschiedene Briefstellen der jüngsten Zeit gerade beweisen es. Und dennoch gilt für ihn auch hier immer wieder das Wort: Mein Kind, wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht! Man muß dies manchmal schon ganz groß auf eine Tafel malen. Schlimm ist die Sache schon dann, wenn ahnungslos Geführte, so und soviele ehrliche Streiter in aller Welt verstreut, nicht einmal recht wissen, wer zuweilen ihre berechtigten Interessen organisatorisch vertritt. Wie meinte doch so ein aufgeblasener und geistbeschränkter Pfau einmal: es wäre schon des Überlegens wert, ob in dieser harten Zeit ein Theaterbillet einem für Welteisdinge aufzuwendeten Geldbetrag nicht vorzuziehen sei! Aus Kulturbedürfnis natürlich! Noch schärfer braucht man die Situation fürwahr nicht mehr zu illustrieren. Es heißt sich dagegen wehren — aus Würde, aus Anstand, aus Achtung, aus Ehrgefühl! Hörbiger benötigt diese Masken der inwendigen Hohlheit, diese Kostgänger der Zivilisation, diese Kalten und Halblauen, diese Verächter frohen Bekennermutes aus eigener Schwäche, aus geistiger Bedürftigkeit, nicht. Sie schaden ihm nur. Aber auch sie sind immer dagewesen und treiben Raubbau am Werke des Großen. Ein Wort, das einmal notwendig gesagt werden mußte, um die Wirklichkeit, das Existierende der Objektivität zuliebe nicht als Täuschung zu umgehen. Wie Hörbiger sich gerade hiervor schon nutzlos verschwendet hat, kann auch nur eben der erfassen, der in den labyrinthischen Gängen seines Lebens schürft. So und nicht anders — warnt Besinnlichkeit.

Eine Organisation wäre allenfalls die, die nicht an Entfremdung des Gemeinschaftsgefühles verblutet. Und getragen von denen, die sich das Recht erwirkt haben, das Werk Hörbigers zu verkünden und in die richtigen Geleise im Strome des Gegenwartsgeschehens zu betten. In Wien selbst, nahe dem Wohnsitze Hörbigers, scheinen sich Kräfte in dieser Hinsicht erfreulicherweise zu regen. Dienst an der Welteislehre, Dienst an allem was Hörbiger schuf, bedeutet Gottesdienst an wirklicher Kultur, lebendige Anteilnahme an all dem, was hier auf Auferstehen wartet. Das wird jede sich bildende Organisation zu allererst aufs Papier zu schreiben haben, sonst hat sie ihr Daseinsrecht von vornherein verwirkt. Einstweilen können wir geduldig bleiben und brauchen das Abwarten nicht zu verlernen. Schließlich ist die Welteislehre ein Geschenk der Distanz, die noch gar nicht überbrückt werden konnte. Als großes Erlebnis konnte sie nicht allzurasch mit entsprechender Auswirkung rechnen. Das haben wir ganz sinnfällig auch am Weltkrieg erfahren und erfahren es zur Stunde noch. Das große Erleben war zu stark, um gleich ein Echo zu finden. Im Gegenteil, man versuchte möglich zu vergessen und Gewesenes zuzudecken. Es waltet auch hier ein geheimes Weltgesetz, das sich in Furcht vor dem Erdrücktwerden des Erlebens gefällt. Ist erst die Distanz groß genug geworden, dann wird das große Nacherleben erst zur Wirklichkeit gedeihen und entsprechende Früchte tragen. Mit dem Werke Hörbigers ist es nicht anders. Und ich denke, daß es trotzallem gut ist.

Vielleicht versteht man mich jetzt auch um so besser, warum ich bei dem geschilderten Hörbigerinstitut zur Vorsicht vor allen Ausbauspekulationen mahnte. Es kann uns eigentlich genügen, daß hier ein Meister in alten Tagen eine Umweltsanpassung an seine Seele gefunden hat. Das bedeutet Großzügigkeit dem inneren Menschen gegenüber, um eine weitere Großzügigkeit nach außen hin braucht uns zur Stunde nicht bange zu sein.

Vor zwei bis drei Jahren sollen beispielsweise der Verwirklichung

eines glazialkosmogonischen Observatoriums keine allzu großen Hindernisse mehr im Wege gestanden haben, denn es wurde mir zuverlässigst darüber berichtet von jenen, die hier ersprießlich vorgearbeitet hatten. Damals hatte Hörbiger auch mir entsprechende Bauentwürfe, Skizzen und Pläne übersandt und im einzelnen die Notwendigkeit einer solchen auf die Tätigkeit der Sonne vornehmlich eingestellten Wetterwarte beschrieben. Grund und Boden am Hange des Wienerwaldes war schenkungsweise da, ebenso waren die Baumaterialien angeboten und die Beschaffung der notwendigen Apparaturen war allenthalben geborgen. Wenn Hörbiger der Realisierung dieses Planes in letzter Stunde doch ausgewichen ist und seine anfänglich helle Begeisterung zu allerhand Bedenken sich gestaltete, so läßt sich nur feststellen, daß er schließlich allzu schwarz gesehen, und sich vor allem übertriebene Sorgen für die laufend zu bezahlenden drei Wissenschafter eines solchen Observatoriums machte. Denn stand erst einmal ein solches Gebäude da und war es im Rahmen der Beobachtungsergebnisse in wissenschaftlichen Austausch mit Observatorien der ganzen Erde getreten, dann würde sich schließlich alles weitere von selbst gefunden haben. Geldleute konnten auf Grund des überzeugenden Augenscheines Vertrauen gewinnen und andere wieder um so leichter dafür interessiert werden, und an ehrlichen Freunden, die sich dieser Aufgabe gerne und Erfolg versprechend unterzogen hätten, war kein Mangel. Unbeschadet der glazialkosmogonischen Ausdeutung der Beobachtungstatsachen hätten diese an sich genügt, um gewünschte Verbindung mit Observatoren der ganzen Erde zu bekommen. So ist aber alles darüber bis heute in der Schwebe geblieben und die wirklich mit praktischen Vorschlägen und der ebenso praktischen Verwirklichung (Ing. Jung wäre hier u. a. ein Ehrenplatz einzuräumen) dienen konnten, sind vorläufig still geworden. Eine verpaßte Gelegenheit jedenfalls, die des Bedauerns für wert erscheint.

Der Wege, die bald Erfolg versprechend, bald utopisch erscheinend zum Bekanntwerden der Welteislehre eingeschlagen wurden, gibt es gar manche. Alle zeichnen sich aber durch irgendeine originelle Seite aus, gemessen an der Originalität Hörbigers selbst. Daß er auch hierbei die äußere Welt um sich nie mit dem Maß des Menschenmöglichen messen kann, überrascht nicht mehr. Dazu sitzt er zu nahe den Quellen des Urelementaren, allzuweit dem Allzumenschlichen entrückt. Wäre man eigennützig und und geschickter Taktiker zugleich, man könnte ihn, etwas übertrieben gesagt, schon unschwer davon überzeugen, daß China, das alte Reich der Mitte, der einzig richtige Ort zur gedeihlichen Propagierung der Welteislehre ist. Er würde nur verwundert dreinschauen und überdenken, was für einen gescheiten Gedanken auch ein anderer haben kann. Und schon wäre er vielleicht gewonnen. Doch Scherz beiseite!

Daß er sich allen Ernstes schon seit Jahren der Pflege der Welthilfssprachen-Bewegung widmet, fällt gewiß nicht vereinzelt in diese Perspektive hinein. Damit sei kein Werturteil über diese Bewegung an sich gefällt. Daß Hörbiger sich von dieser Bewegung eine erhebliche Förderung und Propagierung seiner Welteislehre verspricht, ist sein Glaube seit Jahren. In manchen Schreiben hat er auch mir gegenüber dies deutlich verraten. Schon 1921 war eine kleine Einführungsbroschüre in die Welteislehre in Ido (in Stockholm verlegt) erschienen, eine weitere in einer inzwischen von dem Rigaer Professor E. de Wahl neu konstruierten Weltsprache („Occidental") soll zu erwarten sein. Über den Gedanken einer Propagierung hinaus scheint aber diese Bindung von Welteis und Weltsprache nicht zu gehen. Mit der organischen Geschlossenheit seines Weltbildes ist die für mein Gefühl anorganische Bedingtheit einer Weltsprache nicht wesensgleich. Es muß dies wenigstens registriert werden. Im übrigen weiß ich nur, daß große Optimisten und Idealisten in Weltsprachendingen stets am Werke waren. Soweit Hörbiger sich damit befaßt oder seine Hilfskräfte sich damit befassen läßt, darf dieser Internationalismus nicht als paradox seinem Deutschdenken und Deutschhandeln gegenüber aufgefaßt werden. Schließlich scheint eine Weltsprache auch andere Ziele zu verfolgen, als die auf dem Boden eines Mutterlandes gewachsenen Kulturgüter, die bindende Heimatsprache vor allem, zu zerstören. Darüber habe ich mich gern belehren lassen, nachdem ich gesehen hatte, daß in seinem Welteisheim gerade in den letzten Jahren viel bewunderungswürdige Mühe und Arbeit auf Weltsprache verwendet worden ist.

Sind doch hunderte von Briefen samt einer bescheidenen Zeitschrift unter dem Signum Hörbigers auch hierüber in alle Lande geflattert. Die Ansichten darüber waren geteilt und werden auch geteilt bleiben. Der um die Verbreitung der Welteislehre in Amerika so verdienstvolle und vorstehend gewürdigte Gustav Lindenthal hat sein diesbezügliches Urteil darüber einmal (7. 3. 27.) folgend an Hörbiger geschrieben: „Was die Weltsprachen-Angelegenheit betrifft, so bin ich erstaunt, daß Sie bei aller Ihrer riesigen Arbeit, die Ihre ganze Zeit erfordert, sich auch noch mit diesem Subjekt belasten. Den Vorteil einer Weltsprache für die Wissenschaft sehe ich ein. Eine wissenschaftliche Terminologie, für alle Sprachen geltend, wäre von großem Wert, aber das an und für sich bedeutet schon eine ungeheure Arbeit, vielmehr noch die Einführung einer Weltsprache selbst auch nur für die Jünger der Wissenschaft. Das ist und bleibt wohl ein Traum für lange Zeit, denn nichts ist so sicher erwiesen, als daß Sprachen sich nur langsam ausbilden und wachsen wie ein Baum und daß keine willkürlich zusammengeschmiedete Sprache sich halten kann. Das ist am besten erwiesen dadurch, daß es jetzt schon ein halbes Dutzend erfundene Weltsprachen gibt und keine einzige durchdringt." Man möchte

es bei diesem Urteil eines gewiß nüchtern denkenden Menschen auf amerikanischem Boden bewenden lassen und die Warnung eines Sichnichtverschwendens auf Kosten glazialkosmogonischen Arbeitens hiervor bestehen lassen. An dem Ideal an sich sei damit nicht gerührt. Man wird ja sowieso immer mehr geneigt, alles als gütige Schicksalsfügung im Leben Hörbigers aufzufassen.

Auch vor der Tatsache, daß viele seiner technisch geschulten Freunde auch nicht das geringste Verständnis für seine metaphysischen Schlüsse aufbringen konnten! Allen diesen fehlte eben ein Erfassen dessen, was aus Gnade geboren wird. Und so konnten sie beispielsweise auch den tiefen Sinn der (einmal 1917) geprägten Worte des Meisters nicht verstehen: „Wenn es ein prophetisches Schauen gibt, so ist solches Schauen immer unbewußt. Das Auge des Sehers richtet sich durchaus auf ihm bekannte und fast alltägliche Dinge, wenn er ihm Unbekanntes niederschreibt. Ich habe in diesen Dingen eine eigene Erfahrung. Das Gesicht mit der beschleunigten Schwerkraftsabnahme auf größere interplanetarische Entfernungen gehört zu dieser Art von Innenerlebnissen. Ich habe während des Berichtens in einem Zustande alkoholfreien Rausches geradezu unbewußt etwas durch die Feder fließen lassen und war bei dem Überlesen erstaunt, da einen Gedanken zu finden, der mir bei Beginn der betreffenden Seite noch ganz fern lag. Erst als ich dann am selben oder nächsten Tag weiter darüber nachdachte, sah ich, was man aus dieser Traumerzählung für vernünftige Schlüsse auf den Bau der Milchstraße ziehen kann."

Im begreifenden Nacherleben solcher Sätze dürfte im Augenblicke noch der Berechtigungsschein für alle diejenigen geboten sein, die gesonnen sind, fördernd und dienend dem Werke Hörbigers zu begegnen. Sonst besteht wirklich die Gefahr, daß eine Wahrheit schon ausverkauft wird, bevor sie noch erkannt ist!

Begnadete Persönlichkeit

Als der Leipziger Universitätslehrer Ernst Bergmann, angeregt durch ein Welteisschriftchen aus unserer Feder, vor wenig Jahren einmal in einer angesehenen deutschen Tageszeitung die Parallele Paracelsus-Hörbiger zog, da hatte er allenthalben den Nagel auf den Kopf getroffen.

Es war gewiß auch ein Gnadengeschenk, dieses „großgöttliche" Schauen eines Denkers vor vier Jahrhunderten. Er nahm das Schicksal des Menschen als kosmische Bindung vorweg und rückte den Abstieg der organischen Leiter bis zur kosmischen Urwelt hinauf. Im Lebendigen kulminiert die Welt und irdisches Geschehen ist ständig ein Stück Sternendasein. Und in einer „Sternmutter", diesem urfernen Gebilde einer gebärenden Sonnenwelt, lag auch für ihn schon in ahnender Gewißheit das Zukünftige beschlossen, was gegenwärtig im Reigen des Lebendigen pulst. Es war die Einheitsbetrachtung der Dinge, der große Ganzheitsgedanke, der jedem Aufklärungsrationalismus abhold in göttlicher Ordnung ein Weltbild prägte. Ein Insichversenken ins Dasein, ein Abgleiten ins Kosmische, das die Worte findet: „Berühre eine Blume und die Sterne erzittern." Eine Betrachtung der Welt und der Dinge, eine faustische Fülle von Gesichten über das Ganze, die der Wissenschaftsmensch um so weniger liebt, je einseitiger, je kritischer und je furchtsamer er dem großen Wagnis einer Weltvision gegenüber wurde.

Will es nicht scheinen, so folgert etwa Bergmann, daß mit Hörbiger nun endlich wieder einmal ein verwandter Geist den Mut zum Jasagen besitzt, der an den vielen kleinen Sorgen unseres Detailwissens nicht zu Schanden wird und der darob vom Zauber einer Persönlichkeit von Renaissanceformat umflossen scheint? Sollte die hyperkritisch gewordene Wissenschaft sich noch länger dem fruchtbaren Regen der Hörbigerschau verschließen, um ihre „Trückne" zu beheben? Sollte die Lehre Hörbigers, als Ganzes betrachtet, nicht endlich als geistige Tat hingenommen werden, auf die unser Volk stolz sein kann, zumal sie erweist, daß der deutsche Geist noch trächtig und geburtskräftig wie in den Tagen der Renaissance

ist? Und soll die dumpfe Anklage des Vereinsamten noch länger an das Herz des Volkes schlagen, die Paracelsus schon einmal für sich in Anspruch nahm: „Darumb, daß ich allein bin, daß ich neu bin, daß ich deutsch bin, verachten darumb mein Schriften nit!"? Und der Philosoph, der dieses Fragespiel in freudiges Bejahen rückt, wie hätte er sich wohl noch überboten, so er den ganzen Hörbiger auch nur gekannt!

Der Meister selbst hat wohl niemals jene lebendige Ausdrucksweise gefunden, die mehreren (hier und dort in seinem reichen Briefwechsel eingestreuten) Selbstbetrachtungen über sein Leben jenen Schwung hätte verleihen können, der notwendig mitreißen muß. Aber es steckt doch eine tragisch verklärte und zu erhebender Stärke gesteigerte Note in den Worten, die er einmal im Oktober des Jahres 1917 fand:

„Ich bin ein schwacher, sündhafter Durchschnittsmensch, aber durch einen ganz merkwürdigen Lebensweg herangezüchtet zu einem tüchtigen Medium für ganz ungeheuerliche, bisher verborgene, aber dennoch in der Heiligen Schrift zu findende göttliche Wahrheiten.

Auch im Maschinenbau ist mir die Lösung eines der ältesten Maschinenelement-Probleme, die konstruktive Grundlage zu einem selbsttätigen Ventil für den Bau von Hochofen- und Stahlwerksgebläsen, sowie von Luftpumpen, Luftkompressoren und Wasserwerkspumpen geschenkt worden. Und nachdem ich vorher im Dampfmaschinenbau und auch Fabriksbau jahrelang gearbeitet und mich auch Ende der neunziger Jahre dem Flugproblem zugewendet hatte, so ergaben sich mir spielend und von selbst alle jene Erfahrungen der angewandten Physik und Mechanik, insbesondere in der Wärmetechnologie des Wassers und der Gase, sowie in Sachen der Massenträgheit, die mich zum Empfange höherer Offenbarungen auf dem Gebiete der Astronomie, Meteorologie, Geologie und Kosmologie befähigten, auf welchen mich als Liebhaber zu betätigen ich schon mit dreizehn Jahren den dunklen Drang verspürt hatte.

Wäre ich den normalen Entwicklungsweg der heutigen Jugend gegangen, also ausschließlich Theologie, oder ausschließlich Philosophie, oder ausschließlich Technik studiert hätte, würde ich mich den verschiedenen Gesichten gegenüber wohl kaum empfänglich genug erwiesen haben. Natürlich war die (erst rückblickend erkannte) Führung so weise, daß ich in allen den großen Kuchen, die sich da Technik, Naturwissenschaft, Naturphilosophie und Religionsphilosophie nennen, immer nur zu den Rosinen geführt wurde. Denn wenn ich alle diese Kuchen mit den darin eingeschlossenen Irrtümern hätte ganz genießen und verdauen müssen, wäre wohl gar keine Empfängnistüchtigkeit für die gehabten Gesichte übrig geblieben. Wenn ich das alles, was zeitlebens durch mein armes Hirn hindurch mußte, auf dem Wege der normalen Prüfungsinstanzen gewinnen hätte müssen (also auch die ganzen irrtumreichen Kuchen zu den gefundenen

Rosinen), so langte wohl auch die fünffache darauf verwendete Zeit nicht — gesetzt, daß es dieses Hirn ausgehalten hätte.

Also insofern darf ich mich bis zum April 1895 als unbewußt geführtes Medium bekennen und seitdem als bewußten Knecht, der aber die Führung ruhig jenem unfaßbaren Geist überlassen darf, welcher an jenem 29. Aprilmorgen zu ihm gesprochen hat: Tue was du kannst, ich will mit dir sein!"

So kann nur einer schreiben und bekennen, den die Fülle der Gedanken aus der Müdigkeit des Alltäglichen rettet, der dieser Müdigkeit entflieht und dessen Flucht in gläubiger Demut eine Grenze findet. Denn ohne den Gewinn dieser Demut wäre Hörbiger dem Schicksal erlegen und lieferte nun seinerseits ein dankbares Studienobjekt für jene, die um Genie oder Wahnsinn ihre Werturteile fällen.

Es ist seine Begnadung, daß er wieder Kind wurde im Augenblick seiner schauervollsten Gesichte. Ein Kind, das am gähnenden Abgrund spielt und dessen Schutzengel es vor dem Sturz in die Tiefe bewahrt. Ein Kind mit der Unduldsamkeit im Kleinen und des geduldigen Harrens im Großen. Ein Kind, das jedem sagen und erzählen muß, was es denkt und niemals mehr die Nachteile empfindet, die mit dieser Offenheit verbunden sind. Der Mensch des Durchschnitts legt es als Schwäche aus, der Mensch der Höhe als Gewinn.

Sein Gottvertrauen atmet die Größe eines Heiligen schon. In dieser Welt der ewigen Leidenschaften, der Moral aus Anstand, der Tugend aus Gewohnheit, des Abgeklärttuns aus Höflichkeit, wächst seine religiöse Tiefe über ein ganzes Zeitalter hinaus. Sie empfindet den Glauben nicht nur als Selbstzweck des eigenen Beruhigtseins, sondern als erlösendes Mittel für alle. Das Leben wird wert, ein Golgatha zu sein und das Kreuz wird getragen, um Gläubige zu formen. Das ist das Höchste, was ein Mensch, was Hörbiger dem Dasein abgewinnen kann; weil er zum ruhlosen Schenken sich erfüllen muß.

Der Furcht aber, dieses Schenken bei Lebzeiten nicht restlos bewältigen zu können, entspringt der einzige tragische Konflikt seines Lebens. Er kann nicht ein Teilstück als solches zum vollendeten Abschluß bringen, er müßte schon das Ganze sagen. Und sein Instinkt fühlt, dies niemals erreichen zu können. Wohl hat Hörbiger ein bezauberndes Weltbild zur harmonischen Ganzheit entwickelt, aber die architektonischen Feinheiten daran nur immer zu Fragmenten gestaltet. Er weiß, daß er noch mehr zu sagen hat, aber er verliert sich in schauernder Qual vor dem Letzten. Als Promethide ist er dem festen Boden der Erde angeschmiedet, als Adler möchte er ihm enteilen und bisweilen ins Grenzenlose fliegen.

Dieser tragische Konflikt entschuldigt seine hinreichend bekannten Unterlassungssünden, sein Niefertigwerden mit einer notwendig zu bewältigenden Teilaufgabe, sein Unvermögen Grenzen zu stecken, wo ein Ab-

schluß nötig wäre und Mittel des Verstandenwerdens zu wählen, die vor Nichteingeweihten bestehen können. Es gehören unendliche Geduld und Liebe dazu, ihn in diesen seinen Schwächen sinnfällig zu erfassen und zur Überzeugung durchzudringen, daß trotz allem alles gut und recht so ist. Er wird niemals von sich sagen können, es ist vollbracht, sondern nur immer betonen müssen, ich wollte ja viel mehr. Nicht selten hat er den Notschrei dieses Mehrwollens in scheinbar überheblich klingende Worte gekleidet und die unfreiwillig Gekränkten darüber sind ihm aus Mißverstehen gram geworden. Sonst könnte diese ebenso gütige wie große Seele überhaupt keine Feinde haben, wenigstens keine solchen aus Überzeugung.

Man muß ihm immer und immer wieder gut sein, diesem großen Kind mit den Schwingen des Genius. Gut trotz aller Torheiten, die es begeht, und gut trotz aller Seltsamkeiten, die ihm zuweilen zu eigen. Hinnehmen und Verstehen lernen, so wie er ist, das ist das ganze Geheimnis, ihn zu erfassen und zu ergründen. Dann ergibt sich von selbst eine Entdeckung, die ebenso bestürzend wie befreiend ist: ein grenzenlos Einsamer liegt eingekerkert in einer Höhle und stammelt den Urlaut der Schöpfung einer noch unverständigen Welt. Er möchte schreien und sich bisweilen eine Qual von der Seele schütteln, aber die Welt meidet das Höhlenkind, ist verstandesmäßig frostig und geht allzurasch zur Tagesordung über. Ihm selbst aber bleibt das Gute, seine Seele nicht verunreinigt zu haben, denn diese blieb echt, stets geborgen in Gott.

Er darf auch heute nicht mehr vom Leben verlangen, als es ihm gegeben. Schon hat er das Höchste diesem Leben abgefordert und schon ist er in die Reihe der Gesegneten getreten, die dulden mußten, um andere ernten zu lassen. Ich weiß es wohl, sein Auge ruht noch frisch wie am ersten Tage im Silber der Sterne und sein Mut ist keinem Argwohn der Enttäuschung erlegen. Aber mir scheint, es sollte auch nachgerade nurmehr Sonne sein Dasein beschirmen. Diese Sonne haben wir alle ihm zwingend zu gönnen, die wir seine Getreuesten sind. Seine irdische Morgenröte ist vorbei, seine jenseitige wird ihm ewig verbleiben. Er hat die Wahl seiner Gnade längst bestanden und braucht sich nicht mehr zu sorgen, was nunmehr geschieht. Er nimmt die Zuversicht für göttliches Geführtsein für sich in Anspruch, tauscht Tragisches gegen Urnotwendiges aus und darf deshalb auch nicht mehr grübeln, was aus seinem Werke wird. Sein Glaube nennt es gottbefohlen und Sünde begeht nur der, der versucht, diesen Glauben zu zerstören.

Als Seher ist er aufgetaucht am Strande eines Zeitalters, das willens ist, sich zu zerstören und ablösend neu zu gestalten. Die Welt kann abwarten, ob seine Mission die wirklich beste ist. Sie verläßt zur geeigneten Stunde ihre Großen nicht und spottet ihrer nicht. Und als Mensch wird

er immerdar selten bestehen bleiben vor der Größe der gebotenen Leistung an sich und vor der Gehäuftheit seiner übermenschlich anmutenden Eigenheiten.

Und wenn wieder einmal das Märchen vom geflügelten Boten, der einer freud- und friedlosen Welt eine Kunde des Heils übermittelt, Wirklichkeit wird, dann soll unser Seher diese Botschaft verbriefen, auf daß Millionen Hände sie entfalten. Dies ist mein Wunsch, den ich beschließend auszusprechen habe.

Nachspruch

Mag dieses Buch vorerst auch noch so bescheiden sein, wer seine Vorgeschichte genauer kennen würde, spricht ihm gerne seinen Segen zu.

Ich habe aus meiner Bewunderung für Hörbiger nie ein Hehl gemacht, habe in sechs langen harten Jahren für ihn gekämpft und hatte schon 1926 die Genugtuung, von ihm selbst als „seine beste Kraft", als „sein eifrigster Förderer", als derjenige, der „am tiefsten in ihn eingedrungen ist" und ähnlich mehr bezeichnet zu werden — wie mir das allerdings jetzt nachträglich selbst erst beim Studium seiner Akten bekannt geworden ist. Damit sei kein Selbstlob ausgesprochen. Ein Mensch, der aus notwendigem Müssen heraus arbeitet, kennt solches nicht. Er sagt auch offen heraus, was ihm beim Meister irrig erscheint und hat schließlich auch seine eigene Innenwelt, seine eigene Anschauung den Dingen gegenüber zu verteidigen.

Mir erscheint eben Hörbiger als ein Mensch der Gnade, wie ihn ein ganzes Jahrhundert nicht größer hervorbringen könnte. Das ist für mich der Sinn seiner Sendung. Und da ich mir eine Erarbeitung der Grundlagen unseres Jahrhunderts als weitschauendes Ziel gesteckt habe, war es für mich ein besonderer Reiz, nun nebenher sein erster, wenn auch hier noch ganz in den Anfängen steckender, Biograph zu werden. Es schien mir Zeit, der Welt wenigstens eine Ahnung davon einräumen zu sollen, wer eigentlich Hanns Hörbiger ist. Daß das Erscheinen dieses Buches sich mit dem Jahr seines siebzigsten Geburtstages deckt, ist ein vielleicht glücklich verheißender Beginn.

Ich darf ja nicht verschweigen, daß Hörbiger stets eine gewisse Furcht vor allzu verfrühtem Erscheinen seiner Biographie zur Schau getragen hat. Die Kompliziertheit seiner Natur und seines Werkes schien ihm selbst zu ungeheuer, um mit der Idee sich befreunden zu können, daß überhaupt ein einziger Mensch ihn jemals ganz verstehen könnte. Kann doch kein Begnadeter dieses Verlangen auch an seinen besten Biographen stellen, denn auch Biographien bleiben eben notgedrungen Stückwerk,

und selbst ein Autobiograph wird unter Umständen niemals die feinsten Fäden und Wandlungen seiner Seele wirklich zutreffend gestalten können! Ich habe einen bescheidenen Versuch gewagt und war um so berechtigter dazu, als Hörbiger gelegentlich im März 1929 schon begonnen hatte, mir Material für das „angedrohte Siebzigerbuch zusammenzustellen". Und im November 1929 war der Pakt besiegelt, um dann erneuten Hemmungen zu begegnen.

Schreibt er doch schon wieder am 10. Dezember vergangenen Jahres meinem Freunde Edmund Kiß: „Aber wer möchte es wagen, eine solche Biographie zu schreiben, vor meinem Tode noch, ohne mir die ganzen Irrenärzte des Planeten auf den Hals zu hetzen." 1926 hält er eine Biographie bei Lebzeiten für „vollkommen ausgeschlossen". „Und Sie werden gewiß zugeben," bekennt er 1928 einmal, „daß man mein Gedankengestrüpp nicht irgendeinem Biographen anvertrauen kann." So möchte der wohlwollende Leser begreifen, welche Schwierigkeiten sich gehäuft hatten, als ich Mitte Dezember nach Mauer bei Wien gekommen war.

Heute weiß ich, daß Hörbiger im Rückerinnern noch einmal von den ganzen Schauern erfaßt wurde, die sein Leben rhythmisch durchfluteten! Und dies packte ihn anfänglich so gewaltig, daß er meinem guten Verleger höchst verwegen drahten konnte, mich schleunigst zurückzurufen. Aber allen Elementen zum Trotz — ich blieb. Und es dünkt mich der schönste Lohn dieser an Zwischenfällen so reichen Arbeit zu sein, daß mir Hörbiger jetzt am Schlußwort angelangt nur bestätigen kann, daß mein hartnäckiges Durchhalten in jeder Hinsicht gut und notwendig war. Ja, daß sich auch dahinter nur eine ewigweise Schicksalsfügung verbergen kann. Nun, ich danke dem Meister, danke ihm wie so vielen anderen, die mit Verständnis und Hingabe mich bei dieser Niederschrift unterstützten, nicht zuletzt auch meinem geduldigen und einsichtigen Verleger Dr. Hermann von Hase.

Als ich Ende Juni dieses Jahres von den Hängen des Wiener Waldes Abschied nahm und mich noch einmal all der Segnungen erinnerte, die gleich meiner guten Gefährtin des Lebens meine Einsamkeit und mein Schaffen begleiteten, blieb dieser Abschied nicht ganz heimwehfremd. Wird es mich doch immer wieder dorthin ziehen, wo das Leben noch Beschaulichkeit kennt und jene Sternenmächte leuchten, in welche das begnadete Auge Hörbigers heute noch schicksalsfreudig späht.

Hans Wolfgang Behm

Mauer (Niederösterreich) und Berlin
Ende September 1930

Namen- und Sachregister

Admont 23.
Allgemeinbildung 64, 104.
Alpen, Kitzbühler 13.
Amann 147.
Amerika 302.
Ancona 277/82.
Andreas-Salomé 245.
Anleihen bei Hörbiger 127.
Antichrist 201, 217, 222, 242, 245.
Apokalypse 221, 232/34, 284.
Aprilerlebnis (1895) 121.
Astronomiestudien 104.
Atzgersdorf 23, 26.

Bacmeister 336.
Bahr 182.
Balancierdampfmaschine 80.
Ballistik, kosmische 120.
Bank, deutsche 318.
Baueinsturz (Sillein) 86.
Bauleiter 79.
Baumgartner 252, 256.
Beeskerek 28.
Bekenntnis zur Welteislehre 170.
Beranau 82/3.
Bergmann 347.
Betriebsassistent 79.
Bezirkseingabe 318.
Bibliothek 105.
Bie 341.
Binderstoffhansl 40.
Binderstoffhaus 41 ff.
Biographie, erste 352.
Birk 304.
Blüher 341.
Bodenreform 267.
Boeysen 238.
Boltzmann 300.
Böhm 159.
Brandes 234, 241, 245, 340.
Briefwechsel (Fauth) 130.
Brigg 281.
Bruno, Giordano 227.
Brünn 82/84, 277.
Budapest 88, 106, 111, 284.
Budatin 88.
Büchner 272.
Bürgel 126.
Büro (technisches) 95.

Capri 278, 280.
Castellamare 282.
Chamberlain 286.
Christentum 222, 228, 232, 243.
Cilli 23.
Collmann 67, 77/78, 81, 111.
Costenzer 17/18.

Dampfmaschine, rücklauf. 84.
Dampfmaschinenbau 89.
Darwin, G. H. 122/3, 148.
Debus 184.
Dellach (Gailtal) 21, 33, 35.
Denken, kosmisches 135.
Dennert 201.
Diagnose (Welteislehre) 161/2, 342.
Diefenbach 278/9, 283.
Diener 178.
Doppelsterne 301.
Dreger 158, 160.
Dürer 12.
Dürnstein 310.

Eckermann 276.
Eigenart (Tiroler) 19.
Eingabe (Forschungszwecke) 320.
Einsiedelwald 47.
Eisexperimente (Hochofen) 115.
Eiskörperfallbahnen 131.
Eismilchstraße 118, 119, 121, 137.
Eiszersetzung (Sonne) 138.
Emden 176.
Erdmond (Schicksal des) 140.
Erdschatten 113.

Erfahrungen (Silleiner) 88.
Erkenntnisgrenzen 191.
Erste Brünner (Maschinenfabrik) 79.
Ertl, Georg 21, 52, 58.
— Viktoria 22.

Fabriksdach (Sillein) 87.
Fachwissenschaft 172.
Faust 201, 210/12, 217, 237/8, 242.
Faustausleger 212.
Faustproblem 232/3.
Fauth 128 ff., 220.
Februarerlebnis (1902) 221, 271.
Fellner-Feldegg 220.
Ferienwanderung (1879) 61.
Fernrohrnächte 106.
Finger 300.
Firma (Budapester) 91.
Fischer 145, 156, 175.
Fixsternbewegungen 118.
Flammarion 116.
Flugmaschinenkonstruktion 92.
Flugzeitschrift (östr.) 153, 254.
Forschungswege 134.
Förster-Nietzsche 197, 211, 248.
Förster 154.
Franz, Carl 28, 53.
— Ottilie 53, 56.
Frauenkongreß (Amsterdam) 214.
Freigeisterei 242.
Freud 209.
Friedrich 249.
Friedensgesellschaft 205.
Friedenskonferenz (Haager) 213/4.

Gailtal 21, 27, 34.
— (Geologie) 47.
Galilei 113, 274.
Gast, Peter 198, 248.
Gebläsecylinder 92.
Geburt (Hörbigers) 26/27.
Geburtshaus 27.
Gegnertypen 123.
Gesellschaft (Geolog.) 159.
— (Kosmotechn.) 293
Gesichte 102.
Glazialkosmogonie 114, 129, 234, 254, 287/8, 294, 300.
— (Aufbau der) 144.
— (Entstehungsgesch.) 131 ff.
— (erste Kritik) 145 ff.
— (nach Erscheinen) 142 ff.
— (Neubearbeitung) 173/4.
Goethe 192, 206, 210, 232/3, 237, 244, 251, 276, 309.
Gottesbegriff 239/40 ff., 252, 259.
Gottvertrauen 349.
Gran 267.
Gravitation 271, 273, 295, 300.
Grafendorf 22, 35.
Gretchenmotiv 247.
Großplaneten 112.
Großfeuer (Dellach) 50.

Hale 122.
Haeckel 181, 201, 213, 254, 272.
Hansjakob 286.
Halbfaß 181.
Hamann 275.
Hegel 215.
Heidentum (akademisches) 245.
Heilige Schrift 201, 213, 217, 229, 233.
Heimarbeiten 80.
Helenental 82/3.
Helmholtz 148.
Hepperger 171.
Herder 251.
Hermannstadt 28, 72.
Herrschel 124, 146.
Heyck 314.
Hinzpeter 208.
Hiob 234, 251.
Hochzeit 79.
Hochofengebläse 89.
Hohenzollern 214.
Höfer 159.
Hölderlin 194.
Hörbig 14 ff.
Hörbig-Großbauer 15.
Hörbiger, Alfred 291, 326/7, 330, 335.
— Alois 19, 52.
— Amalie 23.
— Anna 23.
— Attila 250, 291/2, 327/9, 335.
— Fritz 23, 52, 54, 56.
— Johann Robert 277/83, 291, 327/28, 331, 335.
— Lambertus 15.
— Leopoldine 292, 330, 333/5.
— Paul 250. 291, 315, 327, 329/31.
— Pippa 329.
— Tina 35, 44, 330, 335.
— Wilhelm 23, 52.
— (Namensherkunft) 14.
— und Fauth 133.
Hörbigerarchiv 323.
Hörbigergasse 95.
Hörbigerinstitut 95, 311 ff.
Horneffer 227.
Horwatitsch 80.
Hütte (Jahrbuch) 93.

Iglau 82.
Ingenieurverein (öster.) 297.
Intuition 293.
Islam 242.

Jakobi 148.
Jauken 22, 33, 101.
Jerusalem (neues) 253.
Jesaias 234, 241.
Jesus 195, 218, 232, 234, 244.
Judentum 242.
Jugendfreunde 43/44 ff.
Jugendlektüre 103 ff.
Jung 344.
Jupiter 113.

Kaiser-Wilhelm-Institut 162.
Kaminbau (Sillein) 86.
Kampf (um die Welteislehre) 178.
Kant 146, 213, 214, 232, 244, 254, 273.
Kant-Laplace 271.
Kapri 282.
Kastil 173.
Katholikentag (Budapester) 268.
Katholikus Szemle 289.
Kepler 169.
Kinderspiele 49.
Kinobesuch 339.
Kirche (Altlerchenfelder) 22/23.
— (Atzgersdorfer) 27.
— (evangelische) 248.
— (katholische) 248.
Kirchenspaltung 243.
Kiß 353.
Kladno 89.
Klagenfurt 34, 50.
Klein 157.
Kleist 194.
Klinger 235.
Klüngel (akademischer) 181.
Kohlenflöze 320.
Köhler 183.
Kommunion 48.
Konfessionsspaltung 242.
Konstruktionsarbeiten 81.
Konzertreisen 74 ff.
Kopernikus 169, 174, 283, 341.
Koronastrahl 113.
Körperpflege 66.
Kosmosverlag 156.
Kosmotechnik 91, 172.
Kötschach 39 ff., 47.
Kreichgauer 151.
Kreß 152.
Kritzinger 156, 158.
Kronstadt 208.
Kundl 13.
Kuntz 145.

Lachen (Heiliges) 223.
Lais 283/4.
Lambert 146.
Landhaus (Mauer) 95.
Landstuhl 128, 220.
Laplace 157, 207, 273, 274.
Lazarettleben 72.
Leben (häusliches) 333.
Lebenshöhe 205.
Lebenskonflikt 349.
Lederklappengebläse 89.
Leoniden 124, 289.
Lessing 242.
LickSternwarte 296.
Liebhabereien 99 ff.
Lieblingslied 325.
Lienz (Orgelwerkstätte) 21.
Liesing 318.
Lindenthal 301/2, 345.
Lindewiese 131, 254.
Lizenzverhältnisse 94.
Lloyd (Pester) 125, 266.
Löß 115.
Löw 82/84.
Luther, W. 123, 147, 243/44.
Lyell 157.

Mailath 267.
Maizières 89.
Maria-Luggau 48.
Markoni 281.
Mars 139, 296.
Marsmonde 112.
Marsprobleme 110.
Maskierung (Nietzsches) 227.
Mauer 94.
Mauthen 47.
Mayer, J. R. 160, 162, 287.
Megwan 115.
Memoiren (Hörbigers) 256.
Mensch (europäischer) 245.
Metaphysik 272.
Milchstraße 101, 177, 203, 297, 301.
Militärdienstzeit 69 ff.
Milleniumsausstellung 91, 209.
Modernismus 267.
Moleschott 272.
Mondeisozean 108.
Mondentzifferung 107.
Mondkarte (Fauthsche) 129.
Mondkrater (künstliche) 114.
Mondoberfläsche 107, 297.
Mondrätsel 107.
Mondursprung 109.
Mutter 50, 52.
Mütterorakel 211/2, 238.
Mutterschaft (kosmische) 135.

Nachrichten (astronomische) 173, 176.
Naturapostel 278 ff.
Naturfreuden 56.
Naturliebe 100.

Neapel 278, 280.
Nebularhypotheſe 148.
Neptunmond 131.
Netzhautüberblendung 71.
Neue Freie Preſſe 124/5.
Neuerkenntnis (geologiſche) 140.
— (meteorologiſche) 138.
Neumayer 303.
Neunkirchen 219.
Neuſatz a. d. D. 29.
Nietzſche 167, 192/3, 206/8, 213, 216, 218/227, 228 ff., 230/256, 259/60, 266, 274/5, 281/85.
Nietzſcheanhang 226, 230.
Nietzſchearchiv 198, 230, 249.
Nietzſcheepilog (urſpr.) 219, 225.
Nietzſche (Fragen um) 194, 200.
Nietzſchekritiker 287.
Nietzſcheproblem 196.
Nölke 147 ff., 151, 182.
Nölke-Hörbiger 149.

Obſervatorium (Glazialkosm.) 344.
Occidental 345.
Offenbarung (Definition) 199, 234, 273.
Offenbarung Johannes 217, 227, 229, 231, 235, 238, 242/3, 249, 251, 254.
Oppenheim 171/2.
Orgel (Thierbacher) 20.
Orgel (Altlerchenfelder) 24/25.
Overbeck 260.

Paliſa 124, 295.
Pannoniadampfmühle 89
Paquet 182.
Paracelſus 347.
Patent Lang-Hörbiger 90.
Patent Rogler-Hörbiger 94.
Pernter 151.
Pioniere (ſtille) 305/6.
Planetenaufbau 139.
Plaßmann 151, 155.
Plöckenpaß 47.
Pneuma (akademiſches) 179.
Podach 260.
Pohle 146.
Poincaré 148.
Polarität (Weltgeſchehen) 120, 137.
Politik 337.
Pompeji 280.
Poſitano 278/79.
Potonié 151.
Prey 165, 171, 179.
Prohaszka 209, 234, 266/94.
Prohaszkabriefwechſel 269 ff.
Proteſtantismus 242/44.
Providenz (perſönliche) 208, 210.
Pſalmen 234.
Pſychologie (ſubjektive) 273.
Ptolomäus 274.
Publikationen (techniſche) 90.

Radinger 124, 126, 294/301.
Räteregierung (ungar.) 269, 292.
Raketenproblem 165.
Rattenberg 12.
Redtenbacher 295.
Reformation 243, 248.
Reißkofel 33.
Religion 268.
Reſchitza 59.
Reventlow 336.
Rhythmiſches Geſchehen 137.
Riedler 179 ff., 215.
Riem 147.
Rieſenhof (Urfahr) 110.
Rogler 91/93, 216, 222, 246, 253.
Rom 277, 280, 283.

Saturnring 113.
Schaffer 159.
Schauen, prophetiſches 346.
Schauliniendarſtellung 145.
Scheller 173.
Scheffauer 336.
Scheiner 122.
Schiaparelli 111, 122.
Schlafloſigkeit 87, 89.
Schmauß 151.
Schmiedegeſelle 59.
Schöpfungsgeſchichte 234.
Schrothkur 131.
Schulelend, akademiſches 180.
Schuſter 122.
Schwabe 113.
Sechi 283.
Seeliger, R. v. 176/77.
Segantini 11.
Seiberth 57.
Selbſtbekenntnis 348.
Septemberkomet (82), 72.
Shedbau 85.
Siemens & Halske 92, 216, 277.
Sillein 85 ff.
Sinaia 208/9, 213.
Sitten, ſerbiſche 55.
Snell 275.
Soeſer 306/8.
Sonne (Flugzielrichtung) 131 ff.
Sonnenbahn 118.
Sonnenfinſternis (82), 71.
Sonnenfleck 113, 298.
Sonnentätigkeit 113.
Sonnenweltgeburt 136.
Spengler 192, 245.
Spiralnebel 173.

Sportbetätigung 312.
St. Daniel 21, 38 ff., 40.
Stellung, erſte 68.
Stellungsſuche 77.
Sternbeobachtung 103, 105.
Sternmütter 136, 211.
Sternſchnuppenbeobachtung 113.
Sternſchnuppennatur 112.
Stiefvater 54.
Störarbeiten 22.
Strobl 323.
Studienbeginn 60.
Studienzeugniſſe 67.
Stuhlweißenburg 266.
Sueß, E. 121, 123, 296.
Sueß, F. E. 158, 160.
Supernaturalismus 274.
Suttner 214.

Tanzdeutung 235.
Technik und Naturſchau 102.
Telepathie, kosmiſche 206.
Teſtament, altes 229.
Teſtament, neues 229.
Theorie und Praxis 180/81.
Thierbach 13.
Thierſch, A. 204/5.
Thierſch, Fr. 205, 224.
Thieß 259.
Tirol 12.
Tolſtoianer 277.
Trägheitsgeſetz 136.
Trentini 333.
Tuchfabrik (Sillein) 84, 209.
Turner 122/3.

Ude 255.
Unwetterkataſtrophen 138.
Urania (Wien) 152.
Uraniaabende 172.
Uraniadepeſche 203.
Uraniameyer 117/8, 124, 126.
Utopie (1899er) 215.

Vaihinger 231.
Vajdahunyad 89, 201, 202 ff.
Valier 145, 151, 163/178 ff., 292.
Valierbriefwechſel 164, 175.
Vater 54/55.
Vaterfreuden 80.
Vatikan 267.
Ventilerfindung 90.
Verband, Polytechniſcher Č. S. R. 183.
Vermögensverhältniſſe 94.
Vernunftſchlüſſe 127.
Verſecz 28, 41, 52 ff., 73, 83.
— Abſchied von 59.
— Realſchule 55.
— (Reiſe 1880) 65.
Verſuche zur Weltverbreiterung 161/62.
Vignetten (Glazialkosmogonie) 255.
Villach 34.
Voigt 129, 145, 151, 175.
Volk, deutſches 243/5.
Votivkirche 252.

Wachtraum (1895) 118.
Wagner 244.
Wahl, E. de 345.
Wallfahrten 48.
Waſſerſtoff (Weltraum) 136.
Waſſervorrat (Erde) 139.
Weineck 121.
Weiß, E. 104, 117, 121, 122, 132, 295.
Weltanſchauung 254.
Weltbild (Neues) 134ff.
Welteis 91.
Welteisarbeiten 313.
Welteisentdeckung 107 ff.
Welteiskörper 113, 154.
Welteislehre 156, 232, 266, 341.
— organiſierte 342.
Welteisliteratur 114.
Welteisniederſchrift, erſte 116.
Welteisnotiz, erſte 125.
Welteistagung (1925) 150, 310.
Welteisverteilung 131.
Welteisvorträge 169/70.
Weltfrieden 213/4.
Weltgefühl 191.
Weltraum 137.
Weltraummittel 138.
Weltraumwiderſtand 110.
Weltkrieg 290.
Weltſprache 345.
Wendelin 159.
Wiederkunft des Gleichen 241.
Wien (1878) 59.
Wien 77, 88.
Wien (Firmenüberſiedlung) 93.
Wildſchönau 13.
Wilhelm II. Kaiſer 209, 216, 336/7.
Wilſon 338.
Wirtſchaft (Dellacher) 52/53.
Wiſſenſchaft 257.
Wochenſchrift (Naturw.) 182.
Wolzogen 182.
Wörgl 13.
Wright 146.
Würſtle 155.

Zarathuſtra 217.
Zarathuſtradeutung 231.
Zarathuſtraworte 187/9.
Zeitdiagnoſe 7, 191.
Zeitſchrift (Aſtronom.) 168.
Zichy 266.
Zitherſpiel 57, 73.

Hans Wolfgang Behm

ist Verfasser folgender Werke, die sich auf die Welteislehre gründen:

Von Sintflut zu Sintflut.

Unveränderte Neuausgabe des Werkes „Planetentod u. Lebenswende".

Wie ein gewaltiger Film gleitet das Schicksal der Erde und ihrer Bewohner am Leser vorüber. Jahrmillionen eines goldenen Zeitalters werden jeweils durch Großkatastrophen abgelöst, die das Leben gewaltig erschüttern und mit einer Sintflut ihren Abschluß finden. Eine neue Entwicklungsgeschichte baut sich auf, die Lehre von der Abhängigkeit unserer Erde von kosmischen Mächten, die durch den Wechsel von Mondzeiten, Mondzertrümmerung und mondlosen Zeiten jene gewaltigen, bisher unerklärlichen Umwandlungen der Erdoberfläche und ihrer Bewohner glaubhaft macht. Reich illustriert. Brosch. 11.50 Mark, Leinenband 14 Mark.

Schöpfung des Menschen.

Revolution um Darwin und sein Erbe. Dieses ständig mehr Aufsehen erregende Werk unternimmt erstmalig den Versuch einer eindrucksvollen Zusammenfassung aller neuen, das Schicksal der Menschwerdung berührenden Fragen. Alle bisher scheinbar festgefügten Anschauungen über Abstammung und Ursprung der Menschheit kommen ins Wanken: „Der Mensch stammt nicht vom Affen ab, sondern ist höchstens neben ihm aufgewachsen. Das Geschlecht der Menschen ist uralt und lebte schon zur Zeit der Saurier und Sintflutgewalten." Eine genußreiche zeitgemäße Einführung in die Abstammungslehre. Mit 54 Abbildungen. Brosch. 5.50 Mark, Ganzleinen 8 Mark.

Welteis und Weltentwicklung.

Gemeinverständliche Einführung in die Grundlagen der Welteislehre. „Niemand, der an den Theorien über den Kosmos interessiert ist, kann diese Einführungsschrift missen." (Berliner Tgbl.) „Mit atemloser Spannung folgt man den klaren Ausführungen des Verfassers." (Hamburg. Univ.-Ztg.) 13.—17. Tausend. Geh. 1 Mark.

Welteislehre.

Ihre Bedeutung im Kulturbild der Gegenwart. Im Gewande vornehmster Kritik, feinsinnigster Ausdeutung und überzeugender Schärfe wird hier die Welteislehre in Beziehung gesetzt zu allen das Kulturgeschehen bewegenden Fragen. 32 Seiten. Geh. 1.25 Mark.

Behm schrieb auch das wissenschaftliche Nachwort zu:

Edmund Kiß, Das gläserne Meer.

Dieser Roman aus Urtagen des preisgekrönten Dichters und tüchtigen Forschers wird in seiner dramatischen Gestaltung der Zeit des Mondniederbruches der Welteislehre viele Freunde gewinnen. Das Buch sei zu Geschenkzwecken deshalb besonders empfohlen. Ganzleinenband 6.50 Mark.